

**Festschrift**  
**zur**  
**Jahrhundertfeier**  
**des**  
**Staatl. Realgymnasiums**  
**zu Nordhausen**  
**—1835-1935—**

Gedruckt  
bei Theodor Müller  
in Nordhausen



## Vorwort.

Zur Jahrhundertfeier des Staatlichen Realgymnasiums zu Nordhausen war von vornherein eine Festschrift geplant, deren Beiträge die Verbundenheit der Anstalt mit dem Schicksale unseres deutschen Volkes und insbesondere mit dem unserer engeren Heimat darlegen sollten. Bei dieser Zielsetzung war es unsere vornehmste Pflicht, der Teilnahme des Realgymnasiums am Völkerringen des Weltkrieges zu gedenken. Da aber die ältere Schwesteranstalt, das Gymnasium zu Nordhausen, zu ihrer 400jährigen Jubelfeier im Jahre 1924 einen trefflichen Aufsatz über ihre Schicksale im Weltkriege gebracht und unsere Anstalt das gewaltige Geschehen in gleicher Weise erlebt hat, wäre nur eine matte Wiederholung möglich gewesen, wenn wir rein historisch auf die Bedeutung eingegangen wären, die der Weltkrieg für unsere Schulgemeinschaft daheim und draußen gehabt hat. Wir haben deshalb einen anderen Weg beschritten und haben geglaubt, den Weltkrieg am besten vor unserem geistigen Auge dadurch erstehen lassen zu können, daß wir einige ehemalige Schüler und Kriegsteilnehmer unserer Anstalt gebeten haben, das Wort zu ergreifen. Dabei ist besonders dankenswert die über das persönliche Erlebnis hinausgreifende wissenschaftliche Studie von Herrn Major a. D. D. Rauf. Um aber nicht bloß Zeugnisse von Lebenden zu bringen, sondern um auch von einem zu erfahren, dessen Opfermut und Heldentod symbolisch sein kann für die weit über 200 Weltkriegsgefallenen unseres Realgymnasiums, haben wir Herrn Sanitätsrat Dr. Förstmann als Vater eines unserer teuren Toten um einen Beitrag gebeten.

Tief durchdrungen sind wir von der Anschauung, daß die deutsche höhere Schule bei aller gründlichen allgemeinwissenschaftlichen Durchbildung ihrer Schüler keinerlei Aufgaben zu lösen hat, die ihre Rechtfertigung in sich selbst tragen, sondern nur solche, deren Lösung wesentlich ist für das Gedeihen und die Förderung des deutschen Menschen und aller seiner politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Belange. Deshalb sind wir dankbar für die Arbeit eines ehemaligen Schülers, Univ.-Prof. Dr. Scheibers, Leipzig, der in einem Aufsatz die Möglichkeiten der Gewinnung von Herzen auf künstlichem Wege überprüft. Bei den übrigen wissenschaftlichen Beiträgen haben wir uns bewußt auf Themen beschränkt, welche

sich auf unsere Schule und Heimat beziehen. Denn so sehr wir davon überzeugt sind, daß die höhere Schule ihren Schülern ein möglichst umfassendes Weltbild vermitteln muß, so sehr sind wir auch davon überzeugt, daß Ausgangspunkt aller gedanklichen und gefühlsmäßigen Erfassung von Natur und Geisteswelt das Vaterhaus und der mütterliche Boden sein muß und daß alle noch so vielgestaltigen Ströme unseres völkischen Lebens wieder und wieder Nahrung und Kraft empfangen müssen aus dem Urquell der Heimat.

Schließlich wird, abgesehen von dem Bildmaterial, das zwar nicht den wesentlichen Inhalt unseres Lebens und Strebens erschließen, aber immerhin von dem letztjahrzehntigen Leben der Schule nach außen hin berichten kann, allen einstigen und gegenwärtigen Angehörigen unserer Anstalt die als letzter Beitrag gegebene Uebersicht erwünscht sein, die Auskunft gibt über die Lehrer und Abiturienten der Schule seit 1885, über die gerade im Jubiläumsjahre die Anstalt besuchenden Schüler und über den Anteil der Schulgemeinde an der großen nationalsozialistischen Bewegung und Volkserneuerung.

Für die Ausgestaltung des Titelblattes und für die Federzeichnungen zu dem Aufsatz über unser heimatliches Brauchtum sind wir dem Zeichenlehrer der Anstalt, Herrn Damaste, zu Dank verpflichtet.

Die Herausgabe der Festschrift wäre nicht möglich gewesen, wenn nicht eine große Zahl ehemaliger Schüler oder Väter von jetzigen Schülern z. T. recht namhafte Summen für unser Werk zur Verfügung gestellt hätten und wenn nicht der Verlag Theodor Müller, Nordhausen bei der Drucklegung mit großer Bereitwilligkeit manche Schwierigkeit aus dem Wege geräumt hätte. Für alle Förderungen sind wir umso dankbarer, als diese Hilfsbereitschaft von der Verbundenheit weiter Kreise mit unserem nunmehr einhundertjährigen Realgymnasium zeugt.

G r a b s, Oberstudiendirektor.

Dr. Silberborth.

## Inhaltsverzeichnis.

|   | Seite   |
|---|---------|
| 1. Dr. H. Silberborth, Carl Christian Friedrich Fischer.<br>Ein Lebensbild . . . . .  | 7—62    |
| 2. Berichte ehemaliger Schüler der Anstalt und des<br>Vaters eines früheren Schülers: Nordhäuser Real-<br>gymnasialten im Weltkrieg . . . . .     | 63—114  |
| 3. Ein kleiner Auschnitt vom Leben des Nordhäuser<br>Realgymnasiums nach dem Kriege. (In Bildern<br>gezeigt) . . . . .                            | 115—120 |
| 4. Dr. Fr. Meinecke, Gestaltung und Entwicklungs-<br>geschichte der Landschaft um Nordhausen . . . .  | 121—170 |
| 5. Dr. H. Silberborth, Vom alten Brauchtum in den<br>Landen zwischen Harz und Hainleite . . . . .   | 171—262 |
| 6. Univ.-Prof. Dr. Joh. Scheiber, Zur Kenntnis<br>natürlicher und künstlicher Harzprodukte . . . .  | 263—273 |
| 7. Oberstudiendirektor Fr. Grabs, Statistik über Lehrer<br>und Schüler des Realgymnasiums; der National-<br>sozialismus und die Anstalt . . . . . | 274—330 |

---

Von den Beiträgen 4 und 5 ist eine beschränkte Anzahl Sonder-  
abzüge hergestellt worden.

# Carl Christian Friedrich Fischer.

## Ein Lebensbild.

Von H. Silberborth.

### Die Jugend.

Am 15. Oktober 1840 wurde das von der Stadt Nordhausen vor dem Töpferore erbaute Realschulgebäude eingeweiht. Bei dieser Feierlichkeit schloß der erste Direktor der Realschule Carl Christian Friedrich Fischer seine Festrede mit folgenden Worten: „Wenn wir alle, meine Herren, nicht mehr hier sein werden und nur die jüngeren von diesen Knaben, die schwerlich mehr als den allgemeinen Eindruck dieses Tages mit hinausnehmen werden, den Nachkommen sagen können: Ich war auch dabei, als die Realschule eingeweiht wurde, dann wird in den Jahrbüchern der Stadt, dann wird in unseren Schulschriften nach unserem Namen gefragt und das Urteil von einem unparteiischen Geschlecht gefällt werden über uns und unsere Taten. Das lassen Sie uns bedenken! Wohl uns, wenn die späten Enkel unser Andenken ehren! Wohl uns, wenn sie die segensreichen Früchte unseres Schweißes, unserer Arbeit ernten!“

Heute ist es, wenigstens bei den Kreisen, denen auch Fischer angehörte, nicht mehr üblich, auf die eigene Bedeutung und Würdigkeit so deutlich hinzuweisen, wie es einstmals Fischer tat. Nicht bloß größere persönliche Zurückhaltung, sondern auch eine nüchterne, zweifeldurchzogene Einstellung zu der Anerkennung und vielleicht sogar zu dem Werte ihrer Arbeit für die Volksgemeinschaft hindert heute die Träger der Kultur, derart selbstverständlich auf ihre Taten aufmerksam zu machen. Doch uns blüht ein Vorteil aus dieser einstigen wenig verhüllten Selbstgefälligkeit: Wir vermögen umso leichter das Innenleben jener Menschen vor 100 Jahren zu belauschen und ganz besonders leicht das eines so temperamentvollen Menschen, wie es Fischer war. Zudem aber kann uns in diesem Falle, wenn der Ausklang der Fischerschen Rede in uns nachhallt, das Frohgefühl beherrschen, daß wir „späten Enkel“ heute nach 100 Jahren sein Andenken ehren können, weil wir in der Tat „die segensreichen Früchte seines Schweißes, seiner Arbeit geerntet haben“. —

Carl Christian Friedrich Fischer wurde am 1. August 1803 zu Klettstedt bei Langensalza als Sohn eines Rittergutspächters geboren.<sup>1)</sup> Der Vater hatte Theologe werden wollen, wurde aber zum Goldschmied bestimmt, wechselte von diesem Gewerbe zur Landwirtschaft, die ihm gar nicht lag, und endete schließlich als mittlerer Beamter, als Lazarettinspektor in Erfurt und als Rentmeister in Griestedt bei Weißensee. Aber er wollte ursprünglich Theologe werden. Väter sehen gern, wenn an den Söhnen sich das erfüllt, was ihnen selber unerreichbar war. Als Carl Fischer geboren wurde, war der Vater beim Landwirt angelangt, die weiteren — unerwünschten — Berufsetappen lagen noch vor ihm; Theologe wurde er nie, nicht nur schmerzlich für ihn, sondern auch bedenklich für den Sohn.

Es war die Zeit, wo nach der Französischen Revolution den europäischen Völkern die politische und wirtschaftliche Freiheit heraufdämmerte, aber erst heraufdämmerte, und zudem waren die Unzulänglichkeiten eines schrankenlosen Individualismus noch völlig verdeckt durch stärkste Bindungen, welche die Gesellschaft dem einzelnen auferlegte. Allerstärkste Bindung aber bedeutete damals der Gehorsam des Kindes gegen Vater und Mutter.

Der Vater, selbst unter den barbarischen Erziehungsmethoden eines kleineren Bürgerhauses in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts aufgewachsen, war ein strenger, starrköpfiger Mann, dazu enttäuscht und mürrisch, seit 1808 Rentmeister in dem schullosen Griestedt. So mußte der kleine sechsjährige Karl auf die Volksschule nach Erfurt, und da diese gar nichts leistete, mußte er nach 1½ Jahren zurück unter die Hand seines Vaters, der nunmehr die Belehrung des Knaben selbst übernahm.

Selten ist ein Vater ein guter Lehrer seiner eigenen Kinder. Woran es liegt? Vielleicht daran, daß zu viele Ablenkungen vorhanden sind, eine bestimmte Zeit zur Belehrung an einem geeigneten Orte nicht innegehalten wird; mehr als bei anderen Einrichtungen müssen ja beim Unterricht die Persönlichkeiten aufeinander eingestellt und diese wieder beeinflusst sein von der ganzen über der Umgebung liegenden, der Aufgeschlossenheit von Lehrer und Schüler entgegenkommenden Stimmung. Vielleicht liegt es aber auch daran, daß die Eigenliebe des Vaters zu viel von der Befähigung des Sohnes erwartet und zu schnell gekränkt ist, wenn zunächst nichts weiter sichtbar wird, als daß dem eigenen Sohne

---

<sup>1)</sup> Der Vater hieß Karl Christian Siegesmund Fischer und war der Sohn von Christian Adolf Fischer, Bürgermeister in Erfurt. Seine Gemahlin, also die Mutter, war Charlotte Wilhelmine Lang, Tochter des Pastors Lang in Uriebe. — Auszug aus dem Kirchenbuch von Klettstedt. — Nachweis durch Herrn C. Stabe, Nordhausen.

wie anderen Kindern auch keine Siebenmeilenstiefel passen, sondern Knabenschuhe, mit denen er seine braven Knabenschritte oder aber auch seine weniger braven Knabensprünge macht. Jedenfalls: Selten ist ein Vater ein guter Lehrer seiner eigenen Kinder. Vater Fischer war der denkbar schlechteste. Bald kam es zu den fürchterlichsten Auftritten; bald gelang auch dem gesunden Verstande und der zärtlichen Aufopferung der Mutter die Vermittlung und Glättung nicht mehr. Der Sohn selbst hat uns eine Anmerkung darüber hinterlassen, wie der Vater dem Ahtjährigen die lateinische Sprache beizubringen suchte: „Er fing die Sache von hinten an, nämlich mit dem Uebersetzen.“ Diese Methode nennt der große Pädagoge und spätere Direktor der Realschule zu Nordhausen „lächerlich“. Heute möchten es wohl viele Kreise von Sprachlehrern mit dem alten Fischer halten und die Ansicht des Direktors Fischer als höchst rückständig bezeichnen, der hübsch säuberlich erst die Formen-, dann die Satzlehre vermittelt und einübt, und es erst danach sehr vorsichtig mit dem Uebersetzen versucht. So wechseln die Anschauungen über Didaktik und streiten noch heut' miteinander. Wahrscheinlich werden tote Sprachen eine andere Lehrweise erfordern als lebende, und ein Knäblein, dem der Formenschatz und der Satzbau der Muttersprache kaum geläufig, verlangt eine andere Behandlung als der Jüngling, dem bei größerer Ueberschau Eingliederung und Verbindung gar leicht gelingt. Kurzum: Noch der reife Mann kopfschüttelte über die Erziehungskünste seines Vaters und erinnerte sich wehmütig des Auftrittes, da sein Vater ihn voll Bitterkeit für einen ausgemachten Dummkopf erklärte und die Mutter darauf bestand, daß dieser häusliche Unterricht nicht mehr fortgesetzt werde.<sup>1)</sup>

Die brave Mutter war es auch, die den verschahrenen Wagen wieder auf das rechte Gleis zu bringen verstand. Ihr wohnte im nahen Weißensee ein Verwandter, der Hofrat Kirsten, dem ein Leben zu führen beschieden war, so wünschbar wie nur möglich in jener weltbürgerlichen, bildungseifrigen Zeit. Kirsten war Erzieher der Söhne eines Herrn von Arnim gewesen, und, seltsam für unsere Zeit, selbstverständlich für jene: den tüchtigen, teilnahmevollen Erzieher begleitete der Dank der Zöglinge und ihres Vaters über die Zeit seiner Wirksamkeit hinaus bis an das Lebensende, und zwar nicht bloß in aufmerksamen Worten, sondern in höchst greifbaren Werken. Arnim hatte Kirsten eine lebenslängliche Rente

<sup>1)</sup> Vergl. zur Geschichte der Methodik des Lateinunterrichts in Nordhausen: Silberborth, Geschichte des Nordhäuser Gymnasiums, 1923, 25 f. Walthert, Der lat. Unterricht bis zur Mitte des 18. Jahrh. am Gymnasium zu Nordhausen in: Festschrift zur Vierhundertjahrfeier des Gymnasiums zu Nordhausen, 1924, 12 ff.

von 400 Talern ausgelegt, eine Summe, die damals fast dem Gehalt eines höheren Beamten gleichkam.<sup>1)</sup> So konnte sich Kirsten in Weißensee beschaulich und sorglos unter seinen Büchern einrichten und zu seiner Erbauung unentgeltlich die Söhne befreundeter Eltern unterrichten. Diesen wohlgeprüften und erfahrenen Erzieher bat Mutter Fischer um sein Urteil über den offenbar mißratenen Sohn Carl, und damit dieses Urteil alle erdenkliche Sicherheit gewähre, sollte sich der damals neunjährige Knabe auf vier Wochen „zur Probe“ nach Weißensee begeben. Das Debut war glänzend. Der gute Großvater Kirsten, wie ihn der Knabe bald nannte, erklärte ihn nicht nur für ein feines, kluges Köpfchen, sondern gewann ihn durch sein bald knabenhaft ledes, bald gefühlvoll unsicheres, immer aber aufgeschlossenes Verhalten so lieb, daß er ihn völlig bei sich aufnahm und ihn, als er seinen erwachsenen Sohn und gleich darauf seine Gemahlin verlor, wie sein eigenes Kind hielt und erzog.

Es waren die Jahre 1812—1817, die Carl Fischer bei Kirsten verbrachte, erst in Weißensee, dann in Erfurt, wohin Kirsten nach dem Tode seiner Frau übersiedelte. Er reifte damals schon heran und wurde seiner selbst bewußt und seiner Umgebung; aber aus seiner selbstgeschriebenen Vita streift auch nicht der leiseste Hauch zu uns herüber von der wildbewegten Zeit des Völkerringens, die ihn damals umwehte. Glücklich vielleicht jene Menschen, die ganz sich selbst und ihren Freunden lebten, unberührt vom Entstehen und Vergehen ganzer Nationen, was sie als gänzlich nebensächlich ansahen gegenüber der höchsten Aufgabe, ihre Individualität zur höchsten Ausgeglichenheit und Vollkommenheit emporzuentwickeln, glücklich wie der Mensch am abendlich beruhigten Waldsee; aber glücklich vielleicht auch der Mensch, der durch Wind und Wellen treibt und nicht nur treibt, sondern auch mit ihnen ringt, ein Ziel außerhalb seiner und innerhalb der Volksgemeinschaft vor Augen.

Fünf Jahre lang war dem Knaben vergönnt, an der Seite Kirstens sorglos dahinzugehen. Da wurde den Eltern für ihn eine Freistelle in der Schulpforta angeboten, und freudig griffen sie zu. Am 10. April 1817 wurde er in Pforta in die Tertia aufgenommen, sechs Jahre später, am 5. März 1823 verließ er die

---

<sup>1)</sup> In Nordhausen wohnte in jenen Tagen der Privatgelehrte Friedr. Wilh. Ehrhardt, der ein ähnlich beschauliches Dasein wie Kirsten führte und von einer Lebensrente lebte, die ihm die Familie von Bethmann in Frankfurt, in der er Hauslehrer gewesen war, ausgeworfen hatte. — Der Fabrikant und spätere Rentner Herm. Arnold in Nordhausen ließ seinem Lehrer, dem Prof. Rüging, ein Denkmal setzen. — Dieses uns so ferne 19. Jahrhundert war doch eine merkwürdige Zeit mit einem uns nicht mehr verständlichen Gefühlsleben!

Anstalt mit dem Zeugnis der Reife.<sup>1)</sup> Ernstliche Lehrjahre waren es, voller Bitternis und Sehnsucht zunächst, voller Streben und Erkennen danach. Der Knabe hatte unter der harten, durch kein Verständnis gemilderten Zucht seines Vaters gestanden, war dann liebevoll von einem abgeklärten Mann geführt worden und mußte sich nun einer strengen Schulzucht und einem zuweilen satanischen Pennalismus seiner Kameraden fügen. Er war ein gesunder Junge, aber in einem Alter, wo bei jedem Menschen widersprechendste Gefühle sich melden und das wünschenswerte Gleichgewicht stören. Dazu war er hin und her gerissen worden von Strenge und Güte, von Elternhaus und Fremde. So war er starrköpfig und verschlossen, weich und schmiegsam zugleich geworden, aber alle Gefühlslagen waren in der ersten Portenser Zeit doch überdeckt von einer qualvollen Sehnsucht zu dem Erfurter Paradies seines Großvaters Kirsten, und manch einmal mag ihm erst der Schlaf, der sich durch die Erschöpfung von den Pflichten gegen die Schule und von den Sandreiehungen für die älteren Kameraden einstellte, die reichlich vergossenen Tränen weggetrocknet haben. Daß die Jugendzeit eine ganz sorglose Zeit sei, besteht nur in der Einbildung des vergeßlichen Alters.

Erst seitdem Fischer die Obersekunda erreicht hatte, wendete sich sein Leben zum besseren. An Stelle eines verbrauchten alten Herren wurde Jakobi Professor der Mathematik in Schulpforta, den Fischer selbst „einen ebenso kenntnisreichen Mathematiker als maderen Lehrer“ nennt, und sein Adjunkt wurde der junge Koberstein, der Fischer in der Mathematik weiter förderte, dem der Jüngling aber besonders nahe trat durch die Aufnahme in seinen Privat-zirkel für deutsche Literatur. Beide aber, Jakobi wie Koberstein, erklärten Fischer bald für den besten Mathematiker Pfortas. Sie sind es gewesen, die dem Talent, das sich bisher wild und eigenmächtig an Baurissen und geometrischen Gesetzen versucht hatte, die Wege wiesen und klare Ziele steckten. Sie, und vor allem Koberstein waren es auch, die den Jüngling zuerst zum Studium der damals noch so ganz modernen Klassiker und besonders Goethes anregten.

Mehr als man von der alten Schulpforta, die ja doch im wesentlichen auf den Betrieb der klassischen Sprachen eingestellt war, erwarten konnte, wurden die Fähigkeiten Fischers anerkannt, und obwohl er im Lateinischen und Griechischen immer nur Durchschnittsleistungen aufzuweisen hatte, erwirkten ihm seine Lehrer doch beim Preussischen Kultusministerium ein Stipendium, das über vier Jahre galt und ihm regelmäßig ausgezahlt wurde. Damit hatte

---

<sup>1)</sup> Nach einer Portenser Mitteilung.



er Grund unter den Füßen. Sehr nötig für ihn, denn nunmehr, aus der Zucht der Schule entlassen, trat der bald Zwanzigjährige wieder unter die Rute des eigenwilligen Vaters.

Der Vater hatte Theologe werden wollen und war Zahlmeister geworden. Jetzt sollte der Sohn Theologe werden und fühlte sich zu einem Meister der Zahlen, zum Mathematikus, berufen. Es waren böse Osterferien daheim im engen Griesstedt und im noch engeren väterlichen Hause. Der Wille des Vaters setzte sich durch; der Sohn zog nach Halle und begann Religionswissenschaft zu studieren. Er versuchte zu beginnen, vervollkommnete aber alsbald nur seine Kenntnisse im Griechischen. Und mit dem Ende des ersten Semesters ging auch das zu Ende. Der Sohn setzte noch einmal zum Sturm auf das harte Herz seines Vaters an. Der Sturm mißlang; der Befehl, Theologie zu studieren, wurde nicht zurückgenommen. Eine dauernde Entfremdung zwischen Vater und Sohn war die Folge. Naturgewollter Kampf der Generationen, hier nur verschärft durch die ungeheure Zeitenwende: Der Vater war ein Kind des absolutistischen 18. Jahrhunderts, der Sohn ein Kind des liberalen 19. Der Sohn hatte sich gewunden und gebeugt, solange er unmündig war, herangereift setzte er dem Willen den Willen entgegen und einen Willen, der zum ersten zeigte, daß er der Sohn seines Vaters war, und zum anderen, daß die harte Jugenderfahrung ihn gehärtet und die Ueberwindung der Schwierigkeiten sein Selbstbewußtsein erhöht hatten. Er kehrte nach Halle zurück und studierte Mathematik und Physik; der Vater entzog ihm jede Unterstützung.

So setzte denn Carl Fischer seinen Weg alleine fort und hatte bald eine gehörige Strecke unter seine weitausholenden Schritte genommen. Eine Preisaufgabe wurde behandelt und erfuhr lobende Erwähnung; beim großen Physiker Schweigger wurde er Assistent. In diesem fand er den zweiten väterlichen Freund, der ihm manches Hindernis beiseite schaffte und ihm schließlich zur Habilitation riet. Fischer war auf dem Wege zum Universitätsprofessor. Er hatte promoviert; in Jena, wo er sich als Privatdozent niederlassen sollte, hatte ihm Schweiggers Fürsprache alle Türen geöffnet, und Goethe als Kurator der Universität stellte ihm, nach einer persönlichen Aussprache in Weimar, alle physikalischen Apparate der Universität zu beliebigem Gebrauch zur Verfügung. Alles ließ sich aufs beste an, Jena schien für Fischer Lebensschicksal zu werden, es wurde nur belanglose Episode.

In Jena wohnte nämlich ein Oheim Fischers, der akademische Rentamtmann Lange mit Weib und Kind. Dieses Kind aber war eine Tochter, in die sich der gefühlvolle und unerfahrene Portenfer Alumnus, als er vor Jahren während einiger kurzer Ferientage



Carl Fischer  
Erster Direktor der Anstalt

den Oheim besuchte, verliebte. Durch einen Brief, an die Schwester daheim gerichtet, kam zwar die Jugendliebelei dem Vater zur Kenntnis, und dieser verbot sogleich jeden weiteren Besuch in Jena. Doch wenn nun auch die Besuche unterblieben, die Neigung blieb dennoch. Und seine Liebe wurde erwidert, umso mehr als sich allgemach des jungen Magisters Lebensweg zu ebnen begann. Vater und Mutter Lange aber hatten ein Wohlgefallen an allem, förderten nach Kräften das Spiel zum Ernst und luden den zur Habilitation Bereiten ein, ihr Haus als seines zu betrachten. Doch unterdes war aus dem Schüler der Pforta, in dessen Welt die Welt des Weibes nur durch alte und neue Poeten ahnungsvoll, doch weifenlos hineingedämmert hatte, ein Hallenser Doktor geworden, der nicht nur hinter seinen Büchern gelesen oder mit dem Vater die Klinge gekreuzt hatte. Aus dem unerfahrenen Jüngling war ein erfahrener Mann geworden, und was dem Jüngling als Rosenknospen erschienen, trat vor den Mann als aufgeblühte Blume, aber als Gänseblume. Den Gewissenhaften kostete es einigen Kampf, doch er sah die Unerträglichkeit der lebenslangen Fessel. Sein an den Oheim gerichteter Brief klärte die Lage, aber nicht nur zwischen Mann und Weib, sondern auch zwischen Studiosus und Beruf. Weiterer Aufenthalt in Jena war unmöglich geworden. Wie ein deus ex machina kam die Aufforderung des Provinzial-Schulkollegiums zu Magdeburg, sich beim Gymnasium zu Erfurt als Lehrer zu melden. Jena, Professur, Jugendliebelei blieben zurück; im Juli 1827 traf Fischer in Erfurt ein, seit November amtierte er am dortigen Gymnasium und lernte in der Erfurter Gesellschaft seine spätere Gattin, die Tochter eines Pfarrers, Friederike Auguste Dertel, kennen. Ein Jahr später wurde er zum Kollaborator und Mathematikus an das Gymnasium zu Nordhausen berufen. Sein Leben hatte die entscheidende Wendung genommen.

### Das Werk.

25 Jahre war Fischer alt, als er die Stelle des Mathematikus am Gymnasium zu Nordhausen erhielt; sehr früh hatte er also die feste Anstellung erreicht. Daran, daß er sein Schifflein für die Dauer im Nordhäuser Hafen festmachen würde, hatte er wohl zunächst selbst nicht gedacht. Denn alsbald folgte die Anerkennung für seine Tätigkeit und der Anerkennung folgten Berufungen in andere Städte auf besser dotierte Stellen. Doch die Stadt Nordhausen hielt ihren Mathematikus Fischer, griff sogar um seinetwillen ein wenig in den Stadtsäckel und gewährte dem jungen Kollaborator eine Gehaltszulage. Gymnasialdirektor Schirlitz teilte in seiner Schulchronik zum Jahre 1831 mit, daß

„unser hochberehrter Patron, ein wohlloblicher Magistrat, darauf dachte, durch eine ansehnliche Gehaltszulage dem Gymnasium die Wirksamkeit eines seiner geachtetsten Lehrer, des Mathematikus Herrn Dr. Fischer, noch langer zu erhalten.<sup>1)</sup>

Leben lieB es sich freilich in Nordhausen trotz des knappen Gehaltes. Dem Mathematikus stand als Dienstwohnung das Haus PredigerstraBe 562 zu neben dem Hause des Konrektors Dr. Forstemann, der Haus 561 besaB. Nachbarlich wie die Hauser grenzten auch die geraumigen Garten, die zwischen PredigerstraBe, Primariusgraben und Ridersgasse (Neue StraBe) lagen, aneinander. Weiterhin lag dann neben Forstemanns Garten der des Direktors Schirlich, der auf dem Hofe seines Gymnasiums Haus 558 innehatte.<sup>2)</sup> DaB die Herren Kollegen einigermaBen Platz in ihren Wohnungen hatten und auch eine nicht zu karglich bemessene Kinderschar leidlich behausen konnten, zeigt die Aufstellung Forstemanns, der fur seine Wohnung 6 Stuben, 7 Kammern, Boderraume, Kuche, Keller, Waschhaus, Holzschuppen und Stall angibt.<sup>3)</sup> Aehnlich bequem wohnte Fischer, und er gab sich alle Muehe, die Raume zu fullen. Im April 1828 hatte er sich mit Friederike Dertel vermahlt, und nach und nach gingen aus dieser Ehe 7 Kinder, 4 Soehne und 3 Toechter, hervor. Freilich, von den Soehnen kam nur einer zu Jahren.<sup>4)</sup>

Doch Fischer war nicht der Mann, der sich im bequemen Nordhausen und bequemen Amte wohlsein lieB; er muBte werken und wirken. Am Gymnasium fand er trotz allen Zuschnitts auf die alten Sprachen doch ein Kollegium und eine Schulerschar vor, die seinen Fachern alle Gerechtigkeit widerfahren lieBen. Da wirkte der Geist des groBen Philologen und Pädagogen Karl Kraft noch nach, eines Portensers wie Fischer, der ein Jahr vor Fischers Ankunft in Nordhausen die Stadt verlassen hatte, um die Leitung

<sup>1)</sup> Gymnasialprogramm 1831.

<sup>2)</sup> Das Gymnasium lag etwa auf dem Raume der heutigen Mädchenmittelschule. — Fischer wohnte erst auf dem Schulhofe des Gymnasiums in Haus 556, seit 1833 in dem besseren Hause 562 in der PredigerstraBe.

<sup>3)</sup> Nordhäuser AdreBbuch 1834. — Nordh. Archiv N. F. 2264.

<sup>4)</sup> Auguste Friederike Dertel ist gebürtig aus Groß-Welsbach. Sie ist geboren am 18. III. 1804, war also nur wenig jünger als ihr Gemahl. Die Trauung fand am 23. April 1828 in Groß-Welsbach statt durch den Vater der Braut. — Die Kinder waren: Carl August Hermann, geb. 9. II. 1830. Es ist der einzige Sohn, dem ein längeres Leben beschieden war. Paten waren die Großmutter Fischer und Großvater Pastor Dertel. — Albert Theodor Bruno, geb. 27. X. 1832. Carl, geb. 4. X. 1834; gest. 10. X. 1834. Friedrich August Carl, geb. 22. X. 1835; gest. 17. III. 1845. Caroline Henriette Therese Julie, geb. 3. IV. 1831. Johanne Friederike Therese, geb. 23. VII. 1837. Julie Auguste Clara, geb. 28. IX. 1840. — Quelle, Kirchenb. der Nikolai-gemeinde 1825—1847. — Nachweis durch Herrn C. Stabe, Nordhausen.

des Johanneums in Hamburg zu übernehmen. Dieser Direktor Kraft war es gewesen, der, um in allen Fächern zu wissenschaftlichen Leistungen zu kommen, grundsätzlich anstelle des Klassensystems das Fachlehrersystem durchgeführt und, was die Naturwissenschaften anlangt, zum ersten Male zwei Stunden Physik in der Prima eingerichtet hatte. Das Wesentliche aber war der Geist der Wissenschaftlichkeit und Schaffensfreude, den Kraft hinterlassen hatte und der dem jungen Fischer nun zugute kam.<sup>1)</sup>

Fischer übernahm die Mathematik, Physik und Geographie in den drei oberen Klassen, und sogleich brachte er System in den bisher reichlich ungeordneten Lehrgang dieser Fächer. Schon Ostern 1829 bekam er von seinem Direktor Schirlich, dem Nachfolger Krafts, das Lob, daß er „sein Lehramt mit bestem Erfolge verwaltete“.<sup>2)</sup>

Aber das Lehramt allein vermochte den Schaffensdrang des jungen Kollaborators nicht zu stillen. Auch war er so begeistert für seine Wissenschaften, daß es ihn schmerzte, weil sie noch immer nicht die ihnen gebührende Achtung in der gelehrten Welt genossen. Er wollte sie ihnen in der ungelehrten Welt erringen, und da er, wie er selber schreibt, „seinem ganzen Wesen nach lebhafter Natur“ war, kündigte er für den Winter 1829/1830 mathematische und naturwissenschaftliche Vorträge an, zu denen er die gebildeten Kreise Nordhausens einlud. Der Gedanke fiel, für jene Zeit nichts Ungewöhnliches, auf fruchtbaren Boden. Die Nordhäuser, die ihre freie Zeit überhaupt gern gesellig verbringen, sei es, daß sie, nur Erholung suchend, beieinandersitzen, sei es, daß sie gemeinsam geistig sich anregen lassen, besuchten gern und dankbar die Vorträge Fischers und waren umso eher zugänglich für derartige Belehrungen, als der nüchternen, praktischen und fortschrittlichen Denkart der Bevölkerung gerade die Wissensgebiete Fischers genehm waren. Jahrelang versammelte Fischer in einem mathematischen Kränzchen und in naturwissenschaftlichen Vorträgen eine ganze Schar Nordhäuser, Damen und Herren, um sich und besprach mit ihnen die neuesten Erfindungen jener erfindungsreichen Zeit, in der gerade damals im nahen Göttingen Gauß und Weber ihre epochalen Versuche anstellten und in den vierziger Jahren, in Nordhausen selbst, der Mathematikus Kramer seine Telegraphen baute.<sup>3)</sup>

---

<sup>1)</sup> Silberborth, Festschrift 1920, 94 ff. Hr. Karl Kraft als Dir. des Gymnasiums zu Nordhausen.

<sup>2)</sup> Gymnasialpr. 1829—1838. — Silberborth, Gesch. des Gymn., 137.

<sup>3)</sup> Im Sommer 1846 führte Kollaborator Kramer vom Gymnasium in der Grimmelallee seine Telegraphenapparate vor. Sein Patent wurde ihm vom preussischen Staate für die damals ungeheure Summe von 150 000 M für die Eisenbahnen abgekauft.

So begeisterungs- und aufopferungsfreudig Fischer für seine Wissenschaft aber auch war, er wurde nie einseitig; sondern behielt stets das ganze weite Gebiet der Kultur im Auge, und wie er sich weiterhin, eine Selbstverständlichkeit für einen alten, in den klassischen Sprachen wohlbeslagenen Portenser, mit den griechischen und lateinischen Schriftstellern beschäftigte und dabei sogar eigenartigen Kulturzusammenhängen im Sinne seines Lehrers Schweigger nachging, so vergaß er über allem Schulstaub und aller Tagesmühe auch seine Lieblingsdichter Shakespeare und Goethe nicht. Alles aber, was ihn bewegte und wofür er erglühte, mußte er auch anderen mitteilen. So blieb er nicht bei seinen naturwissenschaftlichen Vorträgen, sondern er sammelte sogar Jahre lang einen Kreis von Damen um sich, denen er Shakespeare vorlas und erklärte.

Bei einer solchen umfassenden Tätigkeit stand er natürlich sehr bald nicht nur im geselligen Leben Nordhausens, sondern wurde auch für die Verwaltungsgeschäfte der Stadt herangezogen. Neben den angesehensten Bürgern der Stadt und den Fachleuten Superintendent Jörstemann und Direktor Schirlich finden wir den noch nicht Dreißigjährigen in der städtischen Schuldeputation<sup>1)</sup>. So hatte er in wenigen Jahren in der Schule und in der Stadt Boden gefaßt, und dieser Boden ließ ihn nicht wieder los. Mehrfach noch gelangten günstige Angebote an ihn, er blieb der Stadt Nordhausen verhaftet.

Nachdem der erste heftigste Tätigkeitsdrang Befriedigung gefunden hatte, wandte sich Fischer auch wieder alter, liebgewordener Spezialwissenschaftlicher Beschäftigung zu; er veröffentlichte die Schrift: Beiträge zur Urgeschichte der Physik in Schweiggers Sinne. Für uns heute 100 Jahre später ist es ziemlich wertlos, die Schweiggerisch-Fischerschen Gedankengänge nachzugehen. Deshalb nur kurz davon:

Schweigger beschäftigte sich mit der Urgeschichte der Physik und behauptete, es habe vor der Sintflut im nördlichen Asien ein Volk gegeben, dem schon viele physikalischen Kenntnisse eigen gewesen seien, die nach der Sintflut in Vergessenheit geraten, aber aus bestimmten Symbolen noch immer sehr wohl erkennbar seien. Auf einem Teilgebiet versuchte nun auch Fischer diesen Nachweis, und Staunen muß uns heute ergreifen über die gelehrten Kenntnisse dieses Mathematikers und Physikers in den griechischen und lateinischen Schriftstellern, Kenntnisse, die sicher mancher klassische Philologe heute nicht mehr aufzuweisen hat. Staunen ergreift uns aber auch, welchen Wust von unmöglichen Vorstellungen und Beweisführungen ein Jahrhundert hinwegräumen mußte, eine Feststellung, aus der keinerlei Ueberheblichkeit sprechen soll; denn sicher

<sup>1)</sup> Nordh. Archiv N. F. 4092<sup>25</sup>.

wird in abermals 100 Jahren die Wissenschaft über manche unserer Anschauungen ebenso bedenklich lächeln wie wir über Fißcher. Man denke nur an unsere heutige praehistorische Forschung und ihre sich widersprechenden Ergebnisse und Folgerungen.

Nur kurze Andeutungen mögen beweisen, daß wir weit abgekommen sind von einstigen Spekulationen. So erklärt Fißcher als naive bildhafte Darstellung des Blitzes eine gebrochene Linie mit einer Pfeilspitze. Von dieser kindhaften Auffassung vom Wesen des Blitzes und seiner bildlichen Wiedergabe seien aber die alten mythischen Bilder weit entfernt, weil in ihnen noch ein Erinnerungsrest des wahren physikalischen Vorganges stecke, der jenem alten, in der Sintflut untergegangenen Volke bekannt war. An allen Darstellungen, sei es nun die des Donnerers Zeus oder Jupiters, Indras oder Rastors und Pollur' oder Thors — zwei gewundene Hörner der Böcke vor dem Boctwagen! — oder Jupiter Ammons — zwei gewundene Hörner auf dem eigenen Haupte —, müsse man eine Duplicität feststellen. Zickzack oder Flammen oder Regel oder Cylinder oder Pfeile oder Flügel seien jedesmal zwiefach dargestellt und drückten die Duplicität der Naturkraft aus. Die Symbole ließen also durchaus erkennen, daß man schon um positive und negative Electricität gewußt habe; uralte Anschauungen befänden sich durchaus im Einklang mit modernster Physik. Kupferstiche, von Fißcher selbst nach mühsam zusammengetragenen Bildern und Münzen angefertigt, sollten seine Anschauungen und Beweisführungen veranschaulichen.

Neben dergleichen krausen Erörterungen stehen höchst annehmbare Erklärungen. So wenn sich Fißcher mit der wissenschaftlichen Deutung des Donners auseinandersetzt. Er folgt dabei zunächst der wissenschaftlichen Autorität De Lucs, welcher recht merkwürdig meint: „Der Donner entsteht durch chemischen Prozeß im Innern der Wolken oder der Luft überhaupt; indem durch einen solchen Prozeß sich erst Wolken bilden.“ Im Anschluß daran läßt aber unser Nordhäuser Physiker die einleuchtende Bemerkung fallen: „Was ist am Ende für ein Unterschied zwischen dem Knistern einer Rahe, die gestrichen wird, und dem Rollen des Donners in den Wolken, als daß hier große, dort kleine elektrische Funken auftreten?“

Uns interessiert diese Schrift weniger wegen ihres Inhaltes als wegen des Mannes, der sie geschrieben. Zeigt sie doch, daß Fißcher keineswegs einseitig verstandesbegabt, sondern sogar reichlich phantasiebegabt war. Dieser vielgebildete und vielinteressierte Geist dachte nicht immer nur ruhig und folgerichtig, sondern liebte auch verwegene Sprünge und Kombinationen, und wenn dadurch das Bild des kühlen Denkers verliert, so gewinnt dafür das Bild des blutwarmen Menschen.

Doch die gelehrten Studien füllten nur die geringste Zeit des tätigen Mannes. Er selbst nannte sich ja mehr einen Lehrer als einen Gelehrten, und die Freude an der Studierstubenarbeit wurde nicht selten überjubelt durch die Freude an lebensvollem Augenblickscharffen.

Der eben erst dreißigjährige vollkräftige Mann wirkte in einer Stadt, die wirtschaftlich seit dem Ausgang des 18. Jahrhunderts einen außerordentlichen Aufschwung genommen hatte und schon damals eine der reichsten Mittelstädte der Provinz war, eine Stadt, nicht wohlhabend geworden durch die Gnade oder die Hofhaltung eines Fürsten, sondern durch den praktischen Sinn und den Gewerbefleiß ihrer Bewohner, eine Stadt, in der nicht der Beamte oder Militär etwas galt, sondern der Kaufmann, der Handwerker, der Techniker. Ohne daß diesen der Sinn für Ideelles oder für zukunftssträchtige Speculation gefehlt hätte, glaubten sie doch, dafür nur Feierstunden übrig zu haben, während die Alltagsarbeit sich gründe auf nüchterne, augenblicksbestimmte Erwägungen und Handlungen. Für ihre Vorbildung stand ihnen abgesehen von den Elementarschulen allein das Gymnasium, die Gelehrtenschule, zur Verfügung, welche gerade das jeden Alltag betrieb, was sie nur für den Festtag verlangten. Dieses Gymnasium hatte soeben im Jahre 1824 sein dreihundertjähriges Bestehen gefeiert, hatte eine große Tradition, stand auch bei den Gewerbetreibenden in hohen Ehren, konnte aber doch mit seiner starken Betonung des Formalen gerade den Gesellschaftsschichten nicht Genüge tun, die sich mit Recht als die Träger des Gemeindelebens betrachteten. Auch diese Kreise hielten darauf, daß mindestens einer aus der Familie die Gelehrtenschule besucht habe, aber mehr um des Ansehens willen als aus der Ueberzeugung heraus, daß ihre ganze Geisteshaltung durchaus eine humanistische Bildung verlange. Schließlich verklärte auch die Jugenderinnerung das alte Gebäude zwischen der Predigerstraße und dem Primariusgraben, aber man war nicht schwärmerisch genug veranlagt, um von der Romantik der Schulbank die Ueberlegung überwuchern zu lassen, daß vielleicht doch noch eine angemessenere Vorbildung denkbar wäre.

Die preußische Unterrichtsverwaltung der dreißiger Jahre ließ solche Gedankengänge und solche Bedenken gegen die Ausgeschlossenheit des Gymnasiums bis zu einem gewissen Grade gelten. Nicht als ob Johannes Schulze, der Leiter des höheren Schulwesens im preußischen Kultusministerium, an der Ueberlegenheit humanistischer Schulung gezweifelt hätte; betonte er doch selber oft genug, daß er die Erlernung der klassischen Sprachen auch für jeden praktischen Beruf für die beste Vorschule ansehe. Aber gerade weil einflußreiche Männer die gymnastische Bildung über alles



schätzten, konnten sie die Tatsache nicht übersehen, daß dieser Studiengang leiden mußte darunter, daß Unter- und Mittelstufe der Gymnasien jahraus, jahrein eine große Schülerzahl mitschleppten, die sicher einmal im Staate und im Berufe ihren Mann standen, die aber auf der Schulbank bedenkliche Gesichter machten, wenn ihr Präceptor über die Weisheit Platons oder die Künstler-schaft Sophokles' in Verzückung geriet. Den Zeitströmungen Rechnung tragend und zur Entlastung des Gymnasiums ließ die Regierung deshalb, zunächst ohne Einspruch, auch einigen Städten die Errichtung von sogenannten höheren Bürgerschulen und Realschulen hingehen und anerkannte den schon geschaffenen Zustand durch Verfügung vom 8. März 1832, welche den Realschulen die Berechtigung für den einjährig-freiwilligen Dienst und den Eintritt in das höhere Post-, Forst- und Baufach gewährte.

Diese Anerkennung der schon bestehenden Realschulen und die Verleihung gewisser Berechtigungen an sie mußte ein Anreiz sein, auch in Nordhausen die Gründung einer Realschule für die Kreise, die ihre Söhne dem Handel, dem Gewerbe, der Technik zu-führen wollten, zu versuchen. Der Mann, der den Wunsch in die Tat umsetzte, war der Mathematikus des Gymnasiums Carl Fischer. Seine Vorträge in den Jahren 1829—1833 hatte weite Kreise für naturwissenschaftliche Dinge interessiert, er selbst tat alles, daß ihr Wert weiter erörtert und das Verlangen nach einer Schule geweckt wurde, die die mathematischen und naturwissenschaftlichen Fächer mehr pflegte, als es die alte Gelehrtenschule vermochte. Schon 1833 wurde der eben in die Schuldeputation der Stadt Eingetretene vom Magistrat aufgefordert, ein Gutachten über die Einrichtung einer Realschule abzugeben, und dieser Bericht fiel für die Stadtväter so einleuchtend aus, daß die Gründung einer Realschule beschlossen und Fischer mit der Durchführung betraut wurde. In der Stadt-verordneten-sitzung vom 2. Oktober 1834, an der Fischer als Sach-verständiger teilnahm, wurden folgende Beschlüsse gefaßt: 1) Es soll eine Realschule errichtet werden; 2) die Mittel dafür bestreitet die städtische Kämmerei; 3) als Schulgebäude wird das Joachimi-sche Haus in der Ritterstraße gemietet; 4) Ostern 1835 soll die Realschule eröffnet werden.<sup>1)</sup>

Am 7. November wurde das obere Stockwerk des Joachimi-schen Hauses auf 6 Jahre für 154 Taler jährlich gemietet, am 17. November fand der Vertrag die Genehmigung der Stadtverord-neten, und am 9. Januar 1835 warben die Nordhäuser im Nord-

---

<sup>1)</sup> Stadtverordnetenbeschuß unterzeichnet von Ramsthal, Gothe, Pöbel, Lübede, Müller, Wilh. Uhlen, Belk, Lerche, Schulze, Martin, Gehrmann, Dr. Fischer, Dr. Schulze.

häuser Nachrichtenblatte, im Mühlhäuser Kreisblatt, im Deutschen zu Sondershausen und im Sondershäuser Kreisblatte für ihre neue Schule mit einer Bekanntmachung, die nach Inhalt und Form ganz offenbar von Fischer verfaßt war.<sup>1)</sup> Am 5. Februar 1835 holte der Magistrat die Genehmigung der königlichen Behörde zur Eröffnung der Realschule ein und legte zugleich dar, wie er sich die gesamte Ausgestaltung der Anstalt denke. Die vielleicht mögliche Einwendung der Regierung, Fischer könne nicht neben seinem Amte als Gymnasiallehrer noch die Leitung der neuen Schule sowie 8—10 Stunden Unterricht an ihr übernehmen, begegnete der Magistrat mit dem Hinweis, „aus Gründen, die in seiner Persönlichkeit lägen, glaubten sie, Fischers Arbeitskraft würden auch 30 Wochenstunden nicht übersteigen“.

Die Regierung erteilte die Genehmigung, und am 4. Mai 1835 wurde die Realschule in dem Joachimischen Hause in der Ritterstraße mit einer kurzen Feierlichkeit eröffnet. Die städtischen Behörden, die Lehrer und Schüler versammelten sich in den Schulräumen; Superintendent Förstemann hielt eine Ansprache und übergab dem Mathematikus Dr. Fischer vom Gymnasium die Leitung der Anstalt.

Den ganzen Schulbetrieb der ersten Zeit kann man sich gar nicht verwickelt und schwierig genug vorstellen. Der Unterricht fand in einem Privathause statt, ein Schulhof war nicht vorhanden, Lehrmittel fehlten zunächst so gut wie ganz. Erst nach und nach konnte das notwendigste Arbeitsgerät, vor allem für die naturwissenschaftlichen Fächer, aus einem Darlehen von 500 Talern beschafft werden, welches die Stadt der Schule vorgeschossen hatte und das allmählich durch Beiträge der Schüler abgezahlt werden sollte. War die Stadt für ihre neue Anstalt auch zu einigen Opfern bereit, so lag es doch im Zuge der Zeit, daß man von der Schule ein Auskommen ohne große Zuschüsse erwartete. Dementsprechend mußte das Schulgeld unverhältnismäßig hoch angesetzt werden; es betrug am Ende des ersten Schuljahres 24 Taler für die 1. Klasse, 20 Taler für die 2. Klasse, 16 Taler für die 3. Klasse; nach unserem Geldwerte etwa 200—320 *M.*

Auch die Gewinnung von Lehrkräften machte Schwierigkeiten. Hauptamtlich waren zunächst nur zwei Lehrer tätig: Dr. John für die neueren Sprachen und Lehrer Brandt vor allem für das Deutsche. John war ein besonders tüchtiger und tätiger Mann. Unzufrieden mit dem rein humanistischen Betriebe der Gymnasien und überzeugt von dem Werte philanthropischer An-

<sup>1)</sup> Vergl. Wiefing, das Realgymnasium zu Nordh. 1835—1885. — Das Joachimische Haus gehörte später der bekannten Nordhäuser Familie Seiffart, Ritterstraße 3.

schauungen war er bisher seine eigenen Wege gegangen und hatte in seiner Vaterstadt Nordhausen ein Privatinstitut unterhalten, das in hohem Ansehen stand und auch von Ausländern besucht wurde. Allen modernen Gedankengängen war er zugänglich, und mit Fischer stimmte er darin überein, daß nur der ein tüchtiger Erzieher der Jugend sein könne, der ein tüchtiger Mensch im zupassenden, tätigen Leben ist. In einer ganzen Reihe geselliger, politischer, sozialer Vereine entfaltete er deshalb eine umfangreiche Tätigkeit. In mehreren wissenschaftlichen Beilagen zu den alljährlich erscheinenden Schulprogrammen gab er Rechenschaft von seinen pädagogischen Anschauungen und von der wissenschaftlichen Weiterarbeit in seinen Forschungsgebieten.<sup>1)</sup>

Als zweiter Lehrer, als Lehrer für die Naturwissenschaften, war Friedrich Traugott Rützing in Aussicht genommen, der als Apothekerlehrling angefangen hatte, dann aber, von einsichtigen Professoren unterstützt, seinen botanischen Forschungen nachgehen und weite Reisen ins Mittelmeer unternehmen konnte. Ohne Examen pro facultate docendi erhielt der bedeutende Gelehrte auf Empfehlung Schweiggers die Oberlehrerstelle, konnte sie aber erst im November 1835 antreten.<sup>2)</sup>

Der andere Lehrer, in der Rangordnung der dritte, der gleich im Mai 1835 neben John zur Verfügung stand, war der akademische Lehrer Ludwig Brandt, den man sich von der Magdeburger Höheren Töchter Schule holte und der viele Jahre die Schüler der Realschule betreute, bis er einem Rufe nach Erfurt folgte.

Alle übrigen Lehrer waren nur nebenamtlich beschäftigt: Fischer selbst als Leiter, Pfarrer Silfrodt von der Altendorfer Gemeinde<sup>3)</sup> als Religionslehrer, ein außerordentlich tüchtiger Mann und begnadeter Lehrer, der Zimmermeister Gerns als Zeichenlehrer und der Volksschullehrer Dible als Gesanglehrer.

Das Gehalt der Lehrer war kärglich genug bemessen; Nordhausen hatte nicht den Ehrgeiz, seine Steuern zu erhöhen, um seine Beamten stattlich zu bezahlen. Während das Gehalt der akademischen Lehrer in anderen Städten zwischen 350 und 500 Talern betrug, das der Direktoren zwischen 600 und 800, setzte man in Nordhausen für den ersten Lehrer 350 Taler, für den zweiten 300 Taler, für den dritten 275—300 Taler aus, konnte diese niedrigen

---

<sup>1)</sup> John, Kurze Rechenschaft über die Behandlung des Unterrichts in der englischen Sprache auf der Realschule zu Nordhausen. Programm 1839. — Die Kelten keine Germanen; historisch sprachliche Abhandlung; Progr. 1845. — The Drama and Dramatists of England; Progr. 1848.

<sup>2)</sup> Schumann, Friedrich Traugott Rützing. Ein Gedenkblatt, Realgymnasialprogramm 1907.

<sup>3)</sup> Silfrodt war seit 1841 Pfarrer an St. Blasii.

Sätze allerdings bei wertvollen Persönlichkeiten nicht lange halten, da sie sonst auf und davon gingen. Ehe aber nicht wirkliche Gefahr im Verzuge war und der Verlust drohte, ließ man sich nicht zu Gehaltszulagen herbei, und dann bewilligte man sie auch immer nur für die Person.

Doch nicht der Mangel an Räumlichkeiten und Lehrmitteln, nicht die Lückenhaftigkeit des Lehrerkollegiums bereiteten dem Leiter der Anstalt die größten Schwierigkeiten, sondern die Schüler, die zunächst in zwei Klassen, seit Michaelis 1835 in drei Klassen zusammen unterrichtet wurden. Diese 69 Schüler, mit denen die Schule eröffnet wurde, boten an Alter und Herkunft und Vorbildung ein erstaunliches Konglomerat, und selbst ein begeisterter und fähiger Lehrer mußte wohl manchmal nutzlos werden, wenn diese bunte Schülerschar seinen angestrengtesten Bemühungen, sie einigermaßen gleichmäßig zu fördern, einen verzweifelden Widerstand entgegensetzte. Aus den Elementarschulen und von den unteren Klassen des Gymnasiums, vom Lande und aus der Stadt kamen sie, die einen achtjährig, die anderen sechzehnjährig, und alle sollten in zwei Klassen unterrichtet werden, aus denen die einen erst nach drei- und noch mehrjährigem, die anderen nach halbjährigem Besuch befördert werden konnten. Da setzte sich Fischer mit eiserner Tatkraft dafür ein, daß ihm zu den zwei bestehenden Klassen alsbald wenigstens die dritte Klasse bewilligt wurde, so daß nun wenigstens leidlich gleichmäßig geförderte Knaben zusammensaßen, die dann nach zwei- bis dreijährigem Besuch derselben Klasse in die nächsthöhere aufrückten.

Wirklich gedeihliche Arbeit war aber doch nur dadurch möglich, daß jeder Lehrer sein Bestes gab und Fischer als Leiter der Anstalt bei allen seinen Maßnahmen so gut wie völlig freie Hand hatte. Am Anfang ist das Chaos, und am Ende steht die mindestens ebenso schlimme, von der Einsalt der nachgeordneten Stellen überzeugte Bürokratie; genau in der Mitte zwischen beiden steht die geist- und phantasievolle Tat. Die höhere Schule entfernte sich in jenen Zeiten erst allmählich von der Mitte und glitt, damals noch kaum merklich, dem Ende zu. Nicht nur in der Verwaltung aller äußeren Angelegenheiten hatte der Patron der Schule, in diesem Falle also der Magistrat der Stadt Nordhausen oder die von ihm eingesetzte Schuldeputation, beinahe ausschließliches Verfügungsrecht, sondern auch in den meisten internen Dingen. Alter und Leistungshöhe bei der Aufnahme und bei den Versetzungen, den Zeitpunkt für die Versetzungen, Stundenzahl und Art der Unterrichtsfächer und ihre Verteilung über das Schuljahr hin, die Ferienordnung, alles das konnte der Leiter der Anstalt selbständig festsetzen. Ob man beispielsweise einen Schüler nach einem halben

Jahre oder nach vier Jahren von einer Klasse in die andere auf-  
rücken lassen wollte, ob der Lehrplan Latein führen sollte oder nicht,  
ob für die Mathematik 2 oder 4 oder 6 Stunden anzusetzen seien,  
alles das stand im Ermessen des Direktors und Lehrerkollegiums.  
Der Staat beaufsichtigte nur die Abschlußprüfung, damit seine  
Hochschulen und Fachschulen im ganzen gleichmäßig vorgebildete  
Studenten erhielten.

Nur auf diese Weise konnte eine solche Schule, wie es die  
neu gegründete Nordhäuser Realschule war, überhaupt gedeihen.  
Für die ganz besonders gelagerten Verhältnisse waren ganz  
besondere Anordnungen nötig, die eine staatliche Zentralstelle  
unmöglich treffen konnte. So wies z. B. die älteste Lehrverfassung,  
die Fischer seiner Schule gab, kein Latein auf, obgleich diese Sprache  
nach einem Ministerialerlaß vom 8. März 1832 für die Real-  
schulen eigentlich vorgesehen war. Fischer hatte seine guten Gründe  
für die Ausschaltung des Lateinischen: Er wollte die vielen Land-  
finder, denen neben der Muttersprache die neueren Sprachen  
Schwierigkeiten genug bereiteten, nicht mit noch einer schwierigen  
Sprache belasten, und er war von Anfang seiner Lehrtätigkeit an  
ein Verfechter der Konzentration auf wenige Fächer, die dann aber  
wirklich wissenschaftliche Behandlung erfahren sollten. Die Schüler  
seiner Realschule sollten ihr Weltbild von der Mathematik, den  
Naturwissenschaften und dem Zeichnen bekommen; diese Fächer  
standen deshalb durchaus im Mittelpunkt des Gesamtunterrichts  
und waren gegenüber allen anderen Fächern mit verhältnismäßig  
vielen Stunden angesetzt. Erst später nahm er aus praktischen Er-  
wägungen das Latein im Lehrplan auf, da die meisten höheren  
Berufe, die von Realschülern ergriffen werden konnten, das  
Lateinische verlangten. Sein Lehrplan seit Michaelis 1835 sah also  
folgendermaßen aus:

|                  | 1. Klasse | 2. Klasse | 3. Klasse |                               |
|------------------|-----------|-----------|-----------|-------------------------------|
| Deutsch          | 4         | 4         | 4         | John in 1, Brandt in 2 u. 3   |
| Französisch      | 4         | 4         | 4         | John                          |
| Englisch         | 4         | 3         |           | John                          |
| Religion         | 2         | 2         | 2         | Silktrodt                     |
| Mathematik       | 6         | 3         | 2         | Fischer                       |
| Prakt. Rechnen   | 2         | 4         | 6         | Brandt                        |
| Naturgeschichte  | —         | 4         | 3         | Rüging                        |
| Chemie           | 3         | —         | —         | Rüging                        |
| Geographie       | 2         | 2         | 2         | Brandt in 1, Rüging in 2 u. 3 |
| Geschichte       | 2         | 2         | 2         | Silktrodt                     |
| Zeichnen         | 2         | 2         | 3         | Gerns                         |
| Schönschreiben   | —         | 1         | 3         | Brandt                        |
| Singen           | 2         | 2         | 2         | Döhle                         |
| in 2 Abteilungen |           |           |           |                               |

Die neue Lehranstalt entwickelte sich außerordentlich günstig und schnell. Ostern 1835 hatte man mit 69 Schülern in 2 Klassen begonnen, Michaelis 1835 waren es 83 Schüler in 3 Klassen, Michaelis 1836 in 4 Klassen schon 118 Schüler, und Ostern 1837 war die Schülerzahl auf 164 angewachsen. Durchschnittlich wies die Anstalt unter Fischer 120 bis 150 Schüler auf. 1840 z. B. waren 148 Schüler vorhanden, die sich auf 4 Klassen folgendermaßen verteilten: 1. Klasse 12, 2. Klasse 19, 3. Klasse 56, 4. Klasse 61. Viele Schüler begnügten sich also damit, 4—6 Jahre lang die beiden untersten Klassen zu besuchen. Es waren die vielen Kinder vom Lande, denen dort die einklassige Elementarschule nicht genügte, die aber keinen Ehrgeiz nach dem Abschluß einer höheren Bildung besaßen, oder es waren die Söhne wohlhabender Nordhäuser Kaufleute und Handwerker, die eine über die Elementaria hinausgehende Schulung für zweckmäßig hielten, für die Uebernahme des väterlichen Geschäftes aber keine Abschlußprüfung aufzuweisen brauchten.

Daß die Schüler durchschnittlich mindestens 2 Jahre in jeder der 4 Klassen saßen, geht aus dem Alter der Abiturienten hervor. Diese waren ganz selten unter 18 Jahren, oft erheblich darüber. Am 23. September 1840 bestand der erste Abiturient die Reiseprüfung nach der Prüfungsordnung vom 8. März 1832. Es war Friedrich Wilhelm Grandam aus Bennedeckenstein, 17<sup>3/4</sup> Jahre alt, ev., der die Postlaufbahn einschlagen wollte. Er hatte „vorzüglich“ bestanden.

Schon daraus, daß erst nach mehr als fünfjährigem Bestehen die erste Reiseprüfung abgehalten wurde, geht hervor, daß Fischer keineswegs auf schnelle und billige Erfolge seiner Arbeit bedacht war. So sehr ihm das Gedeihen seiner Anstalt am Herzen lag, so sehr er der Stadt durch das Schulgeld von vielen Schülern die doch allmählich anwachsenden Ausgaben für die Schule kürzen wollte, so sah er doch darauf, daß seine Schule eine wirkliche höhere Lehranstalt war und nicht eine Farce davon. Seine Schüler sollten auf anderen Gebieten etwas leisten als die Gymnasiasten, aber sie sollten keineswegs weniger leisten. Von Anfang an betonte er Eltern und Schülern gegenüber mit aller Deutlichkeit, die Realschule sei keine leichte Schule, die Lehrer der Realschule seien nicht im Besitz eines Allheilmittels gegen Dummheit und Faulheit; wer nur um der leichteren Mühe willen zur Realschule kommen wolle, der solle sich den Weg überhaupt sparen. Um von vornherein die Unfähigen auszuschalten, erschwerte er schon 1838 die Aufnahmeprüfung. Seine Anstalt sollte groß werden, sie sollte dabei aber auch gesund und angesehen bleiben.

Ebenso wie ihm die Leistungshöhe am Herzen lag, so auch die Schulzucht. Fischer war ein strenger Lehrer und kein lässiger, und mehr als es vielleicht beim Gymnasium nötig war, mußte er in jener Anfangszeit nicht nur den Schülern Vorhaltungen machen, sondern auch die Eltern ermahnen, auf die rechte Gesittung ihrer Kinder zu achten. Mehr als an anderen Anstalten war bei der Realschule die Einwirkung auf Haltung und Benehmen der Schüler erschwert durch die recht verschiedenen Berufsstände, aus denen die Schüler stammten, und durch die zahlreichen Gäste vom Lande, die bei den fehlenden Verkehrsmitteln in der Mehrzahl in Nordhausen ein Unterkommen suchen mußten und bei schmalem Beutel meist ein recht mangelhaftes fanden. Immer wieder ermahnte Fischer deshalb auch die Eltern, ja auf gute Pensionen zu sehen, und empfahl in jener Zeit durchaus etwas Selbstverständliches, unbekümmert die Pensionen seiner Lehrer, besonders die Dr. Johns. Recht deutlich den Eltern gegenüber wird er im Osterprogramm 1839, wo er schreibt: „Da jedoch weder Ermahnungen noch Schulstrafen allein im Stande sind, den Leichtsinn namentlich der jüngeren Schüler in unschädlichen Schranken zu halten, vielmehr eine ununterbrochene häusliche Aufsicht der Schule in die Hände arbeiten soll, so ist es sehr zu wünschen, daß diejenigen, denen diese Pflicht besonders obliegt, doch ja nicht die Meinung bei sich aufkommen lassen mögen, daß die Schule allein alles bewirken müsse und könne, was man mit ihrer Hilfe erreichen will. Die Lehrer bemerken es sehr genau, welche Schüler sich der häuslichen Sorge und Aufsicht treuer Eltern oder Aufseher zu erfreuen haben...“ Und im Jahre 1843 heißt es sogar: „Möchten doch die geehrten Eltern unserer Zöglinge die Bitte . . . überall beherzigen und mit der größten Sorgfalt darauf Bedacht nehmen, daß unserer Arbeit in der Schule die entsprechende Beaufsichtigung außer der Schule möglichst entgegenkomme! Zerstreuungs- und Vergnügungssucht, in ihrem Gefolge sittliche Zersahrenheit, in einzelnen Fällen sogar Rohheit und Ausschweifung, Mangel an geistiger Regsamkeit und andauerndem Fleiße suchen unverkennbar und in bedenklicher Weise sich der Jugend zu bemächtigen.“

Wenn dergleichen Ermahnungen nichts fruchteten, schreckte Fischer vor Bestrafungen, auch der schwersten, der Verweisung, nicht zurück, nahm auch weniger ängstlich Rücksicht, als es heute gemeinhin geschieht, auf das Zartgefühl der Betroffenen, indem er ohne Scheu die Namen der Relegierten in seinen Programmen veröffentlichte. Schon 1836 mußte Eduard Mufsmann aus Nordhausen verwiesen werden, und so geht es weiter durch die Schulberichte bis zu dem Höhepunkte im Jahre 1844, wo die Schule auf 5 Schüler der 3. Klasse zugleich verzichtete. Auch unhöfliches

Verhalten wurde wader öffentlich gerügt: „Karl Seidenstüder aus Hainrode ging ab, ohne Abschied von seinen Lehrern zu nehmen“, heißt es 1843, oder die Sehnsucht nach der Heimat und der Freiheit wird festgestellt: „Louis Egert aus Mohra entließ zu seinen Eltern“ (1836), „Karl Hesse aus Oberdorf entließ zu seinen Eltern“ (1843).

Auch die Abiturientenprüfungen zeigen, daß Fischer nur sittlich und wissenschaftlich reife junge Leute entließ. Die erste Klasse der Anstalt war ja ständig von nur wenigen Schülern besucht, aber selbst von diesen 8 oder 12 oder höchstens einmal 15 Primanern kamen nur die wenigsten zur Abschlußprüfung. Kaum jemals sind es mehr als drei; ganz selten bestand einer mit dem Prädikat vorzüglich oder auch nur mit dem Prädikat gut; meistens heißt es nur: hinreichend bestanden. Ein paar dieser Abiturienten seien namentlich aufgeführt:

Oftern 1848 bestand Christoph Herrmann Arnold aus Nordhausen, 16½ Jahre alt, ev., Sohn des Brennerereibesizers Arnold, 8 Jahre auf der Realschule, 2 Jahre in der ersten Klasse, die Reifeprüfung mit dem Prädikat „gut“. Er studierte Chemie und war der 24. Abiturient der Anstalt überhaupt. Er ist der große Wohltäter Nordhausens, Förderer von Kunst und Wissenschaft, Verehrer seines Lehrers Rützing.

Oftern 1850 bestand Karl August Hermann Fischer, 20 Jahre alt, ev., Sohn des Berichterstatters, d. h. des Direktors, 11 Jahre auf der Realschule, 3 Jahre in der ersten Klasse mit „gut“ das Examen als 28. Abiturient der Anstalt. Er studierte Mathematik und war 1885 Mathematiker einer Lebensversicherung in England. Man sieht, Fischer hatte offenbar seinem eigenen Fleisch und Blut nichts geschenkt; sein einziger Sohn, der ihm von vieren geblieben war, mußte 11 Jahre lang durch die damals 5 Klassen der Realschule wandern.

Ueber Fishers Zeit hinaus sei der einzige heute noch lebende Abiturient jener älteren Zeiten angeführt: Als 61. Abiturient verließ im Herbst 1867 Karl Friedrich Richard Wiese, geboren in Magdeburg, ev., 17 Jahre alt, die Schule, um Kaufmann zu werden. Heute steht er im 86. Lebensjahre und ist nach einer vierzigjährigen Tätigkeit im Ehrendienste der Stadt einer ihrer wenigen Ehrenbürger.

Der Herbstabiturient des Jahres 1868 Wilhelm Burghardt aus Sangerhausen war 1870 Leutnant in einem Ingenieurcorps und fiel bei der Belagerung von Paris, der einzige Abiturient, der 1870 den Heldentod erlitt.<sup>1)</sup>

---

<sup>1)</sup> Wiefing a. a. O., 47 ff.



Die meisten der Abiturienten gaben als Studium das des Hüttenwesens, des Bauwesens, des Maschinenbauwesens an oder wollten Feldmesser, Buchhändler, Oberförster werden.

Daß die Schülerzahl trotz der bedeutenden Anforderungen Fischers, die er an Aufnahmefähigkeit und sittliche Haltung stellte, nicht sank, lag am Zuge der Zeit, lag ferner an den nie ruhenden Bemühungen Fischers und lag schließlich an der Tüchtigkeit der Lehrer. Dennoch blieben auch Fischer Rückschläge und damit allerhand Bitternis nicht erspart. Der modernen Technik und Industrie und damit auch den Schulen, die zu diesen Berufen vorbereiteten, machte man seit den vierziger Jahren je länger, je mehr den Vorwurf, sie seien Brutstätten des Materialismus und der Gottlosigkeit, und einflußreiche Dunkelmänner und Dummköpfe bekämpften sie deshalb gewissenhaft und nicht ohne Erfolg. Diesen Angriffen auf die Realanstalten ist es zuzuschreiben, daß Fischers Schule 1845 nur noch 104 Schüler zählte, 1846 gar nur noch 97 Schüler in 4 Klassen und zwar in der Prima 9, in der Sekunda 17, in der Tertia 34 und der Quarta 37. Damit war allerdings der tiefste Stand erreicht.

Aber nicht nur Dilettanten und rückschrittliche Politiker machten den Realschulen das Leben schwer, sondern auch einsichtige, jedoch für das humanistische Gymnasium eingenommene Fachmänner. Diese anerkannten den Wert der Realschulen sehr wohl, verlangten von ihnen aber wenigstens den Unterricht im Lateinischen. Bald kam es dahin, daß die Realabiturienten ohne Latein zu keinem höheren Berufe mehr Zugang fanden. Nur sehr zögernd und nur unter dem Druck der Verhältnisse entschloß sich Fischer, auch in seiner Realschule das Latein aufzunehmen. Er hatte seine wohlgegründeten Bedenken dagegen, Bedenken, die jeder Schulmann teilen muß, der weiß, daß unsere deutsche höhere Schule, die bis auf den heutigen Tag vielleicht die beste höhere Schule der Welt ist, doch dem Fehler der Vielschichtigkeit verfallen ist. Immer wieder betonte demgegenüber Fischer als trefflichster Erzieher und gewissenhafter Gelehrter: „Alle Unterrichtsgegenstände müssen in ihrem inneren Zusammenhang mit möglichster Gründlichkeit behandelt werden“. Oder: „Die alten Sprachen treten ganz zur Seite, ein halber Unterricht führt zu nichts. Oder: „Es kommt nicht darauf an, was betrieben wird, sondern wie es betrieben wird und daß es wissenschaftlich vertieft betrieben wird.“ Deshalb wehrte er sich solange wie möglich gegen die Belastung seiner Lehrverfassung mit einem neuen Frachtgut, mit dem Lateinischen. Selbst nachdem das preußische Kultusministerium im Jahre 1838 von der Kenntnis des Lateinischen die Erteilung irgendeiner Berechtigung an Realschulabiturienten abhängig gemacht

hatte, sträubte er sich noch. Erst 1841 ließ er es fakultativ zu, und erst Ostern 1842 führte er es obligatorisch ein, um seine Schüler nicht von jeder Berechtigung auszuschließen. Es wird ihm das Herz geblutet haben, als er um des Lateins willen seinen geliebten mathematischen und naturwissenschaftlichen Fächern einige Stunden nehmen mußte. Wahrscheinlich weil er immer wieder überprüfte, mit wieviel Lateinstunden er das Mindestmaß behördlicher Anforderungen erreichen könnte, schwankt auch die Stundenzahl recht erheblich. 1842 setzte er an: Prima 4 Stunden, Sekunda 4 Stunden, Tertia 3 Stunden, Quarta 5 Stunden. Doch diese vielen Stunden Latein auf der Oberstufe schränkten ihm die Naturwissenschaften zu sehr ein. So finden wir 1853: Prima 2 Stunden, Sekunda 2 Stunden, Tertia 3 Stunden, Quarta 5 Stunden, Quinta 4 Stunden, Sexta 6 Stunden. Nur durch diesen gekürzten Lateinbetrieb war es ihm möglich, für die Mathematik und die Naturwissenschaften noch immer in Prima 11 und in der Sekunda 12 Stunden insgesamt herauszuschlagen und dadurch den Schülern für diese Fächer wirklich eine wissenschaftliche Grundlage mitzugeben.

Trotz dieses Zugeständnisses in der Lehrverfassung erlebte die Realschule nach dem Jahre 1848 neue Anfeindungen. In seinen letzten Lebensjahren mußte es Fischer über sich ergehen lassen, daß seiner Anstalt immer mehr Berechtigungen genommen wurden und ihre Entwicklung dadurch gehemmt wurde. Erst nach seinem Tode, als an Stelle Raumers von Bethmann-Hollweg als Kultusminister getreten war, geschah im Jahre 1859 etwas Durchgreifendes: Man schied die Realschulen in Realschulen 1. Ordnung und in die 2. Ordnung. 1859 ist daher das Geburtsjahr des Realgymnasiums.<sup>1)</sup>

Diesen mannigfachen Hemmungen gegenüber bedeutete es einen Fortschritt, als es Fischer, nachdem seine Schule den Neubau vor dem Töpferstore bezogen hatte und Räumlichkeiten genügend vorhanden waren, im Jahre 1842 durchsetzte, daß zwei Elementarklassen als Vorschule für Gymnasium und Realschule unter seiner Leitung eingerichtet und in dem Realschulgebäude untergebracht wurden. Dadurch gelang es endlich, einheitlich vorgebildete Knaben auf die höhere Schule zu überführen, die schon in den ersten Schul-

<sup>1)</sup> Berechtigungen erhielt die Realschule durch folgende Gesetze, resp. Erlasse: Militärdienst (allgemein), Gesetz vom 30. IV. u. 2. VI. 1841. Offiziers-Aspiranten, Kab.-Ordre vom 4. II. 1844. Forstfach, Gesetz vom 15. VIII. 1830. Postfach, Gesetz vom 20. VIII. 1849 u. 11. XII. 1849. Baufach, Gesetz vom 13. VII. u. 11. X. 1850. Feldmeßkunst, Gesetz vom 18. I. 1847. Civil-Supernumerar, Gesetz vom 31. X. 1827. Königl. Gewerbeinstitut, Gesetz vom 5. VI. 1850. Wund- u. Zahnärzte, Gesetz vom 16. III. 1841. Zur Vorbildung der Wundärzte genügte der Abschluß der 2. Klasse, zu der der Zahnärzte der Abschluß der 3. Klasse einer Realschule.

jahren nicht bloß spielen, sondern auch arbeiten gelernt hatten, was dem Lehrbetrieb in der untersten Klasse der höheren Schule wesentlich zugute kam. Diese Vorschulklassen wurden neben den 4 Klassen der eigentlichen Realschule als 5. und 6. Klasse gezählt und waren gut besucht, 1844 z. B. von 89, 1845 von 104 Schülern, d. h. von etwa ebenso vielen, wie auf der ganzen Realschule waren. Dieser Zustand der gemeinsamen Vorschule für Gymnasium und Realschule dauerte bis 1847, wo das Gymnasium eine Vorschulklasse für sich, die Realschule zwei für sich erhielt.<sup>1)</sup>

Während Fischer, wie wir sahen, ein in vieler Beziehung sehr selbständiger, zuweilen beinahe eigenwilliger Pädagoge war, löste er sich in anderer doch nicht von den Auffassungen seiner Zeit. Als Hauptmittel, um die Schüler anzuspornen und Erfolg zu erzielen, sah er mit den meisten seiner Zeitgenossen die öffentlichen Osterprüfungen an.<sup>2)</sup> Im Anschluß an diese Prüfungen wurden die Beförderungen bekannt gegeben. Auf Empfehlung der Behörde führte er im Jahre 1853 sogar ein Verfahren ein, das ganz gewiß geeignet war, das innigere Verhältnis zwischen Erzieher und Zöglinge zu hemmen, die tiefere, unbewußt geschehende Beeinflussung zu hindern und den äußerlichen Drill zu fördern. Am Schlusse jedes Vierteljahres sollten zwei volle Tage zu Prüfungen verwendet werden, denen alle Lehrer beizuwohnen hatten. Bei den Prüfungen sollte protokolliert werden, und die angefertigten schriftlichen Arbeiten sollten allen Lehrern zur Einsicht ausliegen. Der Regierung in Erfurt sollte von Zeit zu Zeit über diese Prüfungen Bericht erstattet werden.

Vielleicht war diese weitgehende äußerliche Kontrolle von Lehrern und Schülern ein Zugeständnis, das Fischer der Behörde machte, um von dieser in anderer Beziehung gefördert zu werden. Denn so sehr Fischer seinen Grundsätzen allezeit treu blieb, so

<sup>1)</sup> Damals wurde auch eine 5. Realklasse eröffnet. Schülerzahl: 1. Klasse 10, 2. Klasse 11, 3. Klasse 30, 4. Klasse 35, 5. Klasse 38, zusammen 124 Realschüler. Dazu 6. Klasse 47, 7. Klasse 35. — Michaelis 1850 wurde die 6. Klasse, also die 1. Vorschulklasse, in eine Realklasse umgewandelt, so daß die Anstalt nur noch eine Klasse als Vorschule behielt.

<sup>2)</sup> Eine Prüfung ging etwa folgendermaßen vor sich: vormittags: 7— $\frac{3}{8}$  Gesang und Gebet, dann Naturkunde mit der 4. Klasse, Oberlehrer Dr. Rüging.  $\frac{3}{8}$ — $\frac{1}{2}$ 9 Naturlehre, derselbe mit der 3. Klasse.  $\frac{1}{2}$ 9— $\frac{1}{2}$ 10 Naturlehre, der Direktor mit der 2. Klasse.  $\frac{1}{2}$ 10— $\frac{1}{2}$ 11 Chemie, Dr. Rüging mit der 1. Klasse.  $\frac{1}{2}$ 11—11 Naturlehre, der Direktor mit der 1. Klasse. Nachmittags: 1—2 Deutsch mit der 4. Klasse, Lehrer Heinzelmann. 2—3 Deutsch mit der 3. Klasse, Lehrer Brandt. 3—4 Deutsch mit der 2. Klasse, Lehrer Heinzelmann. 4—5 Deutsch mit der 1. Klasse, Lehrer Brandt. — Im nächsten Jahre wurden andere Fächer, etwa Mathematik und neuere Sprachen, öffentlich geprüft. — Nach der Prüfung versammelten sich alle Schüler zur Bekanntgabe der Beförderung.

geschickt machte er wiederum in Nebensächlichkeiten Zugeständnisse und behandelte er die einflussreichen Stellen mit nicht geringer Menschenkenntnis, um sein Werk voranzubringen.

Die Realschule stand zu Fischers Zeiten nicht wie das Gymnasium unter dem Prov.-Schulkollegium zu Magdeburg, sondern unter der Regierung zu Erfurt. Da traf es sich nun günstig, daß Fischer für seine Schule in dem Regierungs- und Schulrat Grassunder zu Erfurt einen ganz außerordentlich wohlgesinnten und einsichtigen Schulmann erhielt. Dieser Grassunder beobachtete die Nordhäuser Realschule während der beinahe zwei Jahrzehnte, in denen Fischer ihre Leitung hatte, mit immer gleicher Aufmerksamkeit und ebnete ihr und ihrem Direktor den Weg, wo er nur konnte, und unbekümmter, als es ein nach unten und oben und allen Seiten Rücksicht nehmender Schulrat gemeinhin tut. Beinahe Jahr für Jahr war Grassunder ein paar Tage in Nordhausen anwesend, inspizierte die Schule und besprach ihr Wohl und Wehe eingehend mit Fischer. Bei der gegenseitigen Hochachtung, die beide Männer miteinander verband, konnte es nicht ausbleiben, daß der gewandte Fischer gelegentlich an Grassunder auch der Stadt Nordhausen gegenüber eine starke Stütze fand, um seine Wünsche durchzudrücken. Grassunder wußte aber auch, daß er keinem Unwürdigen oder Selbstsüchtigen seine Hilfe gewährte. Mochte Fischer in seinem Eifer vielleicht auch einmal etwas Unbilliges verlangen und mit seinen Forderungen über das Ziel hinauschießen, jedesmal lag offen zu Tage, daß er es allein um der Sache willen tat, für die er selbst als erster sich opferte. Die in den ersten Jahren ganz kümmerliche Sammlung naturwissenschaftlicher Geräte vermehrte er, indem er für den Ankauf von Lehrmitteln 127 Taler 8 Silbergroschen verwendete, welche er als Nebenverdienst erhalten hatte, weil er im Sommer 1837 neben seinem Direktorposten noch aushilfsweise die Stelle des Mathematikus am Gymnasium verwaltet hatte. Ein kostbares Frauenhofersches Teleskop mit 270-facher Vergrößerung, dessen Anschaffung er der Stadt nicht zumuten durfte, leistete sich der kärglich Dotierte und mit einer zahlreichen Familie Gesegnete aus eigenen Mitteln, um astronomische Beobachtungen machen und ihre Ergebnisse für seine Schüler oder in seinen Vorlesungen verwerten zu können. Und wo weder öffentliche noch private Mittel hinreichen wollten, die nötigen Geräte zu beschaffen, da baute er sie sich in einer Werkstatt selbst, obgleich er von Natur nicht fingerfertig war. Ein solches Aufgehen in seinem Werte blieb in jenen Zeiten, wo Bewertungen und Einschätzungen gern nach den sachlichen Leistungen und nicht nach oberflächlichem Augenblicksauftreten vorgenommen wurden, nicht unbemerkt und nicht unbelohnt, am allerwenigsten von dem wohlmeinenden Grassunder, der deshalb

Fischers Forderungen nach Kräften bei den Behörden vertrat und ihn in schwierigen Zeiten nicht fallen ließ.

Auch äußere Anerkennungen seiner Tätigkeit blieben nicht aus. Nachdem Fischer zwei Jahre lang nur nebenamtlich Leiter seiner Anstalt gewesen, hauptamtlich aber noch Mathematiker am Gymnasium geblieben war, wurde er Ostern 1837 zum hauptamtlichen Direktor der Realschule bestellt. Jahn und Rüzing wurden gleichzeitig zu Oberlehrern befördert. 1844 erhielt Rüzing den Professortitel, Fischer den unvermeidlichen roten Adlerorden, und bald darauf wurde er im Range den ordentlichen Professoren an den Universitäten gleichgestellt.

Unterdes hatte er aber, unterstützt von Grassunder, alle seine Rührigkeit entfalten, sein ganzes Verhandlungsgeschick aufbieten und sein bedeutendes Organisationstalent einsetzen müssen, um seiner Realschule den für eine gedeihliche Entwicklung erforderlichen Raum zu schaffen. Lange, arbeitsreiche Jahre waren nötig, bis die Anstalt den Nothbehelf einer gemieteten Etage mit einem eigenen Schulgebäude vertauschen konnte.

Schon in den Zeiten, in denen die Stadt Nordhausen an die Gründung einer Realschule ging, hatte sie im Auge, der neuen Schule auch ein neues Gebäude zur Verfügung zu stellen. Der Bau eines neuen, stattlichen Schulhauses schien umso mehr gerechtfertigt, als auch die Verhältnisse in den Elementarschulen zu durchgreifenden Maßnahmen drängten. So beabsichtigte man schon 1834 einen großen Neubau für die Realschule und für mindestens 7 Volksschulklassen aufzuführen. Der Plan, diese neue Schule unfern des Gymnasiums in den hinter der Predigerstraße liegenden Gärten zu errichten, wird wohl von Fischer selbst stammen. Hier nämlich lagen nachbarlich nebeneinander die zur Dienstwohnung gehörigen Gärten des Mathematikus Fischer, des Konrektors Förstemann und des Direktors Schirlitz. Den Garten Schirlitzens und einen Teil des Förstemannschen Gartens bestimmte nun die Stadt zum Grundstück des neuen Schulgebäudes. Doch dagegen setzten sich die beiden Schulmänner, vor allem Förstemann, zur Wehr, und es ist erstaunlich, wie dieser sanfte, den Händeln seiner Zeit so abgewandte und nur den Händeln vergangener Jahrhunderte zugewandte Historiker recht tatkräftig, ja beinahe bissig seine Rechte verteidigte. Insbesondere mit Förstemann mußte die Stadt, nachdem inzwischen die Realschule in einem Privathause eröffnet worden war, während des ganzen Jahres 1835 verhandeln, glaubte aber schließlich, seine Einwände doch beiseite schieben zu können, und die Stadtverordnetenversammlung erteilte am 29. Januar 1836 „mit vielem Vergnügen“, wie es im Protokoll heißt, die Genehmigung zum Bau auf vorsehehemem Platze. Bei diesem

Stande der Dinge rief nun aber Förstemann das Provinzial-Schulkollegium in Magdeburg zu Hilfe und setzte sich durch. Alle Beschlüsse von Magistrat und Stadtverordneten waren damit hinfällig, alle auf Baurisse und Kostenanschläge verwandte Mühe war vergebens gewesen. Uns heute erscheint diese Hartnäckigkeit Förstemanns um einiger Quadratrußen Gartenlandes willen und die Stellungnahme des Staates für ihn einigermaßen verwunderlich. Doch es war eine Zeit, wo man wenigstens in Preußen, obwohl es noch immer absolutistisch regiert wurde, oder vielleicht gerade weil es noch absolutistisch regiert wurde, die wohl erworbenen Rechte des einzelnen schützte und nicht anzutasten wagte, selbst wenn das Gemeinwohl ganz offensichtlich darunter litt.<sup>1)</sup>

So war man im Jahre 1837 noch nicht weiter gekommen als im Jahre 1834; die Realschule, deren Schülerzahl erfreulich zugenommen hatte, mußte sich noch immer mit ihrer Etagenbehausung in der Ritterstraße begnügen, und die Volksschulklassen waren in dunklen, unwürdigen Räumen durch die Stadt hin verstreut. Der 1837 zum Direktor ernannte Fischer und der eifrige Förderer Nordhäuser Schulwesens Stadtrat Götting suchten verzweifelt nach einem Ausweg, fanden aber keinen.<sup>2)</sup> Zunächst dachte Fischer an den Ankauf und Ausbau des Joachimischen Hauses. Pläne wurden angefertigt, Kostenanschläge aufgestellt, und als man mit allem fertig war, wurde offenbar, daß der Umbau

<sup>1)</sup> Die wichtigsten Briefe Förstemanns, die deshalb interessieren, weil sie von unserem ersten modernen Heimatforscher geschrieben sind, stammen vom 23. Febr. 1835 und vom 2. Juni 1836. Der Garten gehöre zu seinem Gehalt. Er sei wichtig für seine und seiner Familie Erholung. Wenn er für das Schulgebäude auch nur einen kleinen Teil des Grundstücks opfern solle, habe er doch den ganzen Tag den Lärm der Jugend und andere Unannehmlichkeiten, die durch eng beieinander hausende Menschen gegeben sind. Nordhausen hatte damals natürlich auch noch keine Kanalisation. — Förstemann weist ferner auf seine Arbeiten für Nordhausen hin, die ihn Zeit und Geld gekostet haben, führt sein geringes Gehalt an. — Das Provinzial-Schulkollegium erteilt am 8. April 1837 der Stadt den Bescheid, die Gärten des Direktors und Konrektors seien als „pars salarii“ anzusehen. Mit dem Salar seien auch die Gärten ohne Vorbehalt zugesichert. Selbst nicht gegen Entschädigung dürften die Gärten entzogen werden, solange das Vertragsverhältnis daure. — Schirlitzen waren 50 Taler für seinen ganzen Garten, Förstemann für einige Quadratrußen 30 Taler jährlich von der Stadt geboten worden, eine ganz enorme Summe.

<sup>2)</sup> Dr. phil. Götting war geborener Nordhäuser, Sohn eines Brenners, hatte Theologie, Philologie, Medizin und Naturwissenschaften, aber nicht bis zum Abschluß studiert, war sogar über zwei Jahre Lehrer am Nordhäuser Gymnasium gewesen. Da fiel seinem Vater das große Los in der preußischen Lotterie zu, und nun gab der Sohn Studien und Broterwerb auf und war nur noch ehrenamtlich tätig, erst als Ratmann, seit 1839 als zweiter Bürgermeister. Er hatte größtes Interesse für das Schulwesen, und seine vielen und langen Schriftsätze beweisen seinen Eifer für die Hebung des Nordhäuser Bildungswesens. Er ist schon mit 42 Jahren gestorben.

mehr kostete als ein Neubau, daß dennoch die Räumlichkeiten nicht langten und nur ein winziger Schulhof, ein botanischer Garten aber, wie ihn Küßing wünschte, gar nicht vorhanden war. Dann erwog man den Plan, einige Stiftsturien in der alten Domsfreiheit, die seit der Säkularisierung brachlagen, abzureißen oder umzubauen. Doch hatte der Fiskus die Hand darauf gelegt, und Götting schrieb, indem er in der wohlthuenden Weise jener Zeit auch in dem dienstlichen Bericht einige Gefühlstöne erklingen ließ: „Nur mit dem Gefühl der innigsten Wehmut müssen wir gerade jetzt auf diesen für uns so unerseßlichen Verlust hinblicken.“ So erwog man das eine und das andere, um den Nordhäuser Schülern Platz zu schaffen, und kam zu keinem Entschluß.

Daß Fischer noch im Frühjahr 1837 keinen Ausweg aus der verfahrenen Lage gefunden hatte, lag wesentlich an der Vorstellung jener Zeit, die Schule müsse möglichst innerhalb der Altstadt ihren Platz finden. Jene Zeiten des 19. Jahrhunderts erblickten in einem viertelstündigen Schulweg eine ungeheuerliche Zumutung an Lehrer und Schüler, und selbst noch um 1890, als die heutigen Gebäude des Gymnasiums und Realgymnasiums am Taschenberg vom Staate übernommen wurden, erschien als wesentlicher Nachteil die Lage an der Peripherie der damaligen Stadt. Schließlich aber, als alle Auskunftsmittel erschöpft waren, blieb nur der wüste Platz vor dem Töpferthore, auf welchem damals noch der sogenannte Zwinger stand, als Bauplatz übrig. Und als man endlich soweit war, faßten Götting und Fischer und dann die Stadtverordneten einen in Ansehung des Stadtsäckels geradezu heroischen Entschluß: Man wollte vor dem alten Töpferthore und zwar zu beiden Seiten desselben zwei korrespondierende Schulgebäude bauen, eins für die Realschule und eins für die notleidenden Volksschulklassen. Das Realschulgebäude sollte in dem sogenannten Zimmergraben, der sich hier vor der Stadtmauer hinzog, südlich das Töpferthor flankierend, zu stehen kommen.

In einer wohlausgearbeiteten längeren Vorlage suchte Götting am 9. November 1837 die Zustimmung der Stadtverordneten zu gewinnen, pries die vielen Vorzüge des Planes und entkräftete den einzigen Einwand, den man wegen der Lage machen konnte, damit, die Schulgebäude lägen zwar nicht innerhalb der Stadt, lägen aber von beiden Flügeln der Stadt, dem Altdorfe und dem Klosterhofe, von denen ja auch allerhand Schüler herbeiströmten, gleich weit entfernt. Die Stadtverordnetenversammlung stimmte dem Neubau zu.

Nun galt es nur noch die Einwände des Landeskonservators wegen des Abbruchs des äußeren und inneren Töpfertores sowie des Zwingers zu beseitigen. Auch das gelang, und endlich

am 27. Juli 1839, nachmittags 3 Uhr konnte im Beisein des Magistrats, der Stadtverordneten, der Schulinspektion, der Lehrer und Schüler der Realschule der Grundstein gelegt werden. Superintendent Förstemann hielt dabei die Rede, die Stadtmusikanten spielten den Choral: Nun danket alle Gott.<sup>1)</sup>

Nun wuchs der Neubau verhältnismäßig schnell aus der Erde; im Spätsommer 1840 war er vollendet. Es ist das Gebäude der heutigen Mädchenvolkschule auf dem Friedrich-Wilhelm-Platz; doch fehlte noch der westliche Flügel, der die Aula enthält. Das Gebäude enthielt 7 Klassenzimmer, 8 Räume für Lehrmittel nebst chemischem Laboratorium, einen Zeichenaal, der zugleich als Festraum diente. Im obersten Stockwerk lag die Direktorenwohnung.

Zur Einweihung des Neubaus setzte man den 15. Oktober 1840 fest, den Tag der ersten Geburtstagsfeier, die man für den neuen preußischen König Friedrich Wilhelm IV. beging. Die Feier wurde eingeleitet mit einem Gottesdienste in der Marktkirche, bei dem Superintendent Förstemann über den Text sprach: Fürchtet Gott, ehret den König. Danach zogen vom Markte aus sämtliche städtischen Beamte, die Prediger und Lehrer der Stadt, abgesehen von den Lehrern der Realschule, dazu die von der Stadt gebetenen Gäste nach dem Realschulgebäude, das im Festschmuck prangte. Als Versammlungsraum war der festlich geschmückte Zeichenaal im ersten Stockwerk ausersehen, wo Behörden und Gäste den Eingang von Lehrern und Schülern der Realschule erwarteten. Diese hatten sich in ihrer alten Wirkungsstätte in der Ritterstraße versammelt und zogen von dort unter Vorantritt einer Musikkapelle in ihre neue Schule. Hier wurde Direktor Fischer von Superintendent Förstemann und Stadtrat Ohwald, der den Bürgermeister Götting vertrat, begrüßt, dann übergab Förstemann im Auftrage der Stadt mit einer kurzen Ansprache das Gebäude dem Direktor. Danach hielt dieser seine Festansprache, die in jeder Beziehung so charakteristisch für Fischer ist, daß ihr Inhalt in aller Kürze wiedergegeben werden mag:

<sup>1)</sup> Die Verhandlungen, die zum Bau der Realschule vor dem Töpferthore führten, sind hier etwas eingehend behandelt, weil es bisher noch nicht geschehen ist. Viten im Nordh. Archiv unter N. F. 2264.

An die Regierung ging der Plan am 24. Februar 1838. Wegen der Genehmigung machte man sich Sorge nur um des Zwingers willen, der beseitigt werden mußte. Das geschah übrigens erst im Frühjahr 1842. Dagegen wurden die Töpferthore und Teile der Mauern zu beiden Seiten der Tore sogleich niedergelegt, nachdem man zwei kleine Häuser, die in der Nähe der Tore standen, für den Abbruch angekauft hatte, nämlich das Haus des Aderbürgers Henze für 1800 Taler und das des Fleischers Sachse für 875 Taler. Der Staat verlangte nur, daß auch nach Abbruch der alten Tore der Zugang zur Stadt verschlossen werden könnte. Zu diesem Zwecke wurden steinerne Pfeiler und Gitterthore vorgeesehen.



Es scheine bedenklich, einen Anfang mit Festen zu begehen; die festliche Hochstimmung spanne auch die Erwartungen hoch, und der Alltagserfolg bleibe dann hinter diesen Erwartungen zurück. Doch hier, bei der Einweihung des Realschulgebäudes, sei ja nach manchen Schwierigkeiten ein stattliches Werk vollendet; das berechtige dazu, Rückschau zu halten und zu feiern. Er danke der Stadt für ihr hochherziges Entgegenkommen, er schließe daran das Gelöbniß, am Wohle der Schule zu arbeiten. Lohn beanspruchten sie, die Lehrer, für ihre Arbeit nicht weiter; der beste Lohn sei ihnen das Bewußtsein, ihre Pflicht mit aufopfernder Hingabe getan zu haben. „Der Lehrer“, fuhr Fißcher fort, „der das nicht erkennt, welcher diese Gesinnung nicht hegt und nährt, trägt nur den Namen eines Lehrers; er täte besser, er ginge lieber heute als morgen und triebe sonst etwas, wozu er Beruf haben mag.“

Nach diesem ersten einleitenden Teil seiner Rede legte Fißcher Wesen und Aufgabe der Realschule dar. Das tat er seiner ganzen temperamentvollen Art gemäß verteidigend und angreifend in fortwährenden Auseinandersetzungen mit den Gegnern der Realschule. Man werfe den Realschulen vor, sie seien befangen in plumpem Materialismus, wollten von nichts Idealem, nichts Göttlichem wissen. Er aber sage, die Realschulen sorgten dafür, daß ihre Schüler aus dem Buche der Natur, in der sich der lebendige Gott offenbare, lesen lernten. Und wenn man weiter sage, die Realschulen seien wie Pilze auf faulem Boden, sie könnten nur von Menschen gewünscht werden, die im sinnlichen Erwerb die Idee des Lebens erblickten und die den Gedanken der Nützlichkeit vor alle anderen stellten, so erwidere er, Fißcher, darauf, der reine Forschergeist, der nach Wahrheit strebe ohne alle Nebenrücksicht auf irdischen Vorteil, vielmehr mit der Aufopferung aller sinnlichen Bequemlichkeit, ja des irdischen Daseins, habe die wissenschaftliche Technik entfaltet. Dieser rein wissenschaftliche Geist, dieser ideale Trieb nach Wahrheit stände als Pate an der Wiege der Realschulen. Die Realschule aber, die auf so idealem Grund gebaut sei, vermittle den „notwendigen Zusammenhang mit Gott“.

Auch die Gewandtheit des Geistes fördere die Realschule wie jede andere höhere Schule, da sie sich ja mit rein wissenschaftlichen Dingen beschäftige. Nicht die vielverzweigten Dinge der Technik, wie sie das praktische Leben ausbilde, seien das Arbeitsfeld der Schule, sondern die allen diesen Teilgebieten zugrunde liegende Wissenschaft. Und auf diese Wissenschaft, auf die Naturwissenschaft, beschränke sich die Realschule. „Denn“, so sagt Fißcher, „nichts ist unpraktischer als oberflächliche Kenntnisse, die nur dazu dienen können, recht viele und vielleicht kostspielige Fehler dereinst in der Anwendung zu begehen.“ Die Realschule stehe also auf wissen-

schafftlichem Boden, nur auf einem anderen als das Gymnasium, und wenn die Realschule ihrer eigensten Aufgabe treu bleibe, so würde durch sie „eine allgemeine Vergeistigung und Versittlichung des Menschengeschlechtes vorbereitet“.

Dazu komme, daß die Bevölkerungszusammensetzung, die Berufsentwicklung in Deutschland und ganz besonders in Nordhausen eine solche Schule wie die Realschule verlange. „Und deshalb“, so läßt sich Fischer gegen Ende seiner Rede mit ziemlich scharfem Ausfall vernehmen, „wird die Sache der Realschule allen Hindernissen zum Trotz vorwärts schreiten zum großen Strome des Lebens . . . Am wenigsten wird sie sich hemmen lassen durch den Schwarm der Insekten, die den Wanderer zwar belästigen, aber nicht aufhalten, vielmehr vorwärtstreiben zu jenen höheren Regionen, zu welchen sie ihm nicht folgen können.“ —

Nach dieser Rede des Direktors bekam der erste Abiturient, den die Nordhäuser Realschule überhaupt entließ, das Reisezeugnis ausgehändigt: Friedrich Wilhelm Grandam aus Bennedenstein, der das Postfach studieren wollte. 1885, bei der 50-Jahrfeier der Schule war er Oberpostdirektor.

Die Nordhäuser Singakademie, die sich in dem an den Festraum anschließenden Bibliothekszimmer eingefunden hatte, ließ den Choral: „Nun danket alle Gott“ ertönen. Damit war die Feierlichkeit beendet. Die Realschule unter Fischers Leitung hatte ein Gebäude zur Verfügung, das für jene Zeiten die Gewähr für einen zumindest äußerlich einwandfreien Unterricht bot.<sup>1)</sup>

In der Tat konnte Fischer, nachdem seine Schule durch die Ungunst der politischen Strömungen in Preußen zeitweilig stark zurückgegangen war, endlich Oktober 1847 eine 5. Klasse eröffnen und Michaelis 1850 eine 6. durch Umwandlung einer Vorschulklasse in eine Realklasse. Die Geräumigkeit des Gebäudes gestattete ihm jedenfalls, nach Bedarf Klassen zusammenzulegen oder zu teilen.

Schwieriger war es, von der Stadt noch einige Mittel für die Beseitigung bestimmter Mißstände an dem Gebäude und zum Ausbau des Schulhofes, des Direktorgartens und des botanischen Gartens zu erhalten. Das ganze Vorgelände der Schule, das im Jahre 1840 noch mit dem Rundbau des Zwingers darauf, seit dem Sommer 1842 ohne denselben ziemlich wüst und unwirtlich ausah, gestattete zunächst eine gewisse Angeniertheit in der Benutzung

---

<sup>1)</sup> Fischer, Zur Erinnerung an die Einweihung des neuen Realschulgebäudes, Nordh. 1840. — Diese Schrift war Wiesing im Jahre 1885 dem Namen nach bekannt, er hatte sie aber „trotz größter Bemühungen“ nicht aufreiben können. Es ist das Verdienst des ausgezeichneten Sammlers Herrn. Heineck, daß diese Schrift heute leicht zur Verfügung steht. — Wiesing, a. a. O., 16.

einiger Nebengelasse, die von der Stadt um der Kosten willen recht einfach hergerichtet waren. Nach und nach mußte die Bevölkerung aber doch an den gar zu primitiven Zuständen Anstoß nehmen, und Fischer drang auf Abhilfe. Doch erst Vorstellungen von der Regierung in Erfurt konnten die Stadtväter bewegen, helfend einzugreifen.

Zeigte die Stadt zuweilen, um zu sparen, recht wenig Entgegenkommen, so griff sie wiederum dann und wann einmal unerwünscht ein, wenn es ihre Bedürfnisse erforderten. Im November 1845 mußten notwendig einige Erwerbslose mit Erdarbeiten beschäftigt werden, und so ging man an das Planieren des Schulhofes hinter dem Schulgebäude, des alten Zimmergrabens. Doch hatte sich der Bauinspektor Voß weder mit Fischer in Verbindung gesetzt noch führte er das Werk nach Fischers Wunsche durch. Da schaltete sich dann Fischer am 15. November ein, weil ihm keine Anzeige von der Arbeit erstattet und sein Beirat nicht eingeholt war. „Die Externa sind doch offenbar der Interna wegen da, nicht umgekehrt“, schrieb er an den Magistrat, reichlich energisch seine Befugnisse wahrhend.<sup>1)</sup>

Jenseits des eigentlichen Schulhofes dehnte sich noch immer der frühere Zimmergraben, der heute südliche Teil des Schulhofes der Töpfererschule und die Anlagen an der Sedanstraße. Das Gelände lag völlig unbenutzt und verwahrloßt da. In diesem Teile des Stadtgrabens sollte ein alter Wunsch Rütings verwirklicht und ein botanischer Garten angelegt werden. Lange Verhandlungen führte Fischer mit der Stadt, um durch die nötigen Erdarbeiten die Einebnung des an den Schulhof grenzenden Planes zu erreichen. 1847 schienen die Arbeiten endlich zur Ausführung zu kommen, doch die Mittel langten wieder einmal nicht. Da griff die Regierung in Erfurt am 27. April 1847 zugunsten der Schule ein; aber selbst sie hatte keinen Erfolg, und erst 1852 verschwanden die letzten Reste der alten Stadtbefestigungen hinter dem Schulgebäude. Aus dem botanischen Garten wurde nicht allzuviel; dafür hatte die Realschule aber wenigstens Platz gefunden für ihre allerdings noch recht kümmerlichen und nur zeitweilig abgehaltenen Turnübungen.

Neben Fischer blieben John und Rüting die festen Säulen, auf denen das Wohl der Schule ruhte. Ganz einfach war es nicht, diese beiden tüchtigen Männer auf die Dauer an die Schule zu fesseln, da das Gehalt, das Nordhausen zahlte, gar zu knapp bemessen war. Bis in die 70er Jahre hinein, bis das Gehalt gleichmäßig für das ganze preußische Staatsgebiet geregelt wurde, hat

---

<sup>1)</sup> Städtisches Archiv, N. F. 4095<sup>15</sup>.

sich Nordhausen immer wieder selbst seiner besten Kräfte beraubt, dadurch, daß es ein paar Taler an Gehältern sparen wollte. Förstemann am Gymnasium blieb nur, weil Nordhausen seine Vaterstadt war und er seine Lebensaufgabe darin sah, in ihrer Geschichte zu forschen; ein anderer langjähriger Lehrer am Gymnasium, Rothmaler, bezog im Jahre 1850 nach 23 Dienstjahren nur 386 Taler Gehalt, verlangte mit Rücksicht darauf, daß John und Rüging 450 Taler hatten, bei Uebernahme vermehrten Unterrichts, nämlich des Turnunterrichts am Gymnasium, 50 Taler Zulage, wurde aber abschlägig beschieden „wegen zu schlechter Kassenverhältnisse“. Der junge Mathematikus Dr. August Ephraim Kramer trat Ostern 1842 in die Realschule als Lehrer ein, wechselte schon Michaelis 1842 ans Gymnasium hinüber, war aber auch dort nur wenige Jahre tätig, weil der preussische Staat ihm für 150 000 *M* seine elektrischen Apparate für das Eisenbahnwesen abkaufte und er nun von seinen Zinsen behäbiger leben konnte als von seinem schmalen Oberlehreereinkommen. Oberlehrer Brandt ging nach 18jähriger Tätigkeit an der Realschule Ostern 1853 nach Erfurt in „eine bessere Stelle“. Selbst Witwen vorenthielt man zuweilen das ihnen zustehende Gehalt des Gnabenviertelsjahrs, und die Regierung in Erfurt mußte erst mehrfach mahnen, bis sich die Stadt zur Auszahlung bequeme.<sup>1)</sup>

John und Rüging hielt Nordhausen durch häufigere persönliche Zulagen, denen wir leicht nachkommen können, weil sie in den Schulprogrammen der Realschule vor aller Öffentlichkeit erwähnt werden. Nachdem beide schon mehrfach bedacht waren, bekam John 1854 nochmals 50 Taler zugelegt „bei Gelegenheit einer Berufung in eine bessere Stelle“, und da man den einzigen Professor der Anstalt Rüging nicht schlechter besolden konnte, erhielt dieser vom 1. Januar 1854 ebenfalls 50 Taler mehr. Daneben griff auch wohl die Regierung ein, die z. B. im März 1853 John 40 Taler, im Oktober 1853 Fischer 50 Taler einmalig auszahlen ließ. So wurden diese besten Lehrer für die Dauer an Nordhausen gefesselt.

Leichter war es, die anderen Lehrkräfte des Kollegiums bei- einander zu halten, und Fischer hatte das Glück, daß während seines Direktorats ganz selten ein Wechsel eintrat. Neben John, Rüging und Brandt unterrichteten abgesehen von einigen schnell wieder ausscheidenden Herren seit 1842 Dr. Zimmermann und seit 1853 Dr. Krenzlin viele Jahre lang. Auch die Hilfskräfte, Pastor Silt-

<sup>1)</sup> Nach dem Tode des Tanz- und Turnlehrers Stephanus bittet dessen Witwe um das Gehalt, bekommt es aber nicht, worauf Erfurt am 6. XII. 1843 und dann nochmals am 16. I. 1844 einschreitet mit dem Befehl „binnen 8 Tagen unfehlbar zu erledigen“. — Städtisches Archiv N. F. 2195.

robt für die Religion und Zimmermeister Gerns für das Zeichnen, blieben der Schule lange Zeit treu.

Am schlimmsten war es viele Jahre lang um das Turnen bestellt, und erst am Ende seines Lebens sollte Fischern die Genugtuung widerfahren, daß seine jahrelangen Bemühungen, den Leibesübungen an seiner Schule eine Stätte zu sichern, von Erfolg gekrönt waren. Denn obgleich das Turnen nie im Lehrplan aufgeführt wurde und obgleich auch in den fünfziger Jahren die Beteiligung am Turnunterricht immer freiwillig war, so war Fischer doch im Gegensatz zu den meisten Pädagogen seiner Zeit unablässig dafür eingetreten, daß neben den geistigen auch die körperlichen Kräfte ihre Entwicklung und Ausbildung erführen. Immer wieder erscheint bei diesem Manne der Zug so erfreulich, daß er, vollkommen unbeeinflusst von Augenblickseinstellungen oder gar von persönlichen Vorteilen oder Nachteilen, jederzeit kraftvoll und unbedünktelt für das kämpfte, was er durch eigene Erfahrung und eigenes Nachdenken als richtig erkannt hatte. Da stellten sich ihm nun beim Turnwesen schier unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Die Jugend war unlustig und mußte erst allmählich für körperliche Uebungen gewonnen werden, die Eltern leisteten sogar Widerstand, weil sie das Turnen für gefährlich und gesundheits-schädigend ansahen, die Schwesteranstalt, das Gymnasium, verhielt sich viele Jahre trotz des waderen Dr. Rothmaler teilnahmslos, die Stadt lehnte von vornherein alles ab, was vielleicht Geld kosten konnte, und der Staat unterdrückte bis zum Jahre 1840 jede Regung für das Turnen.

Nordhausen kannte in jenen muffigen Jahrzehnten, in denen drüben im freien England schon der Sport in höchster Blüte stand, überhaupt keinen Turnlehrer, sondern nur einen Tanzlehrer, den Tanzlehrer Stephany, der an der höheren Töchterschule Tanz- und Anstandsunterricht erteilte und dafür jährlich 100 Taler von der Stadt bekam. Nach und nach setzte es sich durch, daß er auch Gymnasiasten und Realschüler im Tanzen unterrichtete, bis im Jahre 1840, offenbar weil die Stadt die 100 Taler nicht mehr auswerfen wollte, der Tanzunterricht aufgehoben werden sollte wegen der „Eitelkeit der Kinderbälle“. Da Stephany aber fest angestellt war, konnte man ihn nicht ohne weiteres entlassen, und als am 6. Juni 1842 eine Kabinettsordre des neuen Königs Friedrich Wilhelm IV. die Leibesübungen für einen unentbehrlichen Bestandteil der männlichen Erziehung erklärte, übergab man dem schon 68jährigen Stephany auch diesen Unterricht und wählte den Hammerrasen als Gemeinschaftsturnplatz für alle turnenden Schüler aus.

Trotz seines Alters und seiner minderwertigen Vorbildung muß Stephany seine Sache ganz leidlich gemacht haben; doch starb er schon 1843, und nun erhielt sein Sohn Ferdinand Stephany, der völlig untauglich war, die Stelle. Bald erschien kaum noch ein Schüler zu dem fakultativen Unterricht, für den jeder jährlich 10 Silbergroschen bezahlen mußte.

So kam das Jahr 1848 heran. Der Turnunterricht war in Nordhausen ganz eingeschlafen, wurde jetzt aber kräftigst erweckt. Der Turnverein „Vater Jahn“ entstand, und der erste, der den frischen Wind, der nunmehr wehte, in seine Segel blasen ließ, war Direktor Fischer. Zunächst verlangte er von der Stadt sofortige Entlassung des völlig unfähigen Stephany und Anstellung des Vorschullehrers Karg, weil „der Turnunterricht mit dem ganzen Organismus der Schule in lebendige Beziehung gesetzt werden müsse“. Die Stadt weigerte sich wegen der Kosten, schließlich verlangte aber die Regierung in Erfurt die Anstellung Kargs, und nun konnte man mit dem Turnen beginnen. Mit Feuereifer unterstützte Fischer seinen Turnlehrer; doch Ostern 1849 mußte er klagen, der Eifer der Schüler lasse noch viel zu wünschen übrig, die Eltern seien zu ängstlich oder kämen mit dem Einwand, die Jungen liefen und sprängen und balgten sich so genug. Demgegenüber wies Fischer darauf hin, daß je mehr die Schüler geistig in Anspruch genommen würden, desto mehr auch „dem jugendlichen Körper sein volles Recht widerfahren müsse“. Und wenn man das regellose Herumtollen der Knaben mit dem Turnen vergleiche, so komme das auf dasselbe hinaus, wie wenn einer sagte: „Wozu brauchen wir Sprachunterricht, wird nicht von der Kinderstube an bis zu den Volksversammlungen überall gesprochen?“

So setzte sich Fischer für die Leibesübungen ein. Vergebens. Die Beteiligung von Turnern am Maiaufstand in Dresden und an der badischen Revolution machte die ganze Turnerei den neu emporkommenden Kräften der Reaktion verdächtig. Der Turnplatz auf dem Hammerrasen wurde geschlossen, Lehrer Karg trat freiwillig aus dem Schuldienste aus.

Trotz dieser mißlichen Verhältnisse und trotz der Beargwöhnung durch den Staat blieb Fischer bei seiner Ansicht, daß die Jugend turnen müsse. Da der Platz fehlte, da kein Lehrer vorhanden war, stellte er seinen Realschülern den Platz hinter dem Schulhose zur Verfügung, wo sie nun „unter sich“ Turnübungen anstellten. Sobald aber die Zeiten günstiger waren und ein geeigneter Lehrer sich meldete, trat Fischer wieder offen auf den Plan. Er setzte die Wiedereröffnung des Turnplatzes vor dem Sundhäuser Tore durch und gewann in dem im Juni 1853 in das Lehrerkollegium der Realschule neu eingetretenen Dr. Krenzlin einen für

die Sache, wenn auch nicht fachlich vorgebildeten, so doch begeisterten Lehrer. Fischer selbst eröffnete im Sommer 1853 den Turnplatz mit einer Ansprache und legte „die turnerische Führung der Jüglinge“ in die Hände Krenzlin's. Ein halbes Jahr später starb Fischer; der eben erst 50jährige Mann konnte mit Befriedigung die Augen schließen. Am Anfang seiner Laufbahn gehörte er zu denen, die den Naturwissenschaften den Weg in die höhere Schule öffneten, am Ende seines Lebens setzte er noch durch, daß die Jugend körperlich tüchtig wurde. Zwei wesentlichste Erscheinungsformen der neuesten Zeit, der modernen Technik und der modernen Körpererschulung, hat der erste Direktor der Realschule zu Nordhausen den Weg bereiten helfen und ist damit als ein weitsichtender und echter Erzieher des deutschen Volkes anzuspochen.<sup>1)</sup>

Wechselnd in seinen Anschauungen, aber meist ablehnend stand das preußische Kultusministerium wie allen Realschulen, so auch der Nordhäuser gegenüber. Da war es für Fischer von unschätzbarem Werte, einen so einsichtigen und so teilnehmenden Mann wie den Schulrat Grassunder aus Erfurt als Dezernenten zu haben. Konnte dieser auch Angriffe, die von privater Seite kamen, nicht abwehren, so gelang es ihm doch, der Nordhäuser Realschule über die schwierigsten und reaktionärsten Zeiten der 40-er und Anfang der 50-er Jahre hinwegzuhelfen. Der Volksschullehrer Karg, der einige Jahre Vorschullehrer war und eine Belastung für die von orthodoxen Kreisen schon bemißtraute Anstalt zu werden begann, weil er ein Anhänger des Predigers Balzer und Mitglied der freireligiösen Gemeinde geworden war, kam im Jahre 1850 freiwillig um seine Entlassung ein.

Die höchsten Verwaltungsstellen der Provinz, der Regierungspräsident in Erfurt und der Oberpräsident in Magdeburg,

---

<sup>1)</sup> Krenzlin, Ueber die Pflege der Leibesübungen in den Nordhäuser Schulen; in der Festschrift des Realgymnasiums, 1885. Krenzlin gibt gute Auskunft über die Geschichte der Schulturnerei. Einige seiner Ausführungen sind nach den Nordh. Akten in N. F. 21 95 und nach dem Realschulprogramm 1848/49 ergänzt worden. Die beiden Stephanys, Vater und Sohn, hält Krenzlin nicht auseinander, a. a. O., 12. Der alte wackere Stephan war 1774 in Smolensk geb., 1792 in Königsberg Maler, dann in verschiedenen Orten Deutschlands und Dänemarks Tanzlehrer, heiratete 1807 in Hamburg eine Zerbsterin und wurde dann nach Nordhausen verschlagen. Er starb am 7. V. 1843. Einer seiner Söhne war Ferdinand St., der schon an den Klosterschulen in Ilfeld und Roßleben Tanzunterricht gegeben hatte, bis er 1842 in Nordhausen angestellt, aber 1849 wegen Unfähigkeit entlassen wurde. — Die Bitte Fischers um Karg als Turnlehrer ist vom 17. III. 1848. Als er abschlägig beschieden wird, wiederholt er seinen Antrag am 1. V. 48, und am 31. V. 48 verlangt Erfurt von Nordhausen die Anstellung Kargs als Turnlehrer. 1851 u. 1852 turnen die Realschüler ohne Aufsicht hinter ihrer Schule. Von 1853—1865 leitete Dr. Krenzlin die Übungen.

nahmen in jenen Tagen auch persönlich Anteil an dem Wohlergehen der Schulen. Mehrfach waren deshalb der Regierungspräsident du Bignon, einmal auch der Oberpräsident von Bonin und später der Oberpräsident von Witleben in der Anstalt anwesend, besuchten sogar den Unterricht in einigen Klassen. Es waren damals Zeiten, in denen diese obersten Provinzialbehörden mit politischen oder wirtschaftlichen Dingen nicht allzu überlastet waren und deshalb ihr Augenmerk auch auf die kulturellen richten konnten, und zudem waren es Zeiten, wo jeder auch noch so tüchtige Verwaltungsbeamte für Wissenschaft und Theorie nicht bloß ein nachsichtiges Lächeln oder eine schöne Geste übrig hatte, sondern wo sich jeder bemühte, sein Interesse für Schule und Forschung zu zeigen und alle kulturellen Strömungen zu verfolgen, um in wohlgebildeter Gesellschaft stets wohlgebildet zu sein. —

In seinem Lehramt und bei seiner Bautätigkeit hatte Fischer, wie wir gesehen haben, gewißlich allerhand Widerstände zu überwinden, doch lagen sie in der Natur seiner erzieherischen und organisatorischen Tätigkeit begründet und waren nicht eben viel stärker als sie gemeinhin jederzeit und von jedem überwunden werden müssen. Auch daß in den Jahren der Gründung und ersten Entwicklung, wo die Mittel noch nicht bereifstehen und die Erfahrungen noch fehlen, die Schwierigkeiten sich häufen, ist eine Allgemeinerscheinung, die den Blick der späteren weniger auf die Hemmungen aller Art als auf die Tüchtigkeit der ersten Pioniere lenkt, welche voll Vertrauen auf ihre Kraft das Werk begannen. Diesem Komplex der Selbstverständlichkeiten ist schließlich auch die Ungunst der Zeiten zuzurechnen, die sich dem neuen Werk entgegenstemmte; denn die Kräfte der Beharrung leisten natürlich zu Beginn der Veränderungen am lebhaftesten Widerstand. Und gerade diesen letzten Widrigkeiten konnte noch verhältnismäßig leicht begegnet werden, weil wohlwollende Behörden und Vorgesetzte sich einschalteten, welche die stärksten Stöße auffingen oder mindestens abschwächten. Jedesmal ein ernstes Ringen aber setzt da ein, wo ein Werk durchgesetzt und verteidigt werden soll gegen Menschen der nächsten Umgebung und der gleichen Gesellschaftsschicht, die vielleicht um des Werkes, um der Weltanschauung willen aus Freunden zu Feinden werden. Wirklich lebensverbitternd und schmerzlich sind solche Kämpfe, weil die ganze Natur der Kämpfenden, vor allem die des angegriffenen, meistens energiegeladenen Neueres, die Sache kaum von der Person zu trennen vermag.

Fischer war, man kann sagen, seitdem er als Portenfer Schüler seiner selbst bewußt geworden war, immer mit Lebhaftigkeit und Begeisterung für seine Wissenschaften, die Mathematik und die Naturwissenschaften, eingetreten. Die Ueberzeugung, daß diese



Wissenschaften recht eigentlich erst alles moderne gesellschaftliche Zusammenleben und jeden kulturellen Fortschritt begründeten, hatte in ihm so tief Wurzel gefaßt, daß er eine Werbung für sie als wesentlichste Arbeit am deutschen und europäischen Menschen ansah. Aus diesem Grunde hatte er bald nach seinem Einzug in Nordhausen öffentlich mathematische und naturwissenschaftliche Vorträge gehalten, hatte Zweifel beseitigt, Einwände entkräftet, Aufklärung verbreitet, aus diesem Grunde hatte er auch eine Lehranstalt propagiert, die seinen Wissenschaften einen hervorragenden Platz einräumte und damit mindestens einem Teil der deutschen Jugend eine andere als die bisher allein übliche philologisch-historische Bildung gewährte, eine andere Bildung, aber nicht etwa eine minderwertigere, sondern eine durchaus gleichwertige. Man sehe, so meinte er, die Gymnasien ruhig für die Anstalten an, welche eine gelehrte Bildung vermittelten und welche in erster Linie zum Universitätsstudium vorbereiteten. Aber sie könnten erstens nicht mehr allen eine höhere Bildung erstrebenden Schülern gerecht werden, viele wollten einen höheren praktischen Beruf ergreifen, Bauleute, Industrielle, Techniker, Ingenieure, Bergleute werden. Für alle diese Berufe sei der gymnasiale Unterricht ein Fehlunterricht. Die gymnasiale Bildung gehe und müsse weiter gehen „auf das Historische zu und zwar in unmittelbarer Beziehung zum Menschen. Die Gegenwart durch die Vergangenheit zu begreifen, sei ihr Ziel“. Für den künftigen Praktiker aber könnten die Altertumswissenschaften, als Stoff betrachtet, wenig oder nichts bedeuten, die Naturwissenschaften im Verein mit der Mathematik aber alles. Dazu komme ein Zweites: In formaler Beziehung habe die klassisch-historische Erziehung unzweifelhaft größte Erfolge aufzuweisen, Verstand und Gefühl erfuhr durch sie eine unschätzbare Durchbildung und Beeinflussung. Die Mathematik und Naturwissenschaften aber erfüllten denselben Zweck. Wenn auch die Stoffgebiete ganz andere seien, so könnten sie die geistigen Fähigkeiten doch in derselben Weise fördern.

Und um auch den letzten Einwand gegen die Realanstalten zu entkräften, legte Fischer recht deutlich dar, daß in den neuen Schulen keineswegs ein bloßes Anlernen dessen statfinde, was dem einen oder anderen Berufe besonders dienlich erscheinen könne. Auch die Realschule könne, wie jede andere Schule, immer die Bildung des ganzen Menschen im Auge haben. Eine Dressur, welche alle Wissenschaft als eine milchende Kuh ansehe, die den Menschen mit Butter versorge, würde der Todeskeim für eine höhere Schule sein.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Fischer, Nachricht über die Errichtung und Entwicklung der Realschule zu Nordhausen, Realschulpr., 1836.

Als es in den 40-er Jahren zu schärferen Schulkämpfen und zu z. T. recht bössartigen Anfeindungen der Realschule kam, auch die Behörden immer mehr gegen die Realschulen eingenommen wurden und z. B. der Schulrat Eilers die Realschulen als Brutstätten des Materialismus verdächtigte, wich Fißcher seiner ganzen Art nach vor den heftigeren Angriffen nicht etwa zurück, sondern erwiderte mit heftiger Abwehr. Schärfer als bisher stellte er den Unterschied zwischen Gymnasium und Realschule heraus, wobei denn manchmal die älteren Schulen wohl auch einen Stieb abbekamen. Die Gymnasien hätten im Wettbewerb manche Vorteile für sich, ponderabile und imponderabile. Sie hätten sich in einem Zeitraum von Jahrhunderten innerlich und äußerlich konsolidiert; so gesichert ständen die Realschulen nicht da, selbst die Krüden der milden Stiftungen, welche viele alte Anstalten stützten, fehlten den jugendlichen Realschulen. Sicher hätten auch die Gymnasien eine Daseinsberechtigung, ein historisches Recht, ableitbar aus der Vergangenheit; die Realschulen hätten aber auch ein historisches Recht, ableitbar aus der Gegenwart. Für alle Art Gewerbetätigkeit, die auf chemische oder mechanische Verarbeitung der Naturerzeugnisse beruhe, könne als Vorbildung nur die Realschule in Betracht kommen. Und den Angriff auf die Realschulen, sie hätten einen „materiellen Grund“, während die Gymnasien einen „idealen Grund“ hätten, begegnet Fißcher recht spitz: Von Materialschulen könne bei den Realschulen keine Rede sein. Eine Schule, die keinen idealen Grund habe, verfehle überhaupt ihren Zweck. Also auf idealem Boden ruhten beide, Gymnasium und Realschule. Aber in einem anderen unterschieden sie sich, dem „Real“ stehe das „Verbal“ gegenüber: Die Gymnasien alter Art seien Verbalgymnasien, die Gymnasien neuer Art seien Realgymnasien. — Das war schon im Jahre 1846, wo Fißcher das Wort Realgymnasium gebrauchte.<sup>1)</sup>

Natürlich blieb es nicht bei diesen im ganzen doch recht seltenen literarischen Auseinandersetzungen mit den Problemen des höheren Schulwesens jener Zeit. Fißchers sehr beweglicher und geselliger Natur entsprach es, daß er überall, wo er nur leidlich interessierte Menschen fand, seine Gedanken entwickelte, oftmals sogar, seinem lehrhaften Wesen gemäß, recht ausgiebig und gründlich entwickelte, gründlicher als eine gesellige und oberflächliche Unterhaltung es gemeinhin verlangt. Wohlwollende hörten solchen Erörterungen gewiß gerne zu, Gegner traten aber auch den mit großer Ueberzeugungskraft vorgetragenen Ansichten mit ähnlicher Entschiedenheit

<sup>1)</sup> Fißcher, Ueber Realschulen überhaupt und die in Nordhausen insbesondere, 1846. Vergl. auch Fißcher, Ueber den Unterricht in der Naturlehre in Realschulen.

entgegen. Aus solchen zunächst mündlich ausgefochtenen Disputationen erwuchsen dann wohl auch Streitschriften, bei denen die Parteien nur im Anfang sachlich zu bleiben bemüht waren.

Ausgang der 40-er Jahre wurde gerade in ganz Deutschland darum gestritten, ob die Gymnasien auch weiterhin die besten Vorbereitungsanstalten für das Studium der Naturwissenschaften, insbesondere der Medizin seien. Die Frage war in Fachkreisen ziemlich erregt erörtert worden, und ein Oheim Fischers, der Geheime Medizinalrat Dr. Fischer in Erfurt, der auch in den Kampf eingegriffen hatte, war für die Realschule als beste Vorschule für Mediziner eingetreten. Diese Auseinandersetzungen hatte nun auch, offenbar angeregt durch Gespräche mit dem Realschuldirektor Fischer, ein Nichtfachmann verfolgt, der Nordhäuser Land- und Stadtgerichtsrat Becker, ein für viele Wissensgebiete sehr äußerungsfreudiger, interessierter, federgewandter Herr.<sup>1)</sup> Dieser veröffentlichte schließlich, von seinem Gewissen zum mannhaften Längenbrechen für das Gymnasium getrieben, im Jahre 1847 ein Schriftchen, in welchem er nachzuweisen suchte, daß die Gymnasien die allein für die Vorbildung der Mediziner berufenen Lehranstalten sein könnten. Es war ein freilich von geringer Sachkenntnis zeugender, aber doch nicht unsachlich geschriebener Artikel. Auf diese literarische Leistung Beckers fühlte sich Fischer bewogen, verhältnismäßig scharf zu antworten. Er warf Becker unverblümt völlige Unkenntnis der Realschulen und Unkenntnis der Naturwissenschaften vor, lehnte ihn jedenfalls als ernsthaften Kritiker des Realschulwesens wegen Mangels an Einsicht ab. Dann diskutierte er, um es auf eine Formel zu bringen, die alte Streitfrage des Vorranges der „verba“ und der „res“ und entschied sich bei der Naturwissenschaft für die Beobachtung der „res“. Wenn aber dies für jede Naturwissenschaft, also auch für die Medizin das Wesentliche sei, so seien auch die „Real“anstalten und nicht die „Verbal“anstalten oder Gymnasien die für das medizinische Studium besten Vorbereitungsstätten. Fischer schloß mit den Sätzen: „Ob es mir gelungen sei, Herrn D. F. Becker von seinen grundlosen Behauptungen zurückzubringen? Ich muß es fast bezweifeln. Sollte es aber auch nicht sein; es kommt nicht darauf an, dann habe ich für andere Leute geschrieben.“<sup>2)</sup>

Auf diese Schrift blieb nun wiederum Becker die Antwort nicht schuldig und verschärfte Form und Tempo des Angriffs nicht

<sup>1)</sup> Becker veröffentlichte z. B. eine Schrift: Woher die Ungunst Süddeutschlands gegen Preußen und wohin wird sie führen?

<sup>2)</sup> Fischer, Noch ein notwendiges Wort über die Frage: Können Realschulen zweckmäßige Vorschulen zum Studium der Medizin werden? Nordh., Köhne, 1847.

unwesentlich durch persönliche Ausfälle gegen Fischer. Abgesehen von allem anderem zweifelte er Fischers Eignung als Wissenschaftler überhaupt an, und zwar auf Grund seiner ersten Schrift, die nicht nur jede Gründlichkeit vermissen, sondern auch eine unlogische Beweisführung in den einzelnen Sätzen sowohl wie im ganzen Aufbau deutlich erkennen lasse. Zu einem neuen Angriff auf die Realschulen leitet er dann dadurch über, daß er annahm, aus der ganzen unwissenschaftlichen Betrachtungsweise und unlogischen Beweisführung Fischers spreche eben der Geist, der an den Realschulen herrsche. „Der dort mangelnde wissenschaftliche Geist hemmt zumindest selbst befähigte Männer in ihrer wissenschaftlichen Entwicklung.“ Und der Ansicht Fischers, daß erst aus der Beobachtung der „res“ alle weiteren Erkenntnisse fließen, stellt er den Satz entgegen: „Der schlechteste Wortunterricht regt noch immer mehr den Geist auf als ein nicht ganz guter Sachunterricht.“<sup>1)</sup>

Auf diese Grobheiten konnte nun wieder Fischer nicht schweigen. Gänzlich unnötig ging er in dieser seiner zweiten Schrift zunächst auf sein persönliches Verhältnis zu Beder ein. Dann setzte er auseinander, die Realschulen lägen nicht bedingt in den äußeren Forderungen der Gegenwart, sondern tiefer in der geistigen Gesamtentwicklung und in den Errungenschaften der Menschheit. Die Realschulen seien schlechthin die modernen Gymnasien. Sie seien gründliche Lehr- und Erziehungsanstalten. Der Form nach bildeten sie wie jede Schule allgemein, nicht fachlich ihre Zöglinge aus, aber ausdrücklich nach der mathematisch-naturwissenschaftlichen Seite hin. Dem Stoffe nach würden die Schüler dadurch mit denjenigen Kenntnissen ausgerüstet, welche jeder späteren Fachbildung, die auf den Naturwissenschaften beruhe, unentbehrlich seien.

Im Anschluß daran führte er Aeußerungen von Medizinern an, wie z. B. eine folgendermaßen lautende: „Es gehört schmerzliche Selbstüberwindung dazu, um sich einzugestehen, daß die gymnastische Vorbildung ein Irrweg war . . . Zum Naturforscher muß der Arzt gebildet werden, nicht zum Doktrinär.“

Diese zweite Replik schloß Fischer mit den Worten: „Es kommt in der Tat gar nichts darauf an, ob der Land- und Stadtgerichtsrat Beder oder der Realschuldirektor Fischer recht hat, noch weniger, wer von beiden das letzte Wort . . . behält und dem anderen zur Belustigung und zum Verdruß parteinehmender Leser in einer wissenschaftlichen Fehde die empfindlichsten Dinge sagt oder sich zu sagen einbildet . . . Die Wahrheit schlägt sich zuletzt doch

<sup>1)</sup> D. F. Beder, Ueber Gymnasien und Realschulen. Ein Beitrag zur Beantwortung der Frage über die Vorschule zum Studium der Naturw. überhaupt und der Heilkunde im besonderen. Sondershausen, 1847.

wie eine Flamme durch den Qualm und Rauch hindurch, der den Leuten in die Augen beißt. In Dingen, die ich verstehe, habe ich Mut genug, scharf herauszutreten und den Kampf nicht zu scheuen; in Dingen, die ich nicht verstehe, schweige ich, Belehrung von Genauunterrichteten erwartend. — Post fata nostra pueri, qui nunc ludunt, nostri iudices erunt.<sup>1)</sup>

Auf diese Streitschriften mußte hier nur deshalb ganz kurz eingegangen werden, weil sie die heute noch allein vorhandenen Äußerungen der langjährigen Kämpfe sind, die Fißcher um die Anerkennung seiner Realschule führen mußte und die für ihn umso niederdrückender waren, als sich das preußische Kultusministerium längste Zeit gegen die neuen Lehranstalten so ablehnend verhielt, daß man ein Eingehen dieser Schulen befürchten mußte. Viele unnütze Arbeit, manchen persönlichen Gegner und manche bittere Stunde haben diese aufreibenden Kämpfe unserem Fißcher eingebracht. Und bedenkt man dann noch seine leicht entflammte, für ihre Sache sich bis zum letzten Hauch einsetzende Persönlichkeit, dann wird man dem Mitarbeiter Fißchers Dr. John rechtgeben, wenn er schreibt: „So kam es auch, daß er im Verkehr mit der äußeren Welt, wenn es sich um Vertretung der exakten Wissenschaften oder um Verteidigung der Interessen seiner Realschule handelte, nicht immer die nötige Ruhe behielt und sich gelegentlich von der Stärke seiner Wahrheitsüberzeugung fortreißen ließ, seinem Widersacher derb und scharf entgegenzutreten.“<sup>2)</sup>

Und in seiner letzten Schulrede zu Ostern 1853 führte Fißcher, schon stark nervös und gesundheitlich schwer mitgenommen, doch voll ungebrochenen Mutes aus: „Ich kenne alle die Antriebe und Parteipläne, die offen und insgeheim gemacht sind, sehr genau; sie haben mir . . . eine schöne Reihe von Jahren verbittert und verkümmert, aber sie haben mich nicht im mindesten irre gemacht an der Idee der Realschule, in der Erfüllung meiner Pflichten . . . Sie haben wiederholt notwendige Einrichtungen aufgehalten, die Frequenz der Schule auf kurze Zeit herabgedrückt und die möglichen Leistungen und Fortschritte im Innern der Schule aufgehalten, aber wir sind dennoch vorwärtsgegangen . . . Durch Regieren, Streiten und Hadern kommt nichts heraus; das einzige langsam, aber gründlich wirkende Gegenmittel bleibt die positive Tat.“

„Die positive Tat“, das waren Fißchers letzte Worte in seiner letzten Rede vor der Schulgemeinde. Wahrlich, Fißcher gehört in die erste Reihe der keineswegs geringen Zahl von Män-

<sup>1)</sup> Fißcher, Zweites notwendiges Wort über die medizinische Schulfrage. Nordhausen, Förstemann, 1847.

<sup>2)</sup> John, Lebensabriß des Direktors C. Fißcher, Schulprogramm, 1855.

nern der Theorie und der Wissenschaft in unserer engeren Heimat, die zugleich Männer der Praxis und der Tat waren und die schlagend die törichte Ansicht widerlegen, man könne entweder nur eine kontemplative oder nur eine aktive Natur besitzen. Im Gegenteil, man kann behaupten: wirklich fruchttragende Aktivität für die Gemeinschaft und die Doffentlichkeit kann nur der entwickeln, der allein und in der Einsamkeit über die tieferen Zusammenhänge und Hintergründe aller Dinge gedacht und wieder gedacht und sie zu deuten versucht hat. Fischer war in der Schulpforte erzogen worden, er hatte sich als junger Mann so um seine Wissenschaft bemüht, daß er zum Univerſitätsdozenten geeignet erschien, er war dann Lehrer geworden und dabei Gelehrter in stiller Studierstube geblieben. Wozu er sich aber bei einsamer Gedankenarbeit langsam durchgerungen hatte, oder was ihm im lebhaften Meinungsaustausch mit seinen unerwachsenen und erwachsenen Schülern als Erleuchtung plötzlich aufgegangen war, das mußte er nutzbringend für die Allgemeinheit verwerten, sich mit ihr auseinandersetzend, sie bekämpfend, sie überzeugend, organisierend, werbend, handelnd, erst wägend, dann wagend, ein beschaulicher und ein tätiger Mann zugleich.

### Der Mensch.

Indem wir das Werk beschrieben haben, haben wir den Menschen beschrieben. Doch die Beschäftigung mit dem Werke, ſoviel auch von der Persönlichkeit darin eingegangen iſt, läßt doch immer das Werk zwischen uns und den Menschen treten. Die Person erscheint nur verschwommen hinter den Schleiern der Sache. Wir aber möchten den Menschen klar und eindeutig ſelber zu uns ſprechen laſſen oder dadurch, wie er zu den Menschen ſeiner Zeit geſprochen hat, und wir glauben, durch dieſe unmittelbaren Beziehungen umſo beſſer ſein Bild in uns erneuern zu können.

Fischer der Mensch. — Es iſt erklärlich, daß wir immer am wenigſten erfahren von den alltäglichen Angelegenheiten und Beziehungen des menſchlichen Lebens, wie ſie ſich im engen Kreiſe der Familie äußern. So hört auch die Kunde über Fiſchers Verhältnis zu ſeiner Familie in dem Augenblicke faſt ganz auf, wo er, aus der väterlichen Munt entlaſſen, ſich eine eigene Stellung errungen hatte. Wir wiſſen, daß er noch mehrfach ſein Heimatdorf Klettſtedt aufgeſucht hat, daß er ſeinen Eltern ein guter Sohn geweſen iſt, der mit beſonderer Verehrung an der Mutter gehangen hat. Auch ſeine Vorliebe für Erfurt iſt bekannt, wo er jahrlang erzogen

worden, wo er später für kurze Zeit Lehrer gewesen war und wo ein Oheim von ihm als Geheimer Medizinalrat wirkte. Aber alles das bleibt farblos ebenso wie sein Verhältnis zu seiner Frau und zu seinen sieben Kindern, von denen drei Söhne in zarter Jugend starben. Wenn wir aus seinen eigenen Aufzeichnungen nicht wenigstens wüßten, daß er mit seiner schlichten, gütigen Frau, einer Pfarrerstochter, eine harmonische Ehe geführt hat, so wäre uns schier nichts bekannt geworden.

Viel klarer werden die Umrisse der Persönlichkeit, wo sie hineingestellt erscheint in den Kreis seines Berufes. Wir wissen nichts von Fischers Verhältnis zu seinen früheren Kollegen am Gymnasium. Er stellte seine Arbeitskraft auch noch als Direktor seinem Amtsgenossen Schirlitz vom Gymnasium gern zur Verfügung, arbeitete mit diesem auch reibungslos in der städtischen Schuldeputation zusammen, wir haben aber im übrigen Grund zu der Annahme, daß weder zu Schirlitz noch zu sonst einem Herrn am Gymnasium die Beziehungen besonders herzlich waren.

Ganz anders lagen die Dinge bei dem eigenen Kollegium. Hier verband ihn mit den meisten seiner Lehrer nicht nur die gemeinsame Arbeit, sondern dieselbe Gesinnung; dieselben Neigungen ließen zu manchem von ihnen auch einen freundschaftlichen Verkehr erblühen. Besonders zugetan war Fischer dem ersten Lehrer seiner Anstalt Dr. John. Wahrscheinlich ein ganz ähnlicher Lebensrhythmus, der bei John nur um einen Grad leidenschaftloser war, dieselbe Weltanschauung, dieselbe Einstellung zu den Dingen der Umwelt, vor allem den politischen und kulturellen, ließ die beiden Männer einen dauerhaften Freundschaftsbund schließen. Fischer förderte John in seinem Amte und in seiner wirtschaftlichen Lage, John zog Fischer in alle möglichen gemeinnützigen Vereine hinein, in denen er tätig war und die er z. T. leitete. John war es auch, der dem früh verstorbenen Freunde in seinem liebevoll geschriebenen Lebensabriß ein Denkmal setzte, wie es keinem aus der langen Reihe der Gymnasialdirektoren und der kurzen Reihe der Realgymnasialdirektoren zuteil geworden ist.

Neben John stand der langjährige Religionslehrer Pfarrer Silktrodt, dem Fischer besonders zugetan war und der auch in der Loge „Zur gekrönten Anshuld“ Fischers Nachfolger als Logenmeister wurde. Ähnliche Bande fesselten ihn an den Zimmermeister Gerns, seinen langjährigen Zeichenlehrer, und an die Herren Brandt und Zimmermann, von denen Brandt nach Erfurt ging, Zimmermann Rektor der höheren Töchterschule in Nordhausen wurde. Weniger Beziehungen scheint Fischer zu dem wissenschaftlich bedeutendsten Manne seines Kollegiums, zu Rüzing gehabt

zu haben; Rüzing war zu kontemplativ eingestellt für den ruhelosen Geist und Schaffensdrang Fischers.<sup>1)</sup>

Für alle unter ihm arbeitenden Lehrer trat Fischer jederzeit freundschaftlich und tatkräftig ein. Daß einige von ihnen mehr Gehalt bezogen als die gleichaltrigen Kollegen vom Gymnasium lag nicht bloß an ihrer Bedeutung als Lehrer und Wissenschaftler, sondern auch an Fischers immer einsatzbereitem Verhalten. Auch wurde er nicht müde, der Öffentlichkeit gegenüber die Schwere des Lehrerberufes klarzulegen und Achtung und Anerkennung zu verlangen für die Hingabe und Aufopferungsfreudigkeit dieses Berufsstandes. Allerdings wußte Fischer auch, daß man es sich in keinem Amt, ungelesen und unerkannt von der Menge, so schwer machen kann wie im Lehramt, indem man alles, sein materielles Vermögen, seine körperliche Gesundheit, sein Wissen, sein Herz der Jugend hinopfert, daß man es sich aber auch in keinem Amt so bequem machen kann, indem man sich streng an die vorgeschriebene Stundenzahl, an das Klassenpensum und an den Bildungstoff hält, den man selbst vor langen Jahren übermittelt bekommen hat. „Der eine gibt sein Herzblut, der andere gibt, wonach er bezahlt wird, und das ist wenig genug“, habe ich einst im Gedanken an einen befreundeten, väterlichen Kollegen geschrieben. Fischer gab sein Herzblut, und er wollte, daß es auch die anderen gäben. So kommt es, daß er nicht anstand, auch einmal in öffentlicher Schultrede recht deutlich von den Pflichten des Lehrers zu den Lehrern zu sprechen:

„. . . Wir müssen auch jeder Zeit gewillt sein, von unseren Kenntnissen und Geschicklichkeiten Gebrauch zu machen. Das ist aber leichter gesagt als getan, und der beste kann, ehe er's sich versteht, ins Schlendern kommen, in einen monotonen, geistlahmen Mechanismus. Wir müssen nicht bloß in der Schule, sondern auch vor der Schule mit Sorgfalt daran denken, was und wie wirs in der Schule machen sollen. Und wenn wir das alles hätten und täten, so würden wir wahrscheinlich doch nur kenntnisreiche, mündfertige, auch wohl feste und naseweise Schüler erziehen, die von Gottes Geboten nichts wüßten und übten. Auch das Herz unserer Schüler will erwärmt, gereinigt und mit himmlischer Speise genährt werden, damit es empfänglich werde für die höchsten Güter, für die ewige Wahrheit . . . Wie sollten wir aber das an unseren Schülern möglich machen, wenn wir nicht zuerst in den Kampf mit unseren eigenen Schwächen und Mängeln gehen wollten, wenn

---

<sup>1)</sup> Rüzing stand Pate bei dem sechsten Kinde Fischers, der kleinen Theresie Fischer, die am 23. VII. 1837 geboren und am 25. VIII. 1837 getauft wurde. — Nikolai-Geb. 1825—1847. S. 93 Nr. 44.



wir selber Abgötterei mit dem Mammon, mit Bacchus und Venus, mit den Furien der Zwietracht und des Hasses trieben, wenn wir vergäßen, wie oft wir täglich vergeben sollen, wenn wir unseren Fleiß und unsere Hingebung an unsern Beruf nach äußerem Lohne abmessen wollten!"

Fischer war ein Direktor, der von seinen Lehrern manches Opfer verlangte; er durfte es, weil er mit bestem Beispiel voranging. Wie die trauernde Witwe nach seinem Tode klagte, war er im Sommer schon zwischen zwei und drei Uhr nachts auf, sorgte für seine Wissenschaft, für seine Anstalt, für seinen Heimort. Er baute selbst Apparate, er verzichtete zu Gunsten seiner Schule auf ihm zustehendes Gehalt, er gab als Direktor neben allen anderen Dienstobliegenheiten meist 17 Stunden Unterricht, 1853 kurz vor seinem Tode sogar 18 Stunden, er übernahm über seine Kräfte öffentliche Ämter und Verpflichtungen. Bei allen diesen Lasten wurde er wohl mit der Zeit überhastig und aufgeregter, blieb aber, selber an allem teilnehmend, immer mittheilend und fröhlich. „Wie oft haben wir ihn aus seinem Studierzimmer zu uns herabkommen sehen, um von einem großen Fund zu erzählen, den er in diesem oder jenem neuen wissenschaftlichen Werke getan“, schreibt John. Immer war er bereit Anregungen zu empfangen und selber zu geben. Lange Jahre benutzte er die Konferenzen nicht, um gleichgiltige Aeußerlichkeiten, Verwaltungsdinge oder subalterne Organisationsfragen mit seinem Kollegium zu besprechen, sondern um mit ihnen ein pädagogisches oder didaktisches Thema zu erörtern. Erst in den letzten Jahren seiner Amtsführung unterblieb das mehr und mehr.

Natürlich, daß auch das Kollegium mit einem solchen Direktor je länger, je mehr zusammenwuchs. Das Realgymnasium besitzt ja von seinen beiden ersten Direktoren noch heute Oelgemälde; das von Fischer ist eine Kopie, die die dankbare Lehrerschaft für die Schule zu Weihnachten 1853 anfertigen ließ und die im Festsaal der Anstalt am 22. Dezember 1853 Fischern feierlich überreicht wurde.

Daß Fischer für seine Schüler kein bequemer Lehrer war, sondern jederzeit recht ernsthaftes Streben und Wohlverhalten verlangte, ist schon oben berührt worden. Nicht müde wurde er zu betonen, daß seine Anstalt nicht weniger als das Gymnasium verlange, sondern nur anderes. Energisch trat er offensichtlicher Zuchtlosigkeit entgegen; auch war er imstande, den Eltern von Zeit zu Zeit recht deutlich die Wahrheit über ihre Erziehungspflichten zu sagen.

Nicht nur Fleiß, sondern Hingabe verlangte er auch von seinen Schülern. Das lateinische Wort *Ludus* bedeutet zwar Spiel

und Schule zugleich, Fischer aber war, offenbar im Gegensatz zu manchen modernen Pädagogen, der Meinung, daß einmal für den Menschen das Spiel aufhören und der Ernst beginnen müsse. Wer nicht in der Schule ernst und eifrig und gewissenhaft zu arbeiten gelernt habe, werde es auch im Leben nicht mehr lernen. Die gewissenhafte wissenschaftliche Arbeit hielt er auch, wiederum im Gegensatz zu manchen modernen nicht bloß Pädagogen, für die allerbeste charakterliche Schulung, die man einem jungen Menschen angedeihen lassen kann. Es war die Zeit, in der man noch glaubte, daß das Verdienst erst da anfange, wo man auch einmal gegen seine innere Neigung ankämpft und seine Pflicht unbedingt tut. Deshalb bevorzugte auch Fischer die Lehrstunden, in denen der Schüler gezwungen wurde, alle geistigen Kräfte anzustrengen, um des Lehrstoffes Herr zu werden, und wo auch der geschickteste Lehrer und die ausgeklügeltste Methode dem Schüler das harte Eichenholz zu keinem Pappelgerümpel machen kann. Weniger am Inhalt als an der Eigenart des Stoffes liegt es nämlich, ob man damit auf die Gesinnung einwirken und treue, gewissenhafte Menschen voller Selbstzucht und Hingabe erziehen kann. So meint Fischer auch:

„Der Schüler kann nur in denjenigen Lehrstunden wahrhaft gefördert werden, welche ihn ganz in Anspruch nehmen, ihn nötigen, seine ganze Kraft anzustrengen. Stunden, welche wie eine Erholung, wie eine Unterhaltung betrachtet werden, auf die der Schüler wenig oder keinen häuslichen Fleiß zu verwenden hat, schaden mehr als sie nützen; denn sie gewöhnen ihn einerseits an halbes Wesen, an kraftlose Tätigkeit, machen also faul, andererseits hört er läuten und nicht zusammenschlagen, und das fördert nur den eiteln Dünkel.“

Es ist kaum möglich, gewisse moderne Strömungen in der Pädagogik voll Eitelkeit und Nichtigkeit mit besseren Worten zu geißeln, als es Fischer hier in seinen „Kollektaneen“ tut, Aufzeichnungen, in denen er sich von Zeit zu Zeit selber Rechenschaft gab über alles, was ihm bei seiner Tätigkeit oder bei seiner Lektüre in den Sinn kam.

Trotz dieser Grundhaltung zu Unterricht und Schülerschaft war Fischer ein beliebter Lehrer. Er, der sich selbst geprüft hatte und das Leben kannte, war nachsichtig gegen jede Schülersünde, die nicht der Böswilligkeit, sondern dem jugendlichen Alter entsprang. Mit den reiferen Schülern verkehrte er väterlich und wie ein älterer, erfahrener Freund, ohne seiner Würde etwas zu vergeben. Schüler der oberen Klassen, die für die Mathematik oder die Naturwissenschaften interessiert waren, unterstützte er in ihren Sonderarbeiten, gab ihnen auch nicht selten Sonderstunden ohne Entgelt, um sie

schon auf der Schule in besonders schwierige Disziplinen einzuführen und ihnen das spätere Studium zu erleichtern.

Ein Lehrer, der selbst eine Persönlichkeit ist, der nicht mit Worten mahnt, sondern der die eigene Tat sprechen läßt, der sich trotz seiner Reise in die nicht bloß unreifen, sondern manchmal auch herzlich bedrückten Gemüter seiner Schüler hineinversetzen kann, kann es ruhig wagen, an seine Schüler hohe Anforderungen zu stellen, sie werden ihm drum nicht gram sein, sondern ihm willig folgen, manche ihn vielleicht sogar, trotz gelegentlich derbster gegen-  
teiler Aeußerungen, mit der ganzen Scheu ihrer Jungenseele ein wenig verehren. Beim Begräbnis Fischers ließen es sich „die Jünglinge der beiden obersten Klassen nicht nehmen, die irdische Hülle des dahingeshiedenen Führers eine Strecke Wegs nach dem Friedhof zu tragen.“ Und mehr als 30 Jahre später bei der Jubelfeier im Jahre 1885 hatten ihm die noch lebenden ehemaligen Schüler eine besondere Ehrung an seinem Grabmal zugebracht.

Die Schule und das Erzieheramt betrachtete Fischer als seine Lebensaufgabe. Er selbst betonte wieder und wieder, er sei lehrhafter Natur und die Schultube oder der Vortragsaal seien seine eigentlichen Arbeitsstätten. Deshalb bereute er es auch nie, so sehr er auch wissenschaftlich tätig war, auf die Hochschulprofessur verzichtet zu haben. Aber trotz seiner Freude an seinem Lehramt ging er darin doch keineswegs auf. Bei einem so tätigen Manne wie Fischer war es gar nicht möglich, daß das Amt allein seiner Freude an der Arbeit Genüge tun konnte. Er wußte auch viel zu gut, daß nur der in seinem Berufe tüchtig sein kann, der soweit in allen Bezirken des ihn umgebenden tätigen Lebens steht, soweit diese seinen Beruf beeinflussen. Die Schultube, die eine Vorschule für das praktische Leben sein soll, und zwar für alle seine Potenzen, die politische, die wirtschaftliche und die kulturelle, kann sich nicht abschließen gegen das draußen treibende Leben, weder gegen seine edelsten Strömungen und höchsten Forderungen noch gegen seinen Staub und Dreck, sondern muß es voll hineinfluten lassen, denn dazu ist diese Schultube da, und der Lehrer darin hat die Aufgabe als ein nicht bloß bucherfahrener, sondern auch lebenserfahrener Mann alle seine Belehrungen mit dem ganzen Strom der Zeit in Beziehung zu setzen.

Fischer stand mitten im Leben seiner Zeit, ließ es auf sich einwirken, setzte sich mit ihm auseinander und ließ seine Wissenschaft von ihm durchpulsen. Seine ganze aktive Natur drängte ihn zum Wirken in weiteren Kreisen, von denen er Eindrücke empfangen und auf die er selbst von Einfluß sein wollte. Mit wissenschaftlichen Vorträgen begann es, dann führte ihn seine Zugehörigkeit zur Schuldeputation in die Geschäfte der Stadt ein, schließlich ward er

durch seinen Freund John manchem Verein und den fortschrittlich-sozialen Bestrebungen der Zeit gewonnen. So war er Vorstandsmitglied in Johns eigenster Schöpfung, dem Verein für Arbeitslose. Den 1848 gegründeten Gewerbeverein leitete er selbst und war jederzeit bereit, durch Belehrung und Vortrag für seine Mitglieder zu wirken. Dann führte er den Vorsitz in der Ortsgruppe Nordhausen des Thüringer Kunstvereins, und für die erste Gemäldeausstellung, die dieser 1852 zu Werbezwecken in Nordhausen veranstaltete, setzte er alle seine Kräfte derart ein, daß sie schließlich fast versagten.

Natürlich nahm er auch regen Anteil an dem politischen Getriebe seiner Zeit, das, so ruhig es in außenpolitischer Beziehung war, doch so sturmbewegt im Innern die Staaten Europas damals durchschüttelte. In solchen Jahren politischer Hochspannung wird stets auch die Schule von den verschiedenen Anschauungen und Parteiungen umkämpft. Schon seine Realschule führte also Fischer in das politische Geström hinein, und selbstverständlich war, daß er, der Mann der exakten Wissenschaft, der immer für Technik, Handel, Gewerbe, Industrie eingetreten war, der es als ein Gebot der Stunde ansah, daß Deutschland den Schritt vom Agrar- zum Industriestaat tat, daß dieser Mann politisch auf der Seite des Bürgertums stand. So sehr er aber fortschrittlichen Sinnes war, so sah er weitschauend doch die Gefahren, die heraufdämmerten aus den wirtschaftlichen Umwälzungen und einem Proletariat, das durchaus gerechterweise mit seinem Lose unzufrieden sein mußte, in dem aber, zu allem übrigen, gewissenlose Demagogen alle Leidenschaften aufpeitschten und den scheelfüchtigen Neid nicht ruhen ließen. Daß sich die reifere Jugend, weil sie noch unerfahren und urteilslos, dafür aber desto zugänglicher und begeisterungsfähiger ist, auch damals in allen den wirtschaftlichen und politischen Strömungen munter umhertrieb und in den radikalsten natürlich am liebsten, nimmt nicht wunder. Wie weit schon 1847 neben individualistisch-liberalen Neigungen auch die entgegengesetzten kollektivistisch-kommunistischen vertreten waren, zeigt eine wetternde Philippika Fischers, die er seinen Primanern vor den Osterferien 1847 hielt und in der er sich bezeichnend genug folgendermaßen ausließ:

„... Oder hat auch euch, wie leider so viele in unseren Tagen, der Wahn, der ungeheure Wahn erfaßt, daß im Leben der unzähligen Geister keine Mannigfaltigkeit, sondern die langweiligste Einerleiheit herrsche, eine Einerleiheit, die in der Tat dem Chaos vergleichbar wäre, das noch keine Welt war, sondern erst eine werden sollte durch das allmächtige Wort des unerforschlichen Geistes, den wir Gott nennen und unsern allliebenden Vater nennen sollen? Solltet ihr, die ihr wißt, daß nicht zwei Blätter

eines Baumes einander völlig gleich sind, geschweige das unscheinbare Moos der starken Eiche, die es umkleidet, solltet ihr, die ihr wißt, daß, obchon der Löwe ins Raubgeschlecht gehört, dennoch nicht jeder Haustater ein Löwe ist, . . . die ihr wißt, daß Nebenplaneten keine Hauptplaneten sind, solltet ihr, das und noch vieles andere derart wissend, bei der Betrachtung der geistigen Menschenwelt blind sein und, euch selbst überschätzend, in törichter Eitelkeit den nur Unheil drohenden (sic!) Wahn teilen, daß alle Menschen gleich seien und daß deshalb alle äußeren Unterschiede — im Notfall mit Gewalt — aufzuheben und auszugleichen seien, damit die Menschheit ihrer wahren Bestimmung zuschreite?“

Wir sehen also hier Fischer, der nie davor zurückschreckte, vom Katheder herab Gegenwartsfragen zu behandeln, aufs schärfste gegen kommunistische Anwandlungen seiner Schülerschaft Front machen. Daß er selbst der gemäßigten liberalen Richtung angehörte, können wir aus vielen Aeußerungen und seiner ganzen Einstellung erkennen. Aber er hielt sich nicht an das, was der Liberalismus unserem deutschen Vaterlande an Vergänglichem gebracht hat, sondern an das, worin er wegweisend war bis zu den Tagen des Weltkrieges; denn aus der Forderung, die Rechte des Einzelmenschen anzuerkennen, erwuchs die Forderung, die Rechte des Einzelvolkes anzuerkennen. Daraus entsprang für das 19. Jahrhundert die Zusammengehörigkeit von liberal und national, und Fischer hielt sich nicht sowohl an das Liberal als an das National, indem er die deutsche Einheit und die deutsche Kraft feierte, er hielt sich nicht an das wirtschaftlich Individualistische, sondern an das politisch Sozialistische, indem er die Freiheit feierte, die nicht Zügellosigkeit ist, sondern die durch eine völlige Erneuerung des Geistes errungen sein will.

An dem Revolutionsjahr 1848 kam natürlich auch Nordhausen nicht unberührt vorüber; von den Nordhäuser Schulen nahm nur eine öffentlich Stellung zu den Umwälzungen des Jahres, Fischers Realschule. Am 26. März 1848 nach dem Vormittagsgottesdienste stieg über der Realschule vor dem Töpfertore die schwarz-rot-goldene Fahne empor. Auf Wunsch der Schüler! Und Fischer hatte diesem Wunsch willfahrt. Sieben Primaner, mit breiten schwarz-rot-goldenen Bändern geschmückt, zogen unter dem Geläut der Glocken von der Promenade her auf den Platz vor ihrer Schule, auf dem sich Neugierige genug eingefunden hatten. Die anderen Schüler samt ihren Lehrern stellten sich dann hinter die Primaner mit ihrer Fahne und hielten unter dem Gesänge des Liedes „Brause, du Freiheitsgesang“ einen Umzug um den Platz. Am Eingang der Realschule stand Fischer und hielt an die ganze Versammlung folgende Ansprache:

„Ohne irgendeine Aufforderung von uns habt Ihr, geliebte Schüler, den Wunsch ausgesprochen, Euer Schulgebäude mit der deutschen Fahne schmücken zu dürfen. Gern bin ich Eurem Wunsche entgegengekommen. Habe ich doch vor 25 Jahren, als ich ein Jüngling war wie Ihr und jugendlich fühlte wie Ihr, das schwarz-rot-goldene Band getragen als ein Zeichen des Wunsches der deutschen Einheit. Damals mußte dieses Band wieder abgelegt werden, weil es noch nicht an der Zeit war. Jetzt ist die Zeit gekommen, wo die deutsche Einheit wirklich werden soll.

Wie sollte ich Eure jugendliche Begeisterung für die Einheit des gemeinsamen Vaterlandes nicht ehren! Die Fahne, welche Ihr aufpflanzen wollt, ist die Fahne der deutschen Freiheit und Einigkeit, aber nicht die Fahne der Zügellosigkeit und Ungebundenheit. Die Freiheit ist ein hohes edles Gut, aber man kann sie keinem schenken, man kann sie nicht auf dem Markte kaufen. Die Freiheit will errungen und erobert sein, aber nicht mit rohen Fäusten, sondern durch Veredelung des Herzens, durch Erleuchtung des Geistes. Nur wenn der Mensch sich selbst die Schranken setzen und das Maß vorschreiben kann, ohne welches weder das Rechte noch das Gute noch das Schöne zur Erscheinung gelangt, ist er der Freiheit wert, sind die Schranken von außen, die das Böse verhindern, überflüssig. Sorgt also dafür, daß Ihr, das heranwachsende Geschlecht, frei werdet durch den schweren, geistig sittlichen Kampf, für welchen auch die Schule ein Ringplatz ist. Dann wird auch die deutsche Einheit möglich werden und die deutsche Kraft, welche weder von Westen noch von Osten die Feinde zu fürchten braucht, dann werdet auch Ihr Helden für das Vaterland werden. Wird aber nicht auf diesem Wege die Freiheit errungen, sondern nur in der Vernichtung äußerlicher Schranken gesucht, so wird Zügellosigkeit und Ansitte entstehen, die höchste Unfreiheit und Uneinigkeit folgen, Ohnmacht gegen äußere Feinde uns verraten.“ (sic!)

Im weiteren Verlauf der Rede nahm Fischer eine Ausdeutung der Farben schwarz-rot-gold vor, dann folgte ein Hoch auf das deutsche Volk und seine Fürsten. Wenige Worte eines Gebets schlossen die Ansprache. Die ganze Versammlung hatte in ergriffener Stille zugehört.<sup>1)</sup>

Es ist das einzige Mal gewesen, bei dem Fischer politisch vor die Öffentlichkeit getreten ist, und wir sehen, der Anlaß war bedeutsam genug, und Fischers Auftreten war würdig genug, und beide ehren den Mann. Doch nicht die Volksversammlung, ja nicht einmal der gemeinnützige Verein waren Lieblingsfelder seiner Be-

---

<sup>1)</sup> Haese, Nordhausen und Umgegend im Jahre 1848, 30 f., Nordh., 1909.

tätigung, sondern der kleine Freundeskreis und die Geselligkeit gleichgestimmter Menschen. Hier fand der Mittelsame außerhalb der Schule die beste Möglichkeit, sich über alles zu äußern, was ihn bewegte, und ohne jedes Wort vorsichtig abwägen zu müssen. Lebhaft nahm er an jeder Unterhaltung teil und befand sich nicht selten bald in ihrem Mittelpunkt, weil er jeden Einfall gern auch sogleich in Worte faßte oder die Äußerungen anderer feurig aufgriff und weiterspann. Besonders wenn man auf wissenschaftliche Fragen zu sprechen kam, ergriff er gern und gründlich das Wort, manchmal vielleicht sogar zu gründlich, so daß aus einer kurzen Meinungsäußerung ein langer Vortrag wurde. Jedenfalls war er immer bestrebt, auch zwanglosem Verkehr einen tieferen Inhalt zu geben. Bei solchen Gelegenheiten mag es etwa gewesen sein, wo er sich über die Wissenschaft und ihre Popularisierung folgendermaßen äußerte:

„Die Wissenschaft wird als Wissenschaft nie in die Massen übergehen, solange die Massen nicht zum wissenschaftlichen Denken erzogen sind. Zu solcher Erziehung fehlen aber die materiellen sowohl als auch die geistigen Mittel. Die Resultate der Wissenschaft müssen jedoch unaufhaltsam ins Leben dringen; sie werden sich aber den Massen gegenüber als unbegriffen, jedoch unleugbare Tatsachen hinstellen. Der Haufe wird sie glauben. Auf einem anderen Wege ist dem Haufen niemals die Wahrheit in die Hände gekommen. Christus tat die Wunder der Liebe . . ., und sie kamen, sahen und glaubten an ihn. Wenn doch unsere neueren Apostel, bevor sie populär werden wollen, erst selber das verborgene Gesetz der Liebe gründlich studieren wollten, dann würden sie die rechte Sprache für's Volk finden . . . Diese Sprache versteht das Volk, aber sie ist schwer zu sprechen.

Was tut man aber? Man will die Wissenschaft, bei der doch der spezifische Ausdruck, die wissenschaftliche Sprache so wesentlich ist, daß ohne sie etwas Tüchtiges, Stichhaltiges unmöglich wird, gerade ohne diese Form, aber doch als Sache der Erkenntnis, d. h. als Wissenschaft den Armen in die Hand drücken. Man ist mit der Fabrikation eines hölzernen Eisens beschäftigt. Man wird dürres Holz, leeres Stroh fabricieren, es wird keinen Halt haben und brechen und knicken, wo es tragen und stützen sollte.“

Diese Freude am geistreichen Gespräch oder gelehrten Vortrag führte ihn auch dazu, sich über seine Fachwissenschaften hinaus mit Musik, Dichtung und Philosophie zu beschäftigen. Musik übte er nicht selbst aus, hörte sie aber gern an; von den Dichtern verehrte er vor allem Shakespeare und Goethe, Goethe, dem er als Jüngling in Weimar selbst einmal hatte gegenüberstehen und mit

dem er hatte verhandeln dürfen, von dessen Werken er große Teile auswendig wußte und gern zitierte, Shakespeare, dessen Dramen er einem kleinen Kreise erklärte und dessentwegen er seinem Freunde John gegenüber bedauerte, daß er nicht die englische statt der hebräischen Sprache erlernt habe, um Shakespeares Schöpfungen in der Ursprache lesen und sich daran erheben zu können.

Ebenso wie seine Anteilnahme am tätigen Leben zeigt die tiefe Liebe zur Musik und Dichtung und seine eindringende Beschäftigung mit diesen Künsten, daß Fischer trotz seiner Begeisterung für seine Wissenschaften kein Fachgelehrter war, der die ganze Welt nur von seiner Fachwissenschaft aus begreifen kann. Dazu war er auch viel zu impulsiv und interessiert, und nicht bloß sein Verstand, sondern auch seine Phantasie begann sogleich beim Empfang neuer Anregungen oder unter dem Eindruck neuer Begebenheiten zu arbeiten. Kein Wunder, wenn ihn sein leicht hochgestimmtes Gefühlsleben im Verein mit seiner Mitteilungsfreudigkeit nicht selten veranlaßte, seine Gedanken und Gefühle selber in Versen ausströmen zu lassen. Doch scheinen seine Gedichte schon seinem Freunde John nicht von einer derartigen Ursprünglichkeit und Eigenart gewesen zu sein, daß es sich gelohnt hätte, sie zu sammeln. Deshalb soll auch hier nur eins dieser Gedichte stehen, an dem man leicht nach Inhalt und Form Goetheschen Einfluß bemerkt; doch die Verherrlichung des gefühlvollen und liebenden Menschen in dem Gedichte ist charakteristisch für Fischer, und wo diese Töne erklingen, leuchtet auch einiger Eigenglanz auf:

### Erde und Himmel.

- |  |   |
|--|---|
| <p>1. Tief in die Tiefen<br/>Der Erde gegründet,<br/>Hoch über Wolken<br/>Die glänzenden Häupter<br/>Mächtig erhoben,<br/>Trotzt Stürmen und Wetter<br/>Im Zeitenmeer<br/>Der Fels ohne Wanken.</p>              | <p>2. Ihn schmücken des Frühlings<br/>Liebliche Kinder,<br/>Ihm krönt die Schläfe<br/>Eisiger Winter<br/>Und streut in die Loden<br/>Ihm blumige Gloden.</p>      |
| <p>3. Und er befraget<br/>Die prangenden Blumen<br/>Und, die er trägt,<br/>Der Menschengeschlechter<br/>Wandelnde Reihen:<br/>Wer seid Ihr? Wo wart Ihr?<br/>Schwindende Wesen,<br/>Als ich ward gegründet?!</p> | <p>4. Es rauscht durch bewegliche<br/>Eichengebilde,<br/>Es schweigen die blumigen,<br/>Zarten Gefilde;<br/>Der Tau, er beweinet,<br/>Was ach! nur erscheint.</p> |



5. Bitterer aber  
Und schmerzlicher lächelt,  
Ihränen im Auge  
Der Mensch über Gräbern  
Seiner Geliebten.  
Von Wehmut erbrüdet,  
Senkt er zur Erde  
Sein göttliches Antlitz.
6. Denn was sie auch schaffte,  
Hat unter allen  
Die strenge Naturkraft  
Frühem Zerfallen  
Das Schönste geweiht,  
Hält den Tod ihm bereit.
7. Aber die Götter  
Mit gnädigen Händen  
Schütteten reichlich  
Unsterbliche Güter  
Ueber die Menschen  
Vom Himmel hernieder  
Aus ihres Schoßes  
Unendlichen Reichtum.
8. Denn siehe! Sie hauchten  
Lieb' in die Herzen,  
Gaben die lindernde  
Ihräne den Schmerzen  
Und für das himmlische Land  
Ahnung und hellen Verstand.
9. Einst sinket der Felsen  
Uraltes Gestein,  
Die schneeigen Häupter  
Zum Abgrund hinein.
10. Dann mit der Liebe  
Unendlichem Sehnen,  
Mit himmlischen Tönen  
Führt, vom Getriebe  
Der Erde entbunden,  
Zu ewigen Stunden  
Die göttliche Liebe. —

Daß ein so wie Fischer veranlagter Mensch immer und immer wieder die Themen Gott und Mensch, Jenseits und Diesseits, Glaube und Wissenschaft durchdacht, durchfühlt, durchlebt hat, ist verständlich. Immer wieder warf er diese letzten Fragen nach dem Sinn der Welt und des Lebens auf. Er empfand es besonders schmerzlich, daß weite Kreise und oft gerade die einflußreichsten die Realschulen als Stätten der Gottlosigkeit und des Materialismus ansahen und verletzten. Mehrfach und nicht ohne Heftigkeit setzte er sich gegen solche Anfeindungen zur Wehr und verteidigte die Naturwissenschaften, die allein einen tieferen Einblick in Gottes Wirken und Walten erschlossen, und die Schulen, welche diese Naturwissenschaften lehrten. Aus einer seiner Reden hat uns John folgende Auslassung mitgeteilt:

„Man hat uns vorgeworfen, daß wir dem plumpen Materialismus verfallen, von nichts Idealem, nichts Göttlichem wußten, mit allen abscheulichen Konsequenzen daraus hat man uns dies vorgeworfen, ohne sich nur die Mühe zu geben, unsere Wirksamkeit in ihrem inneren Organismus genauer kennenzulernen . . . Wir wollen uns durch solches Gerede nicht irren lassen, wir wissen nur zu gut, wie wir die heiligen Urkunden des Christentums, in denen die eine Offenbarung Gottes enthalten ist, unseren Schülern aufzuschließen bemüht sind, wie wir vor ihren Blicken aber auch noch ein anderes Buch öffnen, in dem auf jedem Blatte, in jeder

Zeile die Wunder der ewigen Weisheit, Macht und Liebe mit unverfälschten Chiffren geschrieben sind. Wir wissen, daß wir dieses Buch eröffnen, nicht um seine Wunder anzugaffen wie die Kinder, die aus allem, was sie nicht verstehen noch zu begreifen imstande sind, ein läppisches Spielzeug bereiten, sondern um darin lesen und verstehen zu lernen, was der Ewige schuf und schafft, um tiefer zu blicken in seine geheimnisvolle Werkstatt, so tief als es unseren irdischen Augen nur vergönnt ist. Wir wissen nur zu gut, welche Mühe, welches Nachdenken erforderlich ist, um auch nur den Saum seines Kleides zu erfassen, um in seinem unermesslichen Tempel aus tiefer Seele mit Bewußtsein und Wahrheit ausrufen zu können: Herr, wie sind Deine Werke so groß und so viel, und Du hast sie alle weislich geordnet!"

Daß auch die Naturwissenschaften nicht den Urgrund alles Seins erschließen können, wußte Fischer natürlich, und er beschied sich; er leugnete nicht das Bestehen dessen, bis zu dem menschliche Vernunft nicht vordringen kann, sondern er glaubte:

"Die Rationalisten", so sagte er, „die Verständigen, bis zur Poesilosigkeit Nüchternen, denen die Formen des Verstandes den Inhalt ersetzen sollen, die Feinde des Glaubens, — der *πρωτος* — den sie leugnen, weil er nicht rational ist, was mir gerade so vorkommt, als wenn ein Chemiker den organischen Prozeß im tierischen Leibe leugnen wollte, weil er dem Chemismus widerspricht, ihn faktisch aufhebt, die Rationalisten, sage ich, leugnen den Inhalt der Worte „das ist mein Leib“ aus Unverständnis. Sie machen den falschen, den hochmütigen Schluß: Was ich nicht verstehe, ist nicht.“

In diesem Zusammenhange formulierte er auch sein Glaubensbekenntnis folgendermaßen:

„Ich glaube an den ewigen, lebendigen Gott, — an das absolute Gute, das auch in mir waltet — ohne den ich nichts bin, den ich ahne, ohne ihn begreifen zu können, begreifen zu wollen, dessen Macht ich in mir fühle, empfinde, weiß, ohne zu wissen, wie er in mir mächtig ist. Ich glaube an mich selber und nur darum und insofern, als ich an Gott und seine Offenbarung glaube, d. h. ich habe das unerschütterliche Vertrauen zur göttlichen Macht in mir, wie in allem, was sie belebt und treibt. Ich glaube, daß sie Gewalt hat über alles Sinnliche und daß auch das scheinbar Verkehrteste in den Erscheinungen der Natur und des Menschenlebens von ihr geführt und zum Geseze gebändigt werde, und ich fürchte darum die Verkehrtheiten selbst der mächtigsten Menschen nicht. Wer diesen Glauben nicht hat, wer ungläubig ohne Vertrauen zur Uebermacht des Guten ist, der mißtraut ihr, der zweifelt an ihr, der leugnet sie, der fürchtet die Macht des Bösen und der Bösen, der

ist teufelgläubig, der möchte, so gut wie die Sanatiker, mit sinnlichen Waffen dreinschlagen.“

Wir sehen, wie hier uralte christliches Gedanken- und Glaubensgut mit Lutherischem und noch mehr Goethisch-Gaustischem verquickt wird, wie auch einiger Rationalismus einfließt und so eine tapfere und selbstbewußte Religion entsteht, die ebensoweit von der Ungläubigkeit entfernt ist wie von einer Religion des Leidens und der Erlösung.

Aus seiner optimistischen Lebensauffassung, aus seinem unbedingten Glauben an den Sieg des Guten und Wahren heraus lehnte er auch die Lehre von der Verderbtheit der Welt und dem Tode als der Sünde Lohn ab. Er nahm dankbar die Welt, in der er lebte, als Gottes Geschenk an und sah in dem Tod alles Irdischen nichts als einen Uebergang zu vollkommenerem Leben: „Dies Leben ist nur eine Vorschule des künftigen, der Tod ist nicht der Sünde Lohn, sondern ein Uebergang zu einem schöneren, vollkommeneren Leben, einem Leben voll Licht und Wahrheit.“ —

Eine entbehrungsreiche Jugend, die schon das Gemütsleben des Kindes schwer durchrüttelt hatte, und ein grenzenloser Trieb zur Tätigkeit, der selbst den Körper des scheinbar Gesunden allmählich zermürbte, ließen Fischer nicht zu Jahren kommen. Sein Freund John teilt uns mit: „In den letzten Jahren war sein Geist von einer sehr großen Erregbarkeit ergriffen, und sein Eifer tätig zu sein, überall wo er Pflichten übernommen hatte, ließen ihn nicht zur Ruhe kommen im eigentlichen Sinne des Wortes.“ — Außerlich bot er noch immer das Bild eines kräftigen Mannes, tatsächlich waren die Reserven seines Körpers schon so angegriffen, daß eine akute Krankheit einen Körper vorfand, der nicht mehr die Kräfte zur Organisierung des Widerstandes und zur Ueberwindung des Anfalls aufzubringen vermochte. Am 20. Februar 1854 erkrankte Fischer an einer Blasenkrankheit; am 6. März nahm der Krankheitsverlauf gefährlichen Charakter an; am 11. März, frühmorgens 3 Uhr setzte der Tod seinem tätigen und bewegten Leben ein Ende. Im bald danach erscheinenden Osterprogramm der Realschule konnten die Kollegen zunächst nur mitteilen: „Der hiesigen Realschule ist durch sein allzu frühes, fast plötzliches Dahinscheiden eine tiefe, tiefe Wunde geschlagen, er war ja der Gründer der Anstalt und seit 19 Jahren der sorgsamste, eifrigste Beförderer ihrer Interessen . . . Wir Kollegen fügen nur hinzu, daß wir lange, lange trauern werden um den hochbegabten Mann, den umsichtigen Führer, den ratenden Freund, der uns durch nichts ersetzt werden kann.“

Am 13. März 1854, nachmittags 4 Uhr fand die Bestattung auf dem Petrikirchplatz durch Pastor Lücke statt. Die Primaner

trugen den Sarg ihres Direktors. Um 5 Uhr, unmittelbar nach der Beisetzungsfeierlichkeit begaben sich die Lehrer und Schüler in die Schule zurück, um in einer Trauerfeier das Andenken des Verstorbenen zu feiern. Zu diesem Abschied, den ja die Schulgemeinde allein von ihrem Direktor nehmen wollte, hatten sich außerdem nur noch die Geistlichen der Stadt und wenige besonders nahe Freunde eingefunden. Der Religionslehrer der Anstalt und Freund Fischers, der Pastor an St. Blasii Siltbrodt, führte den Versammelten nochmal eindringlich vor, einen wie großen Verlust sie erlitten hatten. Ein Jahr später setzte Dr. John dem Verklärten in seinem Lebensabriß ein ehrenvolles Denkmal. Und daß man seiner auch bei der 50-Jahrfeier des Realgymnasiums noch nicht vergessen hatte, beweist die Feier auf dem Petrikirchhofe, die am Montag, dem 18. Mai 1885 gegen Mittag die ältesten Jahrgänge ehemaliger Schüler vereinigte um ein von ihnen gestiftetes Denkmal mit der Inschrift: Dem Realschul-Direktor Dr. Fischer die dankbaren Schüler. Des ersten Direktors Bildnis aber, das die Lehrer seiner Schule im Jahre 1853 hatten anfertigen lassen, erlebt noch heute alle Entschlüsse mit, soweit sie die Anstalt selbständig fassen kann, und schaut noch heute auf die Tätigkeit der Schule herab, die nun schon seit manchem Jahrzehnt den alten Fischerschen Bau vor dem Töpferore am Friedrich-Wilhelmsplatz verlassen hat und die aus einer städtischen Realschule ein staatliches Realgymnasium geworden ist. —

Plötzlich und mit fast zu hartem Anschlag war das Leben dieses Mannes ausgeklungen, der 25 Jahre lang, die Hälfte seines Lebens, die Kultur Nordhausens ausschlaggebend beeinflusste. Neben ihm, ebenso wie er praktisch zugleich und wissenschaftlich tätig und dadurch von ganz besonderer Bedeutsamkeit stand nur der Kreisphysikus und Botaniker Dr. Wallroth; Förstemann und Rüging waren die größeren Gelehrten, aber nicht von maßgeblichem Einfluß auf die Geschichte der Stadt, Balzer begann soeben erst seine Tätigkeit. Fischer gehört zu den zahllosen Schulmännern, die keiner kennt, die aber zu ihrer Zeit und in ihrem Kreise mit einem seltenen Idealismus und einer unbegrenzten Opferwilligkeit die Bausteine zusammengetragen haben, welche sich nach und nach zu dem gewaltigen Gebäude unseres kulturellen Lebensraumes gefügt haben.

# Nordhäuser Realgymnasialisten im Weltkriege.

Nach Berichten ehemaliger Schüler der Anstalt.

Da draußen . . . .

Von einem Nordhäuser Kriegsfreiwilligen (1917).

Da draußen vorm Feinde, in die Gräben gebuddt,  
Wo krachendes, splitterndes Eisen zuckt,  
Umringt von tausendfach bitterem Tod,  
Bereit, zu bestehen die letzte Not,  
Liegen Männer, selbst so hart wie Stahl,  
Die Lippen geschlossen, die Wangen fahl,  
Doch offen das Aug', jede Faser gespannt,  
Das Gewehr in krampfhaft geschlossener Hand.

Sie seh'n, wie der Tod die Ernte hält,  
Wie der Kameraden Blut bespritzt das Feld,  
Sie seh'n der Granaten zerfetzende Bahn,  
Sehen geraden Blickes das Ende nah.  
Das Schöne, was uns das Leben beschert,  
Diesen Männern ist es doppelt wert,  
Doch ohne Zögern, in trozigem Sinn,  
Geben sie restlos ihr volles Leben hin.

Da draußen vorm Feinde, in die Gräben gebuddt,  
Wo manches Herz zum letzten Mal zuckt,  
Wo tausendfach furchtbar lauert der Tod,  
Wo Tausende ringen in letzter Not,  
Liegen Männer, in deren Herzen erwacht  
Eine heilige, unbezwingliche Macht,  
Die Todfeind ist allem Trug und Schein —  
Dieser heil'gen Macht soll die Zukunft sein!

Martin Bockow.

## Die Erstürmung des Priesterwaldes 1915.

Ein Beispiel für die Entwicklung der Taktik und Truppenausbildung  
im Stellungskriege.

Als nach der Ypernschlacht die Aussichten auf einen schnellen Erfolg, den man von der Durchführung des von Schlieffen geprägten operativen Vernichtungsgedankens erhofft hatte, dahin schwanden, entschloß sich unsere D.S.L., zunächst zur Defensive überzugehen und sich unter sparsamster Wirtschaft mit Menschen und

Material auf begrenzte Offensiven zur Erreichung bestimmter militärpolitischer und wirtschaftlicher Ziele zu beschränken.

General v. Falkenhayn ließ sich dabei wohl von der Ansicht leiten, daß der Russe bei der Weite des ihm zur Verfügung stehenden Raumes einem Entscheidungskampfe stets ausweichen könne, die Entscheidung des Krieges daher nur im Westen zu haben sei. Für eine Entscheidung suchende Offensive hier, vermittels Durchbruchs durch die feindlichen Stellungen, hielt er aber die deutschen Kräfte noch nicht für ausreichend. Ob dies richtig war, soll hier nicht untersucht werden, — Deutschland geriet dadurch jedenfalls in die Lage einer zu Lande und zu Wasser eng eingeschlossenen, dabei ungenügend verproviantierten und ausgerüsteten Festung. An der Front begann jenes „Martyrium des 1200 Tage dauernden Stellungskrieges, des Krieges der Technik und des Materials, des Krieges der Unterführer, bei dem die soldatischen Eigenschaften der Initiative und Beweglichkeit unter der drückenden Abhängigkeit von den verfügbaren technischen Kampfmitteln zu verkümmern drohten, weil man sich meist auf das Handwerksmäßige der Kriegsführung beschränken mußte.“

Das politische Ringen um die Neutralen, um Italien und die Balkanstaaten, ließ nun mit Beginn des Jahres 1915 beiderseits einen größeren militärischen Erfolg als dringend erwünscht erscheinen.

Auf beiden Seiten war die Führung im Laufe des Winters darauf bedacht gewesen, sich neue Reserven zu schaffen. 22 Divisionen waren vom Gegner neu aufgestellt, während unsere D.S.L., außer den in der Heimat aufzustellenden Divisionen, aus der Front durch Umformationen weitere Kräfte zu ihrer Verfügung ausschied.<sup>1)</sup> Da die bisherige Erfahrung gelehrt hatte, daß zur Besetzung befestigter Feldstellungen, wie sie im Laufe des Winters an der Front ausgebaut waren, verhältnismäßig schwache Truppen genügten, wurde die Zahl der Infanterieregimenter einer Division von 4 auf 3 herabgesetzt — eine „Dreiteilung“ durchgeführt, wobei dem Divisionskommandeur außer dem Kommandeur der Artillerie und der Pioniere noch ein Infanteriebrigadeführer als besonderer Infanterieführer unterstellt wurden.

Die deutsche D.S.L. entschloß sich, trotzdem gewaltige französische Angriffsvorbereitungen an der Westfront erkannt waren, die frischen Kräfte mit ihrer Masse auf der Ostfront einzusetzen und in der Befreiung der von den Russen stark bedrohten Festung Przmyśl

---

<sup>1)</sup> D.S.L. = Oberste Heeresleitung; A.O.R. = Armee-Ober-Kommando; IR., RR. = Inf., bzw. Reserve-Inf.-Rgt.; ID., IB. = Inf.-Division, bzw. Brigade; MG. = Maschinen-Gewehr.

den politisch notwendigen Sieg zu suchen. General v. Falkenhayn hatte das Vertrauen, daß die Westfront auch stärksten französischen Angriffen gegenüber standhalten würde, zumal inzwischen der Ausbau des Bahnnetzes hinter der deutschen Front beendet war und nunmehr ein schnelles Verschieben der Reserven an besonders bedrohte Punkte gewährleistete.

Der französische Generalissimus Joffre hielt trotz der Mißerfolge, welche die zur Entlastung des russischen Verbündeten im Laufe des Winters unternommenen Angriffe gegen die deutsche Stellung ausnahmslos gezeitigt hatten, einen Durchbruch durch die deutsche Front noch für durchaus möglich, wenn man dazu nur genügende Mengen Munition und Truppen einsetzen konnte, und die standen ihm im Gegensatz zu den bisherigen Angriffen jetzt zur Verfügung. Zu einem entscheidenden Erfolge mußte zweifellos ein solcher Durchbruch führen, wenn es gelang, den Keil der deutschen Front, der bei St. Mihiel tief in die französischen Linien hineinsprang auf beiden Flanken zu durchbrechen und seine Spitze so im „Zangenangriff“ abzuquetschen und zu vernichten.

Die deutsche 5. Armee war es gewesen, der es mit der Eroberung des Sperrforts Camp des Romains und mit dem Ueberschreiten der Maas bei St. Mihiel im September 14 gelungen war, diesen Keil in die französische Sperrfortlinie zwischen Toul und Verdun hineinzutreiben und damit den Franzosen die strategische Ausnutzung ihrer gewaltigen Ausfallstellung Toul—Verdun unmöglich zu machen. General Sarail hatte deshalb auch hier bereits im Winter versucht in immer neuem Ansturm bei Combres, bei Apremont und an der Straße Essey—Girey die Flanken dieses Keiles einzudrücken; sämtliche Angriffe waren im deutschen Feuer zusammengebrochen. Seit Mitte Dezember war hier wieder Ruhe eingetreten, da die französischen Kräfte anscheinend erschöpft waren.

Nunmehr standen aber frische Kräfte zur Verfügung, die gestatteten, ohne Rücksicht auf die Bedrohung von der Festung Metz her, den Durchbruchstoß noch weiter östlich und damit in noch bedrohlicherer Richtung anzusetzen, als bisher. Als geeignete Stelle bot sich dafür die Gegend des Priesterwaldes. An seinem Westrand liegt die Höhe 372, die einen weiten Einblick in das rückwärtige Gelände ermöglichte. Das Waldgebiet selbst gestattete eine völlig verdeckte Heranführung und Bereitstellung der Angriffstruppen, vor allem der Batterien, und lag im Vorfeld der Sperrforts von Toul, deren schwere Geschütze direkt in den Kampf eingreifen konnten.

Auf deutscher Seite standen hier unter den A.D.R. von Strang in Linie Girey—Morrou 3 Ersatzdivisionen und eine Landwehrbrigade, die beim Vormarsch hinter der 5. Armee gestaffelt

gefolgt waren und beim Uebergang zur Defensivde nach der Marne-  
schlacht im Anschluß an die Front der Festung Metz eingesetzt  
wurden, um den von der Côte Lorraine zur Mosel südlich der Täler  
des Rupt de Mad und der Trey hinziehenden Höhenrücken zur  
Verteidigung einzurichten. Sie hatten Zeit gehabt, hier eine  
befestigte Stellung anzulegen, gegen welche der Feind aus seiner  
Sperrfortlinie heraus nur langsam und vorsichtig vorrückte, um sich  
dann der deutschen Front gegenüber ebenfalls einzugraben.

Der Bergrücken, über dessen Kamm die deutsche Stellung  
sich hinzog, hat eine Höhe von 3—400 m und ist vielfach mit  
Buchenhochwald bedeckt, unter dem wie in fast allen lothringischen  
Wäldern ein dichtes Unterholz wuchert. Der Boden besteht aus  
einem harten Kalk, der dicht unter der Oberfläche ansteht und das  
Ausheben genügend tiefer Stellungsgräben außerordentlich  
erschwert. Aus diesem Grunde hatte die Truppe im Priesterwald  
die Stellung in Form ausgedehnter Astverhaue angelegt, die von  
Blockhäusern aus unter Feuer gehalten wurden; — ein System,  
das unsere Vorschriften für Stellungen in Wäldern auch vorsahen.  
Das Material dazu erhielt man ja auch ohne weiteres, wenn man  
einen Streifen Schußfeld durch den Wald freihieb. Die aus den  
mächtigen Buchenstämmen errichteten und mit Schießscharten ver-  
sehenen Blockhäuser boten dabei vollen Schutz gegen Gewehrfeuer  
und Sprengstücke und gewährten gleichzeitig der Truppe eine  
gute Unterkunft.

Da der Gegner sich vor dieser Front im Priesterwalde bis  
zur Mosel still verhielt, ruhte hier auch zunächst die Kampfthätigkeit  
fast ganz, was unseren Vorschriften sicher nicht entsprach. Die  
Ueberraschung war denn auch vollkommen, als der Franzose auch im  
Priesterwalde Ende Januar zum Angriff vorbrach. Unter dem  
Schutze des bisherigen fast waffenstillstandähnlichen Zustandes hatte  
er Feldgeschütze in naher Entfernung vor den Blockhäusern  
unbemerkt in Stellung gebracht, deren Volltreffern diese natürlich  
nicht gewachsen waren. — Die deutsche Stellung ging verloren und  
konnte in Gegenstößen nur zum Teil wiedergenommen werden.  
Hätte der Franzose ohne Verzug den Angriff mit frischen Kräften  
weiter vorgetragen, so wäre wohl ein Durchbruch hier möglich  
gewesen, — nach den blutigen Erfahrungen seiner Winterangriffe,  
vor allem den Kämpfe in der Champagne, hatte seine Angriffs-  
methode aber etwas stark Schematisches angenommen. Nur von  
Abschnitt zu Abschnitt unter stets neuer starker Feuervorbereitung  
wurden eng begrenzte Angriffsstöße angelegt. Eingesetzt wurden  
dazu stets frische Elitetruppen, die nach erfolgtem Sturm sofort  
durch andere Truppen abgelöst wurden, welche dann die Last des  
Aufräumens und Umbaues der gewonnenen Stellung, die meist



in starkem Abwehrfeuer erfolgen mußte, zu tragen hatten. Die Stimmung des französischen Soldaten war, wie sich aus Gefangenenaussagen ergab, damals alles andere als kriegsfreudig. Nach den bisherigen starken Blutopfern wollte die Truppe nicht mehr recht zum Angriff aus den Gräben heraus, Meutereien waren an der Tagesordnung, und nur das eiserne Durchgreifen der französischen Führer hat damals einen völligen Zusammenbruch des Kriegswillens verhütet.

So wurde es Ende März, bis der Gegner an dieser Front erneut angriff, und zwar zunächst wieder an der Straße Essey—Flirey. Anfang April erfolgten dann neue Vorstöße bei Regniéville, Fey en Haye und im Priesterwald. Sie trafen hier auf die in dem Januarangriff bereits erschütterte Stellung und drückten diese in einer Breite von über 1 km und einer Tiefe von 1000 m völlig ein. Fey en Haye ging verloren, desgleichen die militärisch wichtige Höhe 372 am Westrand des Priesterwaldes, die dem Gegner die Möglichkeit zu direkter Beobachtung und Feuerleitung verschaffte.

Dem Verteidiger war es nur mit Mühe und Not gelungen, sich am Nordrand des Höhenrückens zu halten, wo er sich, begünstigt durch das Waldgelände, dessen Unübersichtlichkeit ja dem Verteidiger ebenso zu statten kam wie dem Angreifer, erneut einzugraben begann. Auch hier hatte der Gegner den Angriff zunächst nicht weiter vorgetragen.

Welches waren nun die Ursachen dieses deutschen Mißerfolges, lagen sie etwa in unseren taktischen Vorschriften und Anschauungen über den Stellungskrieg begründet?

Das deutsche Heer, im altpreußischen Angriffsgeist erzogen, war im Frieden kein Freund der Anwendung von Felbbefestigungen gewesen, — die „Buddellei“ fand bei der Fronttruppe nie die rechte Gegenliebe. Von Seiten des Generalstabes war jedoch nach den Erfahrungen des Russisch-Japanischen Krieges die erhöhte Bedeutung der Felbbefestigung zum Ausgleich der dauernd sich steigenden Waffenwirkung klar erkannt und in zwei neuen Dienstvorschriften ausgewertet (Kampf um Festungen, 1910, Felbpionierdienst für alle Waffen, 1911) und durch Übungen in den Manövern sowie durch Anlage großer Sonderübungen (z. B. Festungskriegsübung Thorn, 1912) dafür gesorgt, daß die Truppe sich mit diesen neuen Vorschriften vertraut machte. Den Forderungen für die verstärkte technische Ausrüstung der Armee und für Vermehrung der Pionierformationen, welche der Generalstab auf Grund dieser Erkenntnisse beim Kriegsministerium stellen mußte, wurde jedoch aus „Ersparungsgründen“ auch bei der Heeresvermehrung 1913 nur in sehr bescheidenen Maße stattgegeben. So kam es, daß die technische

Ausrüstung der Ersatzdivisionen, trotz planmäßiger Aufstellung bei der Mobilmachung, den modernen Anforderungen nicht genügte.

Bei der Aufstellung der neuen Vorschriften war auch dem psychischen Element Rechnung getragen, nachdem im russisch-japanischen Feldzug die Gefahr besonders hervorgetreten war, daß die Schwäche der menschlichen Natur bei der gesteigerten Feuerwirkung nur allzu gern die Deckung sucht und so die Selbstbefestigung leicht zum Grabe des Angriffsgedankens werden läßt. Dies hatte den Russen in diesem Feldzuge den Sieg gekostet, unsere Vorschriften betonten daher grundsätzlich den Offensivgedanken auch für die Verteidigung. Im Gegensatz zu den französischen Anschauungen, die für den Ausbau von Feldstellungen mehrere Linien hintereinander grundsätzlich vorsahen (Vorstellung, Hauptstellung, rückwärtige Stellung), hielt man bei uns eine hartnäckige Verteidigung nur für gewährleistet, wenn der Verteidiger keine zweite Deckung hinter sich weiß und so gezwungen ist, in seiner Stellung auszuhalten. Man forderte dafür aus dem Grundsatz der offensiven Verteidigung heraus die Bereitstellung starker Reserven zum schnellen und kräftigen Gegenstoß. Schießerfahrungen im Frieden gegen feldmäßig gedeckte Ziele mit unseren leichten und schweren Feldhaubitzen hatten auch immer wieder gezeigt, daß eine entscheidende artilleristische Wirkung gegen solche Ziele nur schwer zu erreichen war, — daß die Waffenwirkung gegen Selbstbefestigungen durch Einsatz von schwerstem Steilfeuer und Minenwerfern, wie sie der Stellungskrieg im Winter 1914/15 brachte, eine derartige Steigerung erfahren sollte, konnte niemand voraussehen.

Dort, wo an der Front nun die Stellungen aus den Rückzugskämpfen heraus entstanden waren und wo die Verteidigung von der Truppe im Sinne der Vorschriften in immer erneuten Unternehmungen und Vorstößen offensiv geführt wurde, hatte sich ganz von allein aus der einen Hauptkampflinie ein System von mehreren Gräben hintereinander entwickelt. Die Kämpfe in der Champagne hatten weiter den Wert der Tiefengliederung im Stellungskampfe zum Ausgleich der gesteigerten Waffenwirkung erkennen lassen, so daß die D.S.L. schon damals den Ausbau der Stellungen nach der Tiefe anordnete.

An der Front der 8. Ers.-Div. im Priesterwald hatten nun unglücklicherweise verschiedene Umstände zusammengewirkt, um diese Entwicklung der Taktik im Kampf um Selbstbefestigungen, wie sie schon im Winter 14/15 an anderen Fronten eingesetzt hatte, nicht zur Auswirkung kommen zu lassen. Einmal lag dies eben in der Schwäche der menschlichen Natur, aus der heraus die Truppe sich nicht recht entschließen konnte, den hier herrschenden Frieden durch offensive Kampfhandlungen zu stören. Mangel an Munition

leistete dem nur Vorschub und diente als Entschuldigung. Weiter bot der harte Kalkfels des Untergrundes bei der mangelnden technischen Ausrüstung der Truppe dem Stellungsausbau sehr erhebliche Schwierigkeiten, auch war die unglückliche Organisation der Ersatzbrigaden und Divisionen, denen der Regimentsverband fehlte, nicht dazu angetan, diese Schwierigkeiten zu überwinden. Endlich aber lag es wohl auch an dem Mangel von aktiven Offizieren bei diesen Formationen, daß sie mit den taktischen Anschauungen der Vorschriften für den Stellungskrieg doch noch nicht so recht vertraut waren und eine gewisse Nachgiebigkeit dem Wunsche der Truppe gegenüber nach Ruhe Platz greifen konnte. So trat, als hier der Einbruch des Gegners erfolgt war, gerade das ein, was die Vorschriften vermeiden wollten — nämlich die Ueberschätzung des Wertes der Pionierkunst und ihrer Vertreter auf dem Schlachtfelde. Was taktisch nicht geleistet werden konnte, sollte die Pionierkunst nunmehr retten. Die Befehle der 41. Ersatzbrigade lauteten dahin, daß der Kampf als „Pionierangriff im Sappen- und unterirdischen Minenkriege unter Einsatz starker Artillerie weiterzuführen sei“. — Ein Befehl, dessen Ausführung mehr oder weniger illusorisch bleiben mußte, da die außerordentlichen Anstrengungen, die ein solcher Pionierangriff noch dazu unter dauerndem schweren feindlichen Feuer fordert, von der stark erschöpften Truppe einfach nicht zu leisten waren.

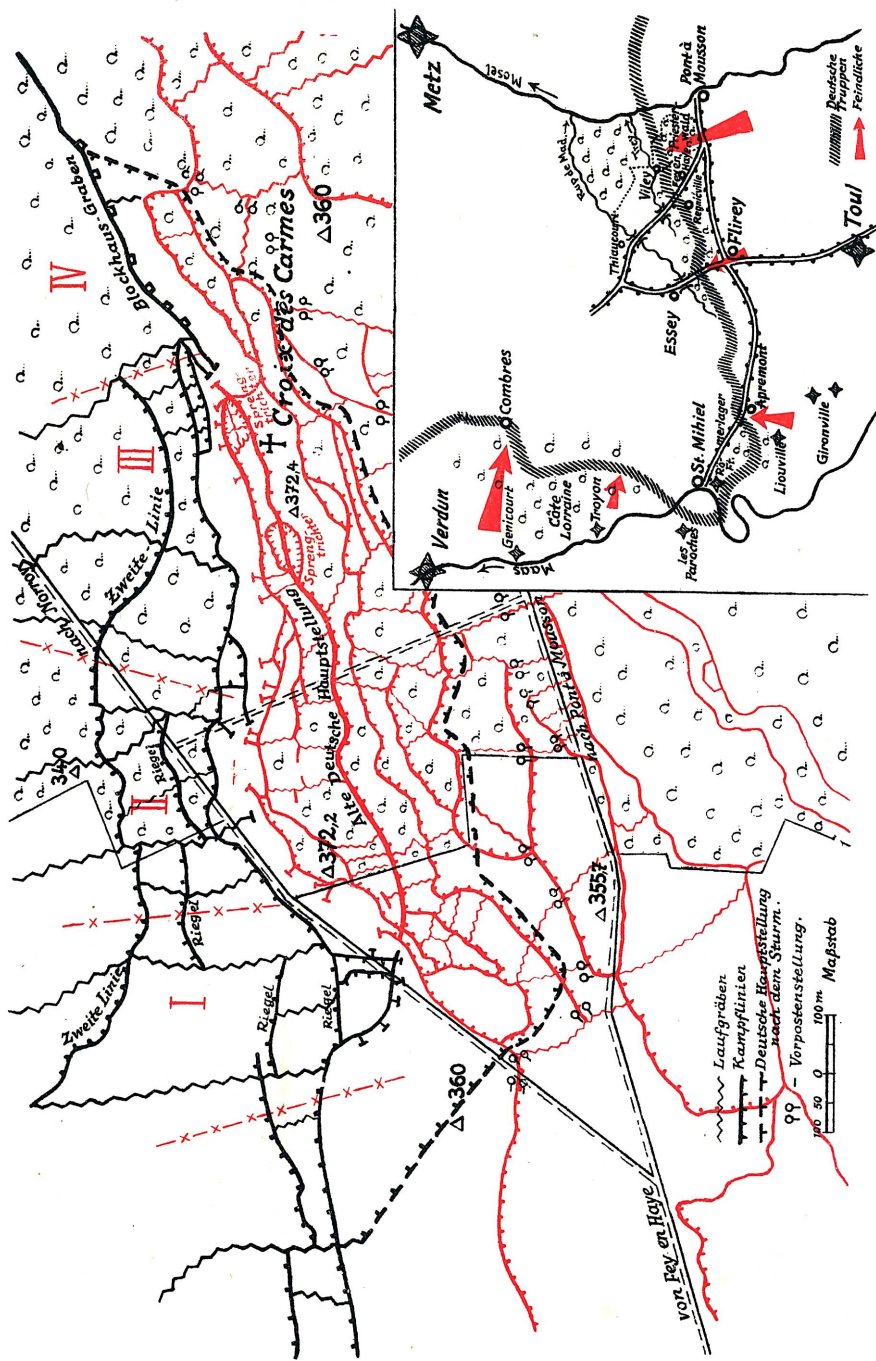
Daß aber neue französische Angriffe hier unmittelbar bevorstanden, lag außer Zweifel, ebenso war vorauszusehen, daß die Verteidiger des Priesterwaldabschnittes solchen Angriffen nicht mehr gewachsen waren. Ein damals erbeuteter Tagesbefehl des Generals Dubail (1915 Führer der I. fr. Armee) besagte: „Auf einer Front von 14 Km. hat die verstärkte I. Armee eine Sturmstellung gewonnen. Bald werden wir die Zange, in der wir den Gegner zwischen Verdun und Pont à Mousson eingeschlossen haben, schließen und mit beträchtlichen Kräften von vorn und im Rücken angreifen, um die feindlichen Truppen zu vernichten. — Jeder Mitkämpfer muß wissen: Die Kanonen, die er vor sich hört (Combres), sind die französischen Geschütze, die im Rücken des Gegners feuern.“

In dieser kritischen Lage setzte das A.D.R. seine Reserve, die neu formierte 121. Inf. ein. Die Infanterie-Brigade dieser aus Abgaben anderer Divisionen als Verfügungsdivision der D.S.L. neu zusammengestellten Truppe bestand aus den Inf.-Regimentern R. I. R. 56, dem I. R. 60 und dem R. I. R. 7 und trug die No. 241. Diese Brigade war bereits, ehe die Aufstellung der Division völlig beendet war, vom A.D.R. v. Stranz in den Kampf geworfen, als Mitte April die französischen Angriffe an der Straße Essen—Flirey und bei Regnieville erneut in die eigene Stellung

eindrangen und zwar, wie die Not der Stunde es erforderte, regimenterweise, unter Zerreißung der Verbände. 14 Tage lang stand sie hier in einem außerordentlich blutigen Ringen um jeden Meter Graben, das ihr schwerste Verluste brachte, darunter den Brigadeforommandeur selbst und den Kommandeur des I. R. 60.

Aus diesen Kämpfen ergaben sich aber schwerwiegende Erfahrungen, für die Führung der Infanterie besonders hinsichtlich der von unseren Vorschriften geforderten Gegenstöße zum Herauswerfen eines in die Stellung eingedrungenen Gegners. Solche frontal geführten Gegenstöße glückten fast nur, wenn sie so schnell einsetzten, daß der Gegner noch nicht Zeit gefunden hatte, sich in den besetzten Gräben einzurichten — vor allem Maschinengewehre in Stellung zu bringen. Dazu aber war das leichte französische M.G. auf seiner kleinen Dreibeinlafette ganz besonders geeignet im Gegensatz zu dem zwar an und für sich vorzüglichen deutschen M.G., das aber für den Grabenkrieg zu unhandlich war. Leichter erwies es sich vielfach, einen vom Gegner genommenen Graben von der Flanke her mittels Handgranatenangriffes aufzurollen. Es zeigte sich, daß das unbedingt erforderliche schnelle Ansetzen zum Gegenangriff sich nur ausnahmsweise verwirklichen ließ. Einmal waren die Reserven selten nah genug heran, die Befehlsübermittlung in den zerstörten Stellungen durch Meldegänger erforderte viel Zeit und war im feindlichen Feuer höchst unsicher, es dauerte auch immer erst eine ganze Weile, bis erkannt war, wo der eingedrungene Gegner sich festgesetzt hatte, endlich waren die für ein Aufrollen des Grabens von der Flanke her notwendige große Menge Handgranaten meist nicht zur Stelle. Unsere Vorschriften betonten nun zwar auch schon, daß für den Erfolg von Gegenstößen genaue Erkundung und durch Befehl geregeltes Zusammenwirken der Waffen Vorbedingung sei — mit den Reibungen des Ernstfalles und der langen Zeit, die solche Vorbereitungen im feindlichen Feuer erforderten, hatte man doch noch nicht rechnen gelernt. Die dringenden Befehle der höheren Führung im Falle des Verlustes eines Stellungstüdes, zum „sofortigen“ Gegenstoß, die damals noch an der Tagesordnung waren, wurden daher vielfach die Ursache von Fehlschlägen und brachten die Gefahr mit sich, die höhere Führung bei der Fronttruppe in Mißkredit zu bringen.

Der Einsatz der 241. Inf.-Brigade im Priesterwalde in dem bisher von der 41. Gem.-Ersatzbrigade gehaltenen Abschnitt erfolgte nun in den ersten Maitagen. Die 3 Regimenter wurden flügelweise nebeneinander eingesetzt in Abschnitten von ca. 600 m Breite mit je 1 Bataillon in Front, in Bereitschaft und in Reserve. Das R.I.R. 56, das mit seinem Ersatz von westfälischen Bergleuten sich in den bisherigen Kämpfen als besonders kampfstüchtig erwiesen





Erstürmte französische Blockhausstellung



Schützengraben im Priesterwald

hatte, erhielt dabei den gefährdetsten Abschnitt gegenüber der Höhe 372. Der Gegner lag auf dieser Front dicht gegenüber, oft trennten nur wenige Meter die beiderseitigen Linien. Der Wald war im Abschnitt II und III im Bereich der vorderen Linien völlig vernichtet, nur wenige Baumstünke ragten noch aus dem Boden hervor, während einige 100 m hinter der vordersten Linie noch Hochwald vorhanden war. Anschließend an Abschnitt III stand bis zur Mosel eine Landwehrbrigade, vor deren Stellung bisher der Gegner sich völlig ruhig verhalten hatte, — sie wurde der 241. I.B. mit unterstellt.

Einen besonders guten Einblick in die schweren Kämpfe der folgenden Tage gibt nun das Kriegstagebuch der 241. Inf.-Brigade, dem der Bericht über diese Kämpfe auszugsweise entnommen werden soll. Wenn dabei die Schilderung der Tätigkeit der anderen Waffen etwas zu kurz kommt, so soll ihnen damit ihr großer Anteil an dem Erfolge keineswegs beschnitten werden. Die Infanterie trägt aber im Kriege zweifellos die Hauptlast des Kampfes, — aus ihrer Kampftätigkeit wurden daher in erster Linie die Erfahrungen geschöpft, die der Entwicklung der taktischen Anschauungen zu Grunde gelegt wurden.

Ueber die Zustände an der Priesterwald-Front, die nach dem Verlust der Hauptkampflinie in den letzten Wochen entstanden war, besagt das K.-Tagebuch zunächst: Flache Gräben, meist zusammengeschoffen, Mangel an Traversen und Unterständen — eine zweite Linie nur teilweise vorhanden. Der Minenkrieg erfordert starke Abgaben von Arbeitskommandos zu der Pionierkompagnie und beraubt so die Infanterieregimenter ihres besten Menschenmaterials (Bergleute). Der Hauptanmarschweg zur Stellung ist grundlos und nur ungenügend mit Strauchmasten gegen Einsicht von Höhe 372 her geschützt. Die Unterkünfte in den Reservelagern sind völlig unzureichend und gewähren der dort ruhenden Truppe keine Erholung. Die sanitären Verhältnisse liegen überall im argen, für Wasserbeschaffung ist in dem quellenarmen Gebiet nicht vorgesorgt — die Seuchengefahr ist groß, denn über den Stellungen lagert ein furchtbarer Leichengeruch, und Wolken von Fliegen erheben sich von den Körpern der Gefallenen, die bei dem Felsboden nicht genügend tief bestattet sind und von den Granaten immer wieder aufgewühlt werden.

Eine ungeheure Arbeit war hier zu leisten, und zwar meist im feindlichen Feuer; es bedurfte sorgfältiger befehlsmäßiger Regelung und Ueberwachung, damit hier etwas geschafft wurde, ohne die Kräfte der Truppe vorzeitig zu verbrauchen.

Der Brigadestab war sich bald darüber klar, daß eine grundlegende Aenderung dieser Verhältnisse nur erzielt werden



konnte, wenn man den Gegner aus der gewonnenen Stellung wieder herauswarf, vor allem die beherrschende Höhe 372 wieder in die Hand bekam — nur dann war man in der Lage dem Feinde wieder das Gesetz des Handelns vorzuschreiben. Daß aber nach den bisherigen Kampferfahrungen ein solcher Angriff nur Aussicht auf Erfolg hatte, wenn er auf das sorgfältigste erkundet und vorbereitet war und vor allem durch sorgfältigen Stellungsausbau eine Basis für die Bereitstellung der Angriffsgruppe geschaffen wurde, lag auf der Hand. Dazu aber gehörte Zeit, und zwar nicht Tage, sondern Wochen.

Die Division und das AOK. glaubten jedoch, mit dem Angriff nicht so lange warten zu können, sondern befahlen, trotz der Vorstellungen der Brigade, einen Sturm auf die Höhe 372 bereits für den 15. 5., bis zu welchem Termin die Pioniere mit dem Vortreiben eines Minenstollens unter diese Höhe fertig sein wollten.

Die Vorbereitungen dazu wurden noch gestört durch einen feindlichen Vorstoß am Westrand des Priesterwaldes am 12. 5., der nach einer Beschießung der Stellung mit 28 cm-Kaliber am Nachmittag einsetzte und im Abschnitt II in den Graben eindrang. Die ganze Nacht dauerten die Handgranatenkämpfe an, bis der eingedrungene Gegner wieder vertrieben war. Ueber die nächsten Tage sagte das Kriegstagebuch:

13. 5.: Rgt. 56 versucht im Handgranatenkampf sich näher an die Höhe 372 heranzuarbeiten und gewinnt einige Meter Boden.

15. 5.: Der Angriff auf Höhe 372 scheitert, nachdem die Minensprengung insofern mißglückt, als der Stollen sich noch nicht weit genug unter die Höhe vorgetrieben erwies. Rgt. 56 gewinnt zwar wieder einige Meter Boden, Rgt. 7 kommt aber gegen fbl. MG.-Feuer nicht vorwärts. Am Nachmittag greift der Gegner hier nach stärkster Artillervorbereitung selbst an und buchtet unsere Stellung am Rande des Priesterwaldes um fast 100 m nach der Tiefe aus — es gelingt nach sehr blutigem Kampfe nur, ihn hier mit Hilfe alter rückwärtiger Grabenstücke, die schnell verbunden werden, abzuriegeln.

16. 5.: Gegner greift erneut an, kommt aber im Feuer unserer 21 und 15 cm-Kaliber, die an den kritischen Punkt rechtzeitig massiert werden konnten, nicht vorwärts. Die Division befiehlt einen neuen „schleunigen“ Angriff auf Höhe 372.

Runmehr aber macht die Brigade energisch Front gegen diese Angriffshege. Nachdem dazu der Divisionsstab etwas rücksichtslos zur persönlichen Inaugenscheinnahme der Verhältnisse hineingeschleppt war in die Hölle vor Höhe 372, mußte er sich zu den Anschauungen der Brigade bekehren. An dem Gedanken eines



großen einheitlichen Angriffs sollte unbedingt festgehalten werden — aber erst, nachdem eine gründliche Vorbereitung dazu durchgeführt war. Es wurde nunmehr befohlen, daß in den nächsten Tagen von offensiver Tätigkeit abzusehen sei — auch die Artillerie sollte nur in enger Zusammenarbeit mit dem Infanteriebrigadestab ihre Ziele wählen und sich hauptsächlich der Bekämpfung der feindlichen Batterien widmen, um so der Infanterie zunächst einmal eine gewisse Ruhe zum Ausbau der Stellung zu verschaffen. Nebel in den nächsten Tagen legte auch die Feuertätigkeit des Gegners mehr oder weniger lahm und begünstigte den befohlenen Ausbau der Stellung.

23. 5.: Die feindlichen Vorstöße leben wieder auf, werden aber diesmal verhältnismäßig leicht abgewiesen, weil der bessere Stellungsausbau sich schon geltend macht.

27. 5.: Nach stärkster Trommelfeuer, das unseren vorderen Graben wieder völlig einebnnet, stürmt der Gegner den Abschnitt II und die angrenzenden Flügel der Abschnitte I und III. Die vordere Linie ist nicht zu halten; nachdem die zweiten Gräben für die Reserven aber inzwischen fertig geworden waren, stehen diese nahe heran bereit und können unverzüglich zum Gegenstoß vorgehen. Der Gegner wird aus Abschnitt II und III herausgeworfen, im Abschnitt I kommt es zum Grabenkampf mit Handgranaten, der nicht zum vollen Erfolge führt. Einzelne Grabenstücke bleiben in des Feindes Hand und werden abgeriegelt.

30. 5.: Das feindliche Trommelfeuer hält an. Unsere Artillerie ist nicht in der Lage die feindlichen Batterien, deren Stellungen in den Wäldern nicht erkannt sind, zu bekämpfen, erhält allerdings aus gleichem Grunde auch selbst fast kein Feuer. Die Infanterie hat es inzwischen schon gelernt, die Verteidigung beweglich zu gestalten und nicht zu fest am Gelände zu kleben. Der vorderste Graben, auf dem das Feuer der schwersten Kaliber liegt, wird planmäßig geräumt, kann aber dann, als ein überraschendes Vorgehen starker feindlicher Kräfte erfolgt, nicht schnell genug wieder besetzt werden. Zu einem Gegenstoß gegen den eingedrungenen starken Gegner, der überall schon Maschinen-Gewehre in Tätigkeit hat, reichen die Kräfte der stark erschöpften Truppe nicht mehr aus. Der Gegner scheint den angekündigten Durchbruch mit aller Macht erzwingen zu wollen, weshalb der Division vom AOK Verstärkungen zur Verfügung gestellt werden, mit denen aber auch gleichzeitig wieder die bewußten Befehle zum sofortigen Gegenangriff eingehen. In diesem Falle gilt es jedoch, dem Gegner zu zeigen, daß die Stellung noch lange nicht durchbruchsfähig ist, was stets am besten durch eigenen Angriff bewiesen werden kann.

31. 5.: Soweit es die Zeit irgend zuläßt, wird der Angriff sorgfältig vorbereitet. Um bei den zerschossenen, der bereitzustellen- den Angriffstruppe nur wenig Deckung bietenden Gräben, einen längeren Artilleriekampf zu vermeiden, wird nur ein kurzer schlag- artiger Feuerüberfall befohlen, dem der Vorstoß sich unmittelbar anschließen soll. Im Abschnitt II, wo die stürmende Truppe der Feuerwalze beim Vorgehen dichtauf folgt, gelingt der Angriff; im Abschnitt I tritt die Truppe eine Kleinigkeit zu spät an und gerät dadurch schon in das feindliche Sperrfeuer. — Die Stellung wird hier dann meterweise im Handgranatenkampf wieder genommen. Im Abschnitt III stößt der Angriff auf nicht niedergekämpfte M.G. und kommt nicht vorwärts. Das eigene Artillerie- und Minen- werferfeuer hatte hier infolge schwieriger Beobachtungsverhältnisse nicht gewirkt, teilweise sogar im eigenen Graben gelegen und die Bereitstellung der Angriffstruppen gestört. Da auch am folgenden Tage keine Wirkung des Vorbereitungsfeuers erzielt werden kann, entschließt sich die Division auf Vorstellung der Brigade hin, vom Angriff Abstand zu nehmen. Division und Brigade sehen nach den bisherigen Erfahrungen den Verlust von einigen Meter Graben ganz und gar nicht mehr als entscheidend oder bedenklich an — die Erhaltung der Kampfkraft und Kampffreudigkeit der eigenen Truppe für wirklich taktisch kritische Momente war wichtiger. Der Wert der Tiefengliederung in der Verteidigung hatte sich auch in dieser Kämpfe klar gezeigt. Führung und Truppe hatten die Ueberzeugung gewonnen: Durch kommt der Gegner hier nicht.

2.—7. 6.: Gegner beschränkt sich auf Störungsfeuer. Der Ausbau der Stellung wird mit allen Kräften gefördert.

8. 6.: Seit 7 Uhr vormittags verstärktes feindliches Feuer mit schwersten Kalibern auf Abschnitt III und seine rückwärtigen Verbindungen. Das Feuer wird durch feindliche Flieger geleitet, zu deren Vertreibung unsere Flugkräfte bei weitem nicht aus- reichten — dauerte es doch damals noch mindestens zwei Stunden, bis angeforderte Kräfte vom nächsten Flugplatz Meß sich auf die erforderliche Gefechts Höhe von 2000 m heraufgeschraubt hatten und eingreifen konnten. Da Nachrichten über das Eintreffen frischer Kräfte hinter der feindlichen Front vorlagen, schien ein neuer Durchbruchversuch bevorzustehen, der sich diesmal gegen Ab- schnitt III richtete. — Die Reserven werden deshalb entsprechend bereit gestellt. 3 Uhr nachmittags steigert sich das feindliche Feuer zum Trommelfeuer, 4° sprengt der Gegner mit seinen Minen- gängen, deren Vortreiben ihm bis unter die deutsche Stellung unbemerkt gelungen war, unseren vordersten Graben im Ab- schnitt III in die Luft. Die zurückflutenden Trümmer des Stellungen- bataillons werden von den Reserven aufgenommen. Der Gegner

wagt nicht über die von ihm sofort besetzten Sprengtrichter vorzugehen, als ihm aus rückwärts auf Baumfanzeln eingebauten M.G.-Nestern stärkeres Feuer entgegenschlägt.

Andererseits kam aber auch der Gegenstoß der bereitgestellten Reserven nicht vorwärts, da es zu lange gedauert hatte, bis sich Rauch und Qualm der Sprengung verzog und der Gegner seinerseits bereits M.G. vorgebracht hatte. Auch war die Truppe durch die Ereignisse stark durcheinander gekommen und von der außerordentlich großen Hitze, die an diesen Tagen herrschte, besonders mitgenommen und sehr erschöpft. Da aber inzwischen der Ausbau der rückwärtigen Linien auch hinter Abschnitt III gute Fortschritte gemacht hatte, hielten Brigade und Division die Lage auch hier nicht für bedenklich und entschlossen sich, die zur Zeit von den Reserven besetzte Sperrstellung als Hauptkampflinie zu halten und auszubauen.

Aber auch die Angriffskraft des Gegners schien nunmehr erlahmt, — weitere Vorstöße blieben aus. Nach Meldungen, die am folgenden Tage eingingen, sollte er sogar Kräfte von dieser Front fortgezogen haben, um sie in die bei Arras tobenden Kämpfe einzusetzen.

Dies gab der Division und Brigade sofort die Veranlassung, den ursprünglichen Gedanken eines großen, einheitlich angelegten Angriffes wieder aufzunehmen, um dem Gegner die gesamte Höhenstellung zu entreißen. Die vom AOK. noch zur Verfügung gestellten Reserven gestatteten zunächst einmal, die Brigade-Regimenter aus der Kampflinie auf einige Tage herauszuziehen. Diese Truppe stand nun seit Mitte März ununterbrochen in schwerstem Kampfe und Arbeitsdienst im feindlichen Feuer — ihre blutigen Verluste hatten inzwischen die 100 % erreicht, und doch war es in diesen kritischen Zeiten auf der Westfront nicht möglich, ihr einmal volle Ruhe zu gewähren. Denn noch tobten die Kämpfe bei Combres auf der anderen Flanke des Reils und auch im Priesterwalde waren, nachdem der Gegner nunmehr die gesamte Höhenstellung in einer Breite von über 2 km in seinen Besitz gebracht hatte, in absehbarer Zeit neue Angriffe zu erwarten. Nur ein voller deutscher Erfolg konnte dies blutige Ringen um die beherrschende Priesterwaldböhe endgültig zu unseren Gunsten entscheiden, deshalb war jede Minute zu seiner Vorbereitung kostbar. Es galt die eingetroffenen Ersatzmannschaften mit dem alten Stamm zu verschmelzen und die Truppe für den geplanten Angriff unter Berücksichtigung all der in den letzten Kämpfen gewonnenen Erfahrungen exerziermäßig einzudrillen.

Aus ausgesuchten Mannschaften jeder Kompanie wurden daher besondere Sturmtrupps gebildet zur Lösung von Sonder-

aufgaben des Grabenkampfes. Zu diesen Sturmtrupps traten die besten Handgranatenwerfer, Gewehrgranatschützen und Scharfschützen, deren Gewehre mit Zielfernrohren versehen waren. Ohne viel nach Vorschriften und Bestimmungen zu fragen, erhielten die Mannschaften besondere Armelabzeichen an ihrer Uniform, die sie als „Elite“ kenntlich machten und ihren Ehrgeiz in hohem Maße anzu-spornen geeignet waren. Die Frage der Unhandlichkeit unserer MG. wurde durch eine von der Truppe selbst konstruierte, leichte, hölzerne Behelfslafette gelöst, auf welche der Lauf mit Wassermantel montiert wurde. Bei der meist geringen Schußentfernung im Grabenkampf genügte die Treffgenauigkeit noch vollauf. Die Zahl der MG. war durch Einstellung von Beutegewehren stark vermehrt. Die MG.-Schützen waren allmählich zu einem organischen Bestandteil der Inf.-Kompagnie geworden. An einem hinter der Front errichteten Übungswerk wurde dann die Zusammenarbeit dieser Sondertrupps mit den Kompagnien exerzitiemäßig ge-drillt und zwar sogar, um die jüngeren Ersatzmannschaften daran zu gewöhnen, mit scharfer Munition, bis alles klappte. Bei all diesem nicht leichten Dienst konnte der Truppe noch nicht einmal volle Nachtruhe gewährt werden, da die Bataillone nachts am Stellungsausbau mitarbeiten mußten.

Daß aber diese außerordentlich hart erscheinenden Anforderungen an die Truppe gestellt werden konnten und daß es dabei auch noch gelang, die Stimmung der Truppe bis zu einer gewissen Siegeszuversicht zu steigern, das beruhte auf dem selten guten Vertrauensverhältnis, das bei der 241. I.-Brigade zwischen Truppe und Führung herrschte. Wo „dicke Luft“ war, da war die Truppe gewohnt auch ihre Führer zu finden. Der Tod des Brigadeformandeurs und des Kommandeurs Nr. 60 in ihrer vordersten Reihe in den Kämpfen bei Flirey hatte ihr gezeigt, daß die Führung alles mit ihr teilte. Wie oft müssen dem Mann im Graben Befehle der Führung unverständlich und unnötig hart erscheinen, wenn er nicht das unerschütterliche Vertrauen gewonnen hat, daß der Führer aus eigener Erfahrung weiß, wie es im vordersten Graben zugeht und nur befiehlt, was wirklich notwendig und zweckmäßig ist. Ein solches Verhältnis zwischen Truppe und Führer ist die echte Disziplin, die — aufgebaut auf die Persönlichkeit des Führers selbst — auch in kritischen Lagen nicht versagt und gestattet, von der Truppe das scheinbar Menschenunmögliche zu verlangen. Einen mächtigen Antrieb zur Hebung der Stimmung bot auch der Umstand, daß der Truppe Urlaub in Aussicht gestellt werden konnte, wenn es gelang, hier die Lage zu meistern und gründlich zu bereinigen.

Die Ausschöpfung all solcher psychologischen Momente seitens der Führung ist im Kriege aber für den Erfolg oft von ausschlaggebender Bedeutung. Die Führung muß sich ein richtiges Urteil bilden können einmal über soldatischen Wert des einzelnen Mannes und dann auch über die Truppe in ihrer Gesamtheit, deren Menschenmaterial ja je nach der Stammeseigenart den harten Anforderungen des Stellungstriegees sich sehr verschieden gewachsen zeigt. Der intelligente, gefahrengewohnte niederdeutsche Bergmann, aus denen sich das R.N. 56 rekrutierte, stellte z. B. zweifellos eine Auslese vor, an welche ganz andere Anforderungen gestellt werden konnten, als an den leichtlebigeren Ersatz des R. 60, des alten Brandenburgischen Regiments, das Düppel gestürmt hatte, inzwischen aber nach Weissenburg verlegt worden war und sich aus dortiger Gegend rekrutierte. Im allgemeinen ist ja das Denken des Grabenkämpfers überhaupt weit primitiver, als man es in den Romanen der Nachkriegszeit immer wieder vorgelesen bekommt. Der Soldat im Stellungskampf und vor allem der Unterführer, der ihm ein Beispiel sein soll in selbstaufopfernder Pflichterfüllung, muß alle Brücken hinter sich abgebrochen haben, um überhaupt die Kraft zu finden, dies harte Leben zu ertragen. Mit einem Ballast philosophischer Grübeleien über den Sinn und Urgrund des Geschehens kann und darf er sich nicht belasten. Das wichtigste für ihn zur Erhaltung seiner Kraft sind die höchst realen Bedürfnisse des täglichen Lebens. Nicht umsonst haben unsere Gegner in dieser Hinsicht für eine erstklassige Verpflegung und Versorgung des Frontkämpfers ganz besondere Sorge getragen, und nicht zuletzt regte die Aussicht von diesen dort im Ueberfluß vorhandenen schönen Dingen etwas zu erbeuten, den Tatendrang unserer Leute für Patrouillengänge und kleine Unternehmungen in starkem Maße an. Es bildeten sich bei der Truppe dafür direkt Spezialisten aus, deren Vorhandensein für die Kampffreudigkeit der Truppe von nicht zu unterschätzender Bedeutung war. Damit ist aber noch lange nicht gesagt, daß diese an und für sich „geborenen Soldaten“, die in kritischen Augenblicken des Kampfes oft die Führung an sich reißen werden und denen sich andere schwächere Geister dann auch willig unterordnen, echte Führernaturen im wahren Sinne des Wortes sind. In der Mehrzahl sind es doch mehr Landsknechts- und Abenteurernaturen, — im Rahmen der Truppe hervorragend zu brauchen, in Führerstellungen gelangt, jedoch eine große Gefahr, da dann bei ihnen nur zu leicht der Machtkitzel die Oberhand gewinnt. —

Die nächsten Tage wurden nun ausgefüllt mit einer regen Erkundungstätigkeit. Persönlich werden die Angriffsziele und die besten Bereitstellungsmöglichkeiten für die Sturmtruppe seitens der

Stäbe mit allen Mitteln neuzeitlicher Technik, vom Flugzeug aus und vom Boden, mit Scherenfernrohr und Fernphotographie erfundet. Alle Nachrichten werden sorgfältig ausgewertet, um ein möglichst genaues Bild der feindlichen Stellung zu gewinnen. In Zusammenarbeit mit dem Artillerieführer wird der Einsatz der Batterien und Minenwerfer festgelegt und mit einem unauffälligen Einschleichen begonnen.

Die enge Zusammenarbeit zwischen Artillerie und Infanterie, die zu Beginn des Stellungskrieges noch manches zu wünschen übrig ließ, hatte sich bei der 121. ID. allmählich recht gut eingepieilt, nicht zuletzt durch Besetzung von Adjutantenposten der Infanterie mit Art.-Offizieren. Bei dem geringen Abstand zwischen den vordersten Linien bedurfte es stets genauester Befehlsregelung, wenn das eigene Art.-Feuer auf den vordersten feindlichen Graben gelegt werden sollte, da ja infolge der Streuung fast alle Kurzschnüsse in den eigenen Gräben liegen mußten. Die Verantwortung mußte eben von der Führung übernommen werden, in solchen Fällen den eigenen vordersten Graben bis auf wenige gut eingedeckte Posten zu räumen. Nachts war dies natürlich nicht möglich, weshalb dann das Feuer auf die rückwärtigen feindlichen Linien verlegt wurde und die Infanterie selbst mit Minenwerfern und Gewehrgranaten die vorderste feindliche Linie unter Feuer hielt, um den Gegner an der Ausbesserung zerstossener Anlagen zu hindern.

An Artillerie wurde natürlich alles herangezogen, was irgend zu erhalten war, und sogar schwere Geschütze von der Festung Metz erbettelt, da das eigene AOK. damals viel von seiner schweren Artillerie in den bei Combres tobenden Kämpfen brauchte, wo der Gegner gerade wieder zu einem neuen Ansturm angesetzt hatte. Mit Hilfe von Zugmaschinen wurden schwere Langrohre der Festung auf die Höhen des Treptales heraufgeschleppt, die am Angriffstage als besondere Überraschung für den Gegner seine Ausladebahnhöfe und Anmarschstraßen unter Feuer nehmen und so das Heranführen von Reserven erschweren sollten.

Bis zum 3. 7. sind alle diese Vorbereitungen beendet, über Nacht rückt die Sturmtruppe in ihre Stellung. 4. 7.: Das Artilleriefeuer wird allmählich gesteigert und erreicht mittags in kurzen unregelmäßigen Massenfeuerstößen seinen Höhepunkt. 3.30 Uhr wird es vorverlegt, zunächst nur um 50 m, damit die erste Sturmwelle in unseren vordersten Graben einrücken kann. 4 Uhr fängt es an weiter nach vorwärts zu wandern, und gleichzeitig wird zum Sturm angetreten dichtauf der Feuerwalze folgend. Die Aufräumung der überrannten Gräben ist Sache der hinteren Sturmwellen. Die Beseitigung noch kampffähiger feindlicher Maschinen-

gewehre wird von den Sturmtrupps erledigt. Programmäßig rollt der Angriff ab, genau so, wie er exerziermäßig eingebrüllt war — nur mit dem Unterschied, daß das ursprünglich gesteckte Sturmziel, die eigene alte Hauptstellung, im Abschnitt I und II auf Höhe 372 weit überschritten werden kann. Was vom Gegner nicht gefallen ist, ergibt sich, so daß die Sturmtruppe tatsächlich keinen Gegner mehr in diesem Abschnitt sich gegenüber hat. Auch das Eingreifen von den benachbarten feindlichen Abschnitten her war nur schwach, da hier starkes eigenes Artilleriefeuer lag und Scheinangriffe vorge täuscht wurden, während rückwärtige Angriffsstaffeln planmäßig die genommenen Stellungen nach der Flanke abriegelten und die Verbindung mit den Nachbarabschnitten herstellten. Leicht war es nicht, die Sturmtruppe wieder zum Halten zu bringen, denn die Angriffslust war groß, zumal die eigenen Verluste nur verhältnismäßig gering waren. Auch die feindlichen Batterien antworteten nur schwach und uneinheitlich, da sie mit einem Schlage ihre sämtlichen Beobachtungsstellen auf  $\Delta$  372 verloren hatten. Ein weiterer Vorstoß gegen die feindliche Artillerie, auf welche es die Sturmtruppe besonders abgesehen hatte, war natürlich unmöglich, denn er hätte schon in den Bereich der feindlichen Sperrfortlinie hineingeführt. Was aber an eingebauten Geschützen vorn stand, wurde genommen und gesprengt, da ein Zurückschaffen ja ausgeschlossen war. Der schwerste Teil der Aufgabe stand aber noch bevor, nämlich das Halten der gewonnenen Linien gegen die zu erwartenden feindlichen Gegenstöße. Gerade aus diesem Grunde war die verhältnismäßig späte Stunde für den Angriff gewählt, um möglichst in der Nacht die Zeit zum Einrichten der neuen Stellung zu gewinnen, — denn bei Dunkelheit ist ein größerer einheitlich angelegter Gegenangriff kaum durchführbar.

Als neue Hauptstellung wird nunmehr eine über den Höhenkamm vorgeschobene Linie gewählt und davor noch eine Vorpostenstellung bezogen. Neben 2000 Gefangenen fällt eine reiche Beute an Maschinengewehren, Minenwerfern und Grabengeschützen sowie Material zum Ausbau der Gräben in die Hand des Siegers, das gleich wieder zur Einrichtung der neuen Stellung verwandt wird.

5. 7.: Der Gegner verstärkt sein Artilleriefeuer wieder, fühlt aber nur vorsichtig vor; sein Verhalten ist stark defensiv geworden; einem größeren Gegenstoß am 7. 7. fehlt der alte Schwung, so daß er leicht abgewiesen werden kann, teilweise schon von der Linie der Vorposten. Es zeigt sich somit, daß das Ziel des Angriffs voll und ganz erreicht ist: jetzt sind wir in der Lage dem Gegner das Gesetz des Handels vorzuschreiben. Es wird daher auch unverzüglich der Entschluß gefaßt für einen zweiten Angriff

am 8. 7., der den nunmehr stark vorspringenden Winkel der eigenen Stellung auf dem linken Flügel von Abschnitt III ausgleichen soll.

Nach kurzer, schlagartiger Feuervorbereitung durch Artillerie und schwere Minenwerfer tritt um 5.30 Uhr nachmittags das Stellungsbataillon von Nr. 60 an; der Gegner ist völlig überrascht und wird schnell geworfen. Es gelingt sogar bis zur Mulde südöstlich des Croix des Carmes vorzustößen und hier eine elektrische Kraftanlage zu zerstören, von der aus die Bohrung der Minengänge vor Abschnitt III auf mechanischem Wege erfolgt war. Damit ist dem Gegner auch die Basis für weiteren Minenkrieg genommen. Wie nötig dies war, sollte sich zeigen, als sich herausstellte, daß im Abschnitt III bereits neue Minenstollen bis dicht vor unsere Stellung vorgetrieben waren und damit eine neue Sprengung dicht bevorstanden hatte. Auf einen Angriff verzichtete der Gegner hier völlig — seine Kampfkraft war augenscheinlich fürs erste gebrochen.

Es kam nun darauf an, ihn auch für die Dauer niederzuhalten und die gewonnene Ueberlegenheit zu sichern. Dies geschah einmal defensiv durch einen starken Ausbau der neuen Stellungen unter Berücksichtigung aller bisher gemachten Erfahrungen. Die Stellung wurde gut nach der Tiefe gegliedert, MG. und Beobachtungsstände wurden betoniert und zahlreiche kleine Stollen als Deckungen für die Besatzung in den Felsboden hineingetrieben. Andererseits wurde die Verteidigung scharf offensiv geführt durch regen Patrouillengang, kleine Unternehmungen und ein dauerndes Störungsfeuer, auch mit den Kampfmitteln der Infanterie-, Gewehrgranaten und Minen. Durch Brigadefehl wurde dafür die Mindestmenge der täglich zu verfeuernden Munition bestimmt, denn ohne solchen Druck von oben verfällt eben auch die beste Truppe, wenn der Gegner sich ruhig verhält, nur zu leicht der Verlockung des friedlicheren Daseins einer reinen Defensiv.

Die Richtigkeit der getroffenen Maßnahmen erwies sich auch hier. Der Gegner stellte in diesem Abschnitt seine Durchbruchversuche völlig ein — bis zum Ende des Krieges blieb die Stellung fest in deutscher Hand, auch nachdem die 121 ID. herausgezogen war, um als Stoßdivision der DSHL an anderen kritischen Punkten der Westfront Verwendung zu finden.

Der Erfolg, der hier errungen werden konnte und zwar mit einer Minderheit gegen überlegene feindliche Kräfte, ist nicht zuletzt darauf zurückzuführen, daß es der Führung möglich war, die Kampfweise ihrer Truppe schnell den Erfahrungen anzupassen, die in den ersten größeren Stellungskämpfen im Winter und Frühjahr an der Westfront gemacht waren. 1916 wurden diese Erfahrungen von der DSHL in einer neuen Vorschrift für die Ausbildung der Truppe



in der Abwehrschlacht zusammengefaßt. Sie enthält all die bei der 241. IB. schon in diesen Priesterwaldkämpfen angewandten Grundsätze der Tiefengliederung, der Beweglichkeit der Verteidigung und des „Stoßtrupps“ mit seiner Spezialausbildung. Sie hebt auch besonders hervor die lange Zeit, die im Ernstfalle des Krieges die Vorbereitung eines Angriffes erfordert, sowie den Vorteil des Vorgehens der Infanterie beim Sturm dicht hinter der Feuerwalze der Artillerie. Auch psychologische Momente werden darin stark beachtet, wie die große Bedeutung der Verbesserung aller Lebensbedingungen für die Truppe zur Erhaltung ihrer Kampfkraft und Kampffreudigkeit.

Die Vorschrift gibt aber auch einen Fingerzeig dafür, weshalb es nicht überall möglich war, schnell genug die Front-erfahrungen taktisch und technisch auszuwerten, wenn sie von der Wichtigkeit der Aufgabe des Offiziers als Erzieher und Lehrer seiner Truppe spricht: Aller Dienstleister und die größte Tapferkeit der jungen Kompagnieführer im Felde, die oft nur eine Dienstzeit von wenigen Jahren und die Ausbildung des Reserve-Offiziers hinter sich hatten, die aber nach den starken Verlusten an älteren aktiven Kompagnieführern an deren Stelle treten mußten, konnten eben doch nicht die mangelnde Schulung ersetzen. Dauerte es doch im Frieden 12—15 Jahre, bis der Offizier zum Kompagnieführer aufrücken konnte, und nur eine solche gründliche Schulung macht es eben möglich, die Erfahrungen des Ernstfalles in sinngemäßer Fortentwicklung der Vorschriften unverzüglich für die Führung und Ausbildung der Truppe nutzbar zu machen und ihr damit viel Blut zu ersparen. —

Wenn es auch im Rahmen dieser Arbeit nicht möglich war, auf taktische Einzelheiten dieser Kämpfe im Priesterwald näher einzugehen, vor allem auch die vielen Reibungen darzustellen, welche im Ernstfalle zwischen dem Befehl und seiner Ausführung sich einstellen und von dem eisernen Willen der Führung überwunden werden müssen, so ergibt schon die Skizzierung dieser Kämpfe einen Einblick in die Gedankengänge und Tätigkeit der Kampftruppenführung im Kriege und zeigt andererseits, zu welcher außerordentlichen Leistungen sorgfältige Schulung und Ausbildung die Truppe befähigen. Die Schulung der Ersatzmannschaften, die damals aus der Heimat zur Front abgingen, war zweifellos nicht ausreichend und genügte nicht den Anforderungen des Krieges. Aber auch die heutige Dienstzeit der allgemeinen Wehrpflicht wird in Zukunft nicht ausreichen, unser selbstdienstfähiges Menschenmaterial zu wirklich kriegsfertigen Soldaten auszubilden. Ohne auf die Frage: Volks-Milizheer oder langdienendes Berufsheer einzugehen, kann man doch heute schon voraussagen, daß auch bei

uns ein Teil der militärischen Ausbildung in die Schulzeit verlegt werden muß, wie es bereits bei fast allen anderen Völkern der Fall ist. Diese Ausbildung aber gehört — wenn sie nutzbringend sein soll — in die Hände ausgesuchter erfahrener Soldaten, denn nur so läßt es sich vermeiden, daß daraus ein nutzloses „Soldatenspielen“ wird, das in den äußeren Formen des Soldatenberufes stecken bleibt.

Je mehr die Technik fortschreitet und je mehr im Felde der Mann durch die Maschine ersetzt wird, — desto schwieriger wird die soldatistische Ausbildung — niemals jedoch wird im Felde die Maschine selbst das Ausschlaggebende sein, sondern stets der Mann, der dahinter steht und sie bedient.

Ottomar R a u s c h ,

Rgl. Preuß. Major a. D.

im Felde Adjutant der 241. Inf.-Brigade.

### Wir Kriegsfreiwilligen von 1914

Durch den verbrecherischen Anschlag in Serajewo war nun doch das Pulverfaß Europas zur Entzündung gekommen. Das, was wir befürchtet, einige gar erhofft hatten, war eingetreten. Die Kriegserklärung war da, und die schlagfertigste und stärkste Armee der Welt wurde mobilisiert!

Als gesunder, kräftiger Untersekundaner, der es im Turnen und im Sport weiterbrachte als in den lateinischen unregelmäßigen Verben, stand es für mich fest, mich dem bedrohten Vaterlande zur Verfügung zu stellen.

Als der Jüngste von drei Brüdern faßte ich als erster den Entschluß, Soldat zu werden und so schnell wie möglich zur Front zu kommen, bevor der Krieg zu Ende ging; denn unsere Feldgrauen hegten ja beim Ausrücken die Hoffnung, bereits Weihnachten wieder zu Hause zu sein.

Nach langem Suchen erhielt ich eines Tages von der Garnison Göttingen zu meiner größten Freude, doch zum Schmerze meiner Eltern den Bescheid, daß ich eintreten könnte. Eines Morgens, es war in der Mathematikstunde, erschien der Direktor der Anstalt und überreichte mir den Stellungsbefehl.

Mit kurzer Hose und blauem Konfirmationsröschchen angetan, mit einem Schuhkarton bewaffnet, der das Notwendigste barg, stellte ich mich bei den 82ern in Göttingen.

Scharen von Kriegsfreiwilligen, vom Milchgesicht bis zum vollbärtigen Landsturmmann, füllten den Kasernenhof und harrten der Dinge, die da kommen sollten.

Plötzlich hieß es in scharfem Kommandoton: „Alles zur Untersuchung antreten.“ Der beschränkten Raumverhältnisse wegen fand diese im Pferdestalle statt.

Klopfenden Herzens schritt auch ich mit entblößtem Oberkörper dem untersuchenden Stabsarzt entgegen, um seine Entscheidung über meine Tauglichkeit zu hören. Lächelnd prüfte er meine Körperkonstitution und fragte mich: „Wie alt bist Du denn, Bürschchen.“ Dreist kam die Antwort: „Siebzehn Jahre, Herr Stabsarzt!“ „Der Junge ist tauglich für die Infanterie“, und schnell wurde ich denen zugeschoben, die sich auf der anderen Seite des Pferdestalles aufhielten und ebenfalls die Untersuchung hinter sich hatten.

Nun überstürzten sich die Ereignisse vom Einkleiden bis zum ersten scharfen Dienst auf dem Kasernenhof.

Die ersten Tage waren für uns junge Menschen furchtbar. Doch mit Energie und verbissenem Trotz wurden die ungeheuren Anstrengungen des militärischen Drills in der erbarmungslosen August-Sonne des Jahres 1914 überwunden.

Wie stolz war ich, als ich wegen meiner guten Haltung und der tadellosen Gewehrgriffe den ersten Wachtdienst versehen durfte!

Da auch meine Schießleistungen gut waren, wurde ich Anfang November als erster Kriegsfreiwilligen-Ersatz für das aktive Regiment 82 zur Front geschickt.

Erhebend und unvergeßlich die Eindrücke der fahnen-geschmückten Stadt und der tausende von Menschen, die uns mit Blumen und Liebesgaben überschütteten und uns zur Bahn geleiteten.

Unübersehbare Menschenmassen drängten sich auf dem Bahnsteig. Die Klänge der Militärkapelle gaben uns den Abschiedsgruß. Langsam wie durch einen wogenden See fuhr der Zug an dem Menschenhaufen vorbei, der die Bahngleise umsäumte, unter lebhaftem Schwenken der Hüte und Taschentücher. — „Muß i denn, muß i denn zum Städtele hinaus. . .!“

Ein kurzer Aufenthalt in Nordhausen, das unser Transportzug auf der Fahrt nach dem Osten berührte, gab mir Gelegenheit, von den Eltern Abschied zu nehmen.

Vor wenigen Wochen noch hatte ich hier auf dem Bahnhof als Helfer des Roten Kreuzes die ersten Militärtransportzüge mit verpflegt, und nun war ich selbst ein Krieger im feldgrauen Rock und fuhr dem Feinde entgegen.

Tage und Nächte hindurch rollte unser Zug gen Rußland. Kurz vor der Posenischen Grenze wurden wir ausgeladen.

Die ersten anstrengenden Märsche begannen, bis wir unsere Division erreichten, zu der wir gehörten. Schnell war die Einteilung für die einzelnen Bataillone und Kompagnien erledigt, und schon empfing uns der „Spieß“, um uns den einzelnen Korporalschaften einzureihen.

Auf den Befehl „Unteroffizier, die Kerle aufschreiben“, erschien ein kleiner Korporal mit schwarzem Haar und langem Vollbart. Obwohl stark zerzaust, und in seiner schmutzigen Uniform recht heruntergekommen aussehend, hörte man doch an seiner gepflegten Sprache, daß wir es hier mit einem „Besseren“ zu tun hatten.

Noch heute sehe ich ihn vor mir stehen und werde nie die darauffolgenden Augenblicke vergessen, die mir ein Wiedersehen mit meinem gleich bei Kriegsausbruch eingezogenen Mathematik-Oberlehrer Freitag vom Realgymnasium Nordhausen bescherten. Lehrer und Schüler dienten nun in derselben Kompagnie.<sup>1)</sup>

Einem glücklichen Zufall also habe ich es zu verdanken, daß ich in diesem Mann, der ein strenger, aber gerechter Vorgesetzter war, einen väterlichen Freund und Berater fand.

Nach einigen Tagen des Vormarsches wurden wir in stockfinsterer Nacht geweckt, und als beim Antreten das Kommando kam: „Laden und sichern“, wußten wir, was die Glocke geschlagen hatte.

Vom Horizont im Osten, der sich langsam erhellte, hörten wir Kanonen-Donner. Mit gemischten Gefühlen, schweigsam, unter der drückenden Last des Tornisters, trottete ich hinter meinem Vordermann her, der mir einer meiner besten Kameraden werden sollte und der noch heute als Arbeiter in Nordhausen tätig ist.

Jetzt kam mir zum Bewußtsein, daß der Tag gekommen war, wo es galt, seinen Mann zu stehen!

Gegen Mittag wurde das Bataillon auseinandergezogen. Die Kompagnien entfalteten sich und gingen kurz darauf in Schützenlinien über.

Dicht hinter uns kamen die Feld-Artillerie-Batterien angaloppiert, gingen im offenen Feld in Stellung, und schon jagten die ersten Granaten über unsere Köpfe hinweg in das vor uns liegende Dorf hinein. Das war für uns Anfänger ein äußerst unangenehmes Gefühl, wie Granaten und Schrapnellts über uns hinweg ihre pfeifende, heulende Bahn zogen.

<sup>1)</sup> Freitag wurde 1915 durch Brustschuß schwer verwundet, ging als Reserveoffizier wieder ins Feld und wurde in Oktober 1918 als Kompagnieführer von Bolschewisten hinterrücks erschossen.

Der Befehl zum Vorgehen kam. In bester Ordnung, so wie wir es auf dem Kasernenhof und dem Truppenübungsplatz gelernt hatten, griffen die ausgeschwärzten Schützenlinien an. Nicht lange dauerte es, und zischend, surrend und pfeifend schlugen uns die Kugeln des Gegners entgegen. Die Schlacht bei Kutno war in vollem Gange! Der vor uns liegende Gutshof sowie das Dorf waren vom Feind dicht besetzt und wurden fleißig von unserer Artillerie bepfästert und sturmreif geschossen.

Trotz zäher Gegenwehr gelang es uns doch, nach und nach Gelände zu gewinnen. Bald konnten wir auch den infanteristischen Feuerkampf aufnehmen.

Aber die Russen schossen gut, und schon sah ich links und rechts von mir die Kameraden lautlos zusammensinken oder unter teilweise wilden Schmerzensschreien niederbrechen.

Doch auch der Gegner mußte Verluste haben. Jetzt plötzlich stellten wir fest, daß schon einzelne türmten, als wir auf ca. 200 Meter herangekommen waren. Hier und da huschten auch Gestalten zurück, die auf niedrigen Käbern montierte Maschinengewehre hinter sich herzogen.

Das war das Signal zum Sturm! Mit aufgepflanztem Bajonett, unter lautem „Hurra“ drangen wir in die feindlichen besetzten Schützenlinien ein. Nach kurzem, aber erbittertem Nahkampf war der Gegner niedergedrungen. Es müssen wohl Elite-Truppen gewesen sein, die so lange standhalten konnten. Zahlreiche Gefangene und viele S.M.G. waren unsere Beute.

Nach kurzer Zeit brach die Nacht herein, und wir machten es uns in den russischen Stallungen und verlassenen verbarricadierten Häusern bequem, so gut es ging. Auch ich fand trotz der ungeheuren Aufregung bald den ersehnten Schlaf. Doch das Entrücktsein von der rauen Wirklichkeit sollte uns nicht lange beschieden sein. Schon nach einigen Stunden, mitten in finsterner Nacht hieß es wieder antreten, um den Verfolgungsmarsch aufzunehmen.

Nun ging es täglich weiter tiefer nach Rußland hinein; unter fortwährenden Kämpfen kamen wir vorwärts und erreichten Ende November Lodz.

In einem weit in die vorderen feindlichen Linien vorgeschobenen Keil hat das Regiment trotz schärfster Kälte und schwerster Feuerüberfälle bis zum 6. 12. ausgeharrt.

Es ist den Russen nie gelungen, diesen Bogen auch nur vorübergehend einzudrücken, geschweige denn, die Stellung zum Wanken zu bringen.

In einfachen Schützenlöchern hatten wir bei 30 Grad Kälte und mußten in jeder Minute bereit sein, den anstürmenden Gegner abzuweisen. Das lästige flankierende Infanterie-Feuer aus den

nahen russischen Stellungen ermöglichte ein Arbeiten nur bei Nacht. Ein Ausarbeiten von Gräben in dem weichen Dünen sand war unmöglich. Decken und Stroh fehlten gänzlich. Die Verpflegung machte große Schwierigkeiten. Die Feldtöcher konnten nur auf 3 Km. herankommen, und unter dem ununterbrochenen, Tag und Nacht währenden, überaus starken Infanterie-Feuer hatten wir starke Verluste.

Die scharfe Kälte tat ein übriges. Die Läuse-Plage wurde täglich empfindlicher. An Körperpflege war nicht zu denken, und unausgesetzt mußten wir mit dem Gewehr im Anschlag liegen, um uns den erbitterten Feind vom Halse zu halten.

Von Munitionsmangel beim Feinde, von dem geistvolle Kriegsberichterstatte zu erzählen wußten, war bei Tod nichts zu spüren. Unheimlich lichteten sich unsere Reihen, durch Tod, Verwundung und schwere Erfrierungen.

Immer wieder versuchte der Russe, vorzukommen und sich von seiner Umklammerung zu befreien, aber nie ist es ihm gelungen! Mit erfrorenen Füßen lag der deutsche Musketier im Graben, frierend, hungernd, übermüdet, verlaßt. Aber wenn es galt, den Angriff abzuwehren, stand er trotz allem seinen Mann in selbstverständlicher Pflichterfüllung, und gebrauchte ruhig und bedächtig die Waffe, wie es ihn die Ausbildungszeit gelehrt hatte. Mitunter waren unsere Gewehrläufe von der schnellen Schußfolge glühend-heiß. Langen Ziels bedurfte es ja nicht, denn der Gegner berannte oft in geschlossenen Kolonnen unsere Stellungen und brach mehrmals in einer Nacht unter dem marterschütternden Kriegsgeschrei „Ureh, Ureh“ aus seinen Stellungen vor. Vergeblich! Unter riesigen Verlusten brachen seine Sturmangriffe zusammen!

Bis zum 6. 12. 14 dauerte die Nacht vor Tod.

In der Nacht vom 5. zum 6. 12. ließ plötzlich dieses Feuer merklich nach. Sofort vorgeschickte Streif-Patrouillen stellten den Abzug des Feindes fest.

Noch am Vormittag, dem 6. 12., wurde die Verfolgung angetreten. Jetzt sahen wir erst die furchtbaren Verluste der Russen, die buchstäblich in Reihen vor der Stellung unseres Regiments lagen. Hier hatte der Tod eine reichliche und leichte Ernte gehalten.

Langsam, sehr langsam zunächst wurde der Marsch aufgenommen. Steif waren die Glieder noch von den qualvollen Tagen und Nächten in den engen Schützenlöchern. Lahm und trumm schlichen die Kompagnien durch den Schmutz der durch das Tauwetter aufgeweichten Schneestraße. Weiter ging's gen Rawa zu.

So vergingen Wochen, Monate, Jahre, in denen wir um unser Heiligstes, unser Vaterland rangen. Wir jungen Kriegsfreiwilligen waren bereits nach den ersten schweren Kämpfen, die

wir Seite an Seite mit unseren älteren Kameraden, der Lehrer neben dem Schüler, durchgefochten hatten, gleichwertige Soldaten geworden. In wenigen Stunden erbitterter Schlachten und schwerer Kämpfe waren wir, ohne daß wir es merkten, zu Männern geworden, Angehörige des unübertroffenen deutschen Heeres.

Und doch kam dann das traurige Ende! — —

Unverständlich war für uns alte Frontschweine der Waffenstillstand im November 1918 und die schmachvollen Friedensbedingungen. Noch nie habe ich Männer so bitter weinen sehen wie damals, als uns im Offizier-Korps die Nachrichten aus der Heimat erreichten. Gemeiner Verrat der eigenen Volksgenossen schlug uns die siegreichen Waffen aus der Hand. Noch stand überall die Front unerschütterlich tief im Feindesland.

Im Januar 1919 in die Heimat zurückgekehrt, behagte es mir noch garnicht im simplen kaufmännischen Beruf. Die Hilferufe von der Ostgrenze erreichten mich, und schon war mein Entschluß gefaßt, mich wiederum dem bedrohten Vaterlande zur Verfügung zu stellen. Beim Freikorps Roßbach warfen wir uns den vor-drängenden Polen entgegen und drängten später die Flut des Bolschewismus in den deutschen Ordensländern im Baltikum zurück. Aber auch hier wurden uns nach erbitterten Kämpfen und verlustreichen Gefechten die Waffen ein zweites Mal aus der Hand geschlagen. Verlassen von Volk und Vaterland, zernüchtern mußten wir auch hier den Kampfplatz räumen und wurden in die Heimat entlassen, da die damals jammervolle Regierung unser heiliges Wollen nicht verstand.

Aber nach traurigen Jahren innerlicher Zersplitterung und Selbstzerfleischung hat sich das deutsche Volk wiedergefunden, und nun wissen wir, wofür wir gekämpft und gelitten haben, unsere Jugend geopfert und weshalb Millionen Kameraden in allen Teilen der Welt die fremde Erde deckt.

Walter B o r n.

### Von der Schulbank ins wilde Kurdistan.

Notabitur 1915. — Endlich durften auch wir Oberprimaner des Realgymnasiums den Soldatenrock anziehen. Die meisten von uns, darunter auch ich, traten als Kriegsfreiwillige in das Feld-artillerieregiment Nr. 11 in Kassel ein. Nach beendeter Ausbildung gingen wir Nordhäuser gemeinsam zu einer Gebirgsbatterie des Alpenkorps, die in Sulda zusammengestellt wurde. Eines Tages fragte ein fremder Offizier vor der angetretenen Batterie, wer sich freiwillig zur Teilnahme an einer Expedition nach Persien melde?

Wir Nordhäuser meldeten uns. Unter den wenigen Ausgewählten befand ich mich allein von meinen Nordhäuser Kameraden. Nun hieß es Abschiednehmen von den bisherigen Freunden. Doch dafür lockte die unbekannte Ferne. Persien — 1001 Nacht und andere märchenhafte Vorstellungen wurden wach bei diesem Worte Persien. — Doch zunächst ging es nach Berlin, dort wurde die Expedition zusammengestellt. Sondermission „P“ hieß sie. Sie bestand aus etwa 150 Mann und Offizieren, eingeteilt in 4 MG.-Kompagnien und 1 Batterie, zu der ich gehörte. Unsere Batterie bestand aus 6 Hotchkissgeschützen, Kaliber 3,7 cm, zerlegbar für Tragtiere eingerichtet. Wir waren insgesamt 2 Offiziere, 6 Unteroffiziere und 18 Mann. Ergänzt werden sollte die Batterie durch türkische Soldaten. In Berlin empfingen wir unsere mannigfache Ausrüstung, gewöhnliches Feldgrau und Tropenausrüstung. Am 21. März 1916 wurden wir verladen und befanden uns am folgenden Morgen bereits in Oberberg, der österreichischen Grenzstation. Von da ab ging es dann durch die weite Pusta Ungarns auf der üblichen Strecke bis Konstantinopel.

Endlich tauchte das Marmarameer auf, und Konstantinopel, unser erstes Ziel. Hier mußte alles Material ausgeladen und in große Kähne, sogenannte Mahonen verladen werden, um über den Bosporus nach der asiatischen Seite, nach Haïdar Pascha, dem Ausgangspunkt der Bagdadbahn, übergesetzt zu werden. Eine umständliche und zeitraubende Sache. Wir wurden auf dem Dampfer „Corcovado“ untergebracht, einem Deutsch-Südamerika-Dampfer, der hier vom Kriegsausbruch überrascht worden war. Während unseres etwa 2-wöchigen Aufenthalts hatten wir Gelegenheit, Konstantinopel näher kennen zu lernen. Unser Dampfer lag im „Goldenen Horn“, der Einbuchtung des Marmarameeres, die tief in das Land schneidet und Konstantinopel in zwei Teile trennt. Welche Fülle neuer ungewohnter Eindrücke stürmte täglich auf uns ein. Links und rechts an der Straße, die zu unserem Dampfer führte, kleine Häuser aus Holz und Lehm, nach vorn mit offenen Verkaufsstellen, in denen fremdartige Gemüse und Früchte feilgeboten wurden. Dazwischen ein Garfkühe, in der die Speisen offen zubereitet werden. Auf den Straßen die verschiedenen Volkstypen, überwiegend mit dem roten Fez auf dem Kopfe. Staunend betrachteten wir die mehr oder weniger tief verschleierten Frauen. Unser Weg führte auch zur Hagia Sophia mit ihrem monumentalen Kuppelbau, im Innern so wichtig wirkend, weil entsprechend einem Verbot des Islams keine Ausschmückung mit irgendwelchen Bildern vorhanden war. Ein Absteiger führte auch zu den ehemaligen deutschen Kreuzern „Goeben“ und „Breslau“, die weiter draußen im Bosporus vor Anker lagen. Vorbei ging es dabei am Sultans-



palaste, Dolmar Bagtsche, wo kurz darauf der Sultan die Parade unserer Expedition abnahm zusammen mit einer österreichischen Abteilung. So bot sich Tag für Tag ein abwechslungsreiches Bild ungewohnter Eindrücke. Der Verkehr mit den Türken ging nicht immer so reibungslos ab. Der Türke steht der deutschen Hast und Geschäftigkeit verständnislos gegenüber. Ein Ausdruck, der uns bald vertraut wurde und uns überall entgegentönte, war „Jawasch, jawasch = langsam, langsam“.

Inzwischen war auch das Umladen und Uebersetzen unseres Transportes beendet, und es ging nun weiter von Haibar Pascha ab ins Innere von Kleinasien. Ueber Estschehir, wo es Zigarettenspitzen aus dem dort gewonnenen Meerschäum gab, die sich aber von keiner großen Dauerhaftigkeit erwiesen, ging es vorbei an den malerischen Felsnadeln und Steinburgen von Afium—Karabissar und dann endlos durch das weite bald gut angebaute, bald steinige Steppenplateau Inneranatoliens bis Bosanti, an den Fuß des Taurusgebirges. Hier begann die große Unterbrechung des Verkehrs, die während des ganzen Weltkrieges nie wirklich überwunden wurde. Der ganz Nachschub der in Vorderasien stehenden Armeen mußte durch Lastautos über das Gebirge gebracht werden. Als Ende 1918 endlich der Vollbahnbetrieb über die Taurusstrecke eröffnet wurde, erfolgte der Zusammenbruch der deutsch-türkischen Heere. Die Bagdadbahn konnte daher die großen Dienste, die man damals noch von ihr erhoffte, nicht leisten. In Bosanti war ein großes Heerlager entstanden. Deutsche Kraftwagenkolonnen waren hier eingesetzt und übernahmen den Transport über das Gebirge. Auf Lastkraftwagen verladen, traten wir die Fahrt an. Der Weg über den Taurus ist schön — bald in schwindelnder Höhe an steil abfallender Schlucht, bald im tiefen Tal, über alte zerbröckelte Steinbrücken, über neue unter dem Druck des Krieges entstandene Brücken führt der Weg. Der Weg folgt hier der alten Heerstraße, an der überall noch türkische Arbeiterbataillone arbeiten. Jetzt kommen wir durch die Kilikischen Tore, einem schmalen Engpaß zwischen himmelragenden Wänden. Hoch an einer Wand eine viereckige Inschriftentafel mit römischen Lettern erinnert daran, daß dieser Weg die uralte Straße der Völkerzüge ist. Wieviel Menschen sind durch dieses Tor im Laufe der Jahrtausende von hüben und drüben geschritten: Darius, Xerxes, Alexander der Große, die Feldherren der Römer, Friedrich Barbarossa. Eine Welle folgt der anderen. Jetzt sauchen deutsche Kraftwagen die Straße entlang, vorbei an langen Kamelkarawanen und primitiven Wagenkolonnen. Modernes Abendland und Morgenland begegnen sich hier.

Die Fahrt dauert zwei Tage. Uebernachtet wird in Tscham-Alan-Han, dem Lager der deutschen Kraftfahrer. Sinab geht es

von hier in die kilikische Ebene. In der Nähe von Tarsus, dem Geburtsort des Apostels Paulus, wird alles wieder in die Bahn verladen. Doch geht die Fahrt, vorbei an Adanna, nur etwa einen halben Tag weit bis zur Station Mamour. Schon wieder hat die Welt ein Ende an Gebirgsmassen, dem Massiv des Amanus. Schon wieder muß alles ausgeladen werden. Wir müssen einige Zeit hier liegen bleiben, bis auch hier eine deutsche Kraftfahrkolonne eingesetzt wird. Hier in der kilikischen Ebene macht sich das heiße Klima des beginnenden Sommers bemerkbar. Gegen Malaria heißt es Chinin vorbeugend schlucken. Zuerst wird dies regelmäßig unter Überwachung des Arztes und des Sanitätspersonals genommen. Doch allmählich wird man gleichgültiger. Es wird schon nicht so schlimm werden. Die Folgen sollten wir später alle zu spüren bekommen, war doch fast alles malarieverseucht. Schließlich ging es über den Amanus. Dieser ist nicht so hoch wie der Taurus. In großen Schwingungen zieht die Straße durch Talmulden in die Höhe. Aber wenn man oben ist, bietet sich dem Blick ein überwältigendes Bild. Steil und in halbschneckenförmigen Serpentinien führt die Straße zur nordsyrischen Ebene hinab. Soweit der Blick reicht, breitet sich die Steppe aus. Am Fuße des Gebirges die Eisenbahnstation Ifflah, jetzt ein armseliges Dörfchen, stand hier zur Zeit der Römer Nicopolis, eine Stadt mit hunderttausenden von Einwohnern, an die nur einige Mauertrümmer erinnern. Von hier direkt ging es wieder mit der Bahn weiter. In Moslemie zweigten wir von der direkt südlich nach Palästina weiter führenden Strecke östlich ab nach Mesopotamien. In Oscherablu ging es über den Euphrat hinein in das Zweistromland, dieser uralten Völkerwiege. In Rasulain ist die Bahn zu Ende.

Von hier geht alles durch Karawanen von Kamelen und Tragtieren weiter. Nächstes Ziel ist das etwa 300 km entfernte Mosul. Zunächst werden Reit- und Tragtiere von den Eingeborenen angekauft. Bemerkenswert ist, daß es nur Stuten und Hengste gibt. Der Wallach ist fast ganz unbekannt. Da die zur Ergänzung unserer Batterie vorgesehene türkische Mannschaft immer noch nicht eingetroffen ist, können wir uns einige Armenier aus dem in der Nähe befindlichen Armenierlager holen. Schon verschiedentlich waren wir Armenierzügen begegnet. Zerlumpt und halb verhungert werden die Armenier weitergetrieben in die Steppe und Wüste. Ein ganzes Volk wanderte so in Elend und Tod. Ob dieses Schicksal verdient war oder nicht, soll hier nicht untersucht werden. Von den Armeniern, die wir aus dem Lager von Rasulain mitgenommen haben und die damit einem harten Schicksal entronnen waren, haben wir bis auf wenige Ausnahmen nur Unbunt geerntet.

Der Anlauf der Tiere, das Einreiten und Einteilen der Lasten dauerte einige Zeit. In dieser Zeit besuchte uns auch der damals allgewaltige türkische Kriegsminister Enver-Pascha. Erstaunt waren wir, als er uns mit einem kräftigen „Guten Tag, Kameraden“ begrüßte. Ebenso kam die Leiche des Generalfeldmarschalls von der Golz-Pascha durch, dessen Stabe wir zugeteilt waren, der aber inzwischen in Bagdad am Flecktyphus gestorben war. Nun wurde seine Leiche zur letzten Ruhestätte in den Park der Deutschen Botschaft in Therapia bei Konstantinopel überführt. —

Endlich sind die Tiere vollzählig, eingeteilt, Sättel verpaßt und die Lasten für die Tragtiere eingeteilt. Letzteres eine ungewohnte Arbeit, bei der es vor allen Dingen darauf ankommt, die Lasten auf beiden Seiten der Tragtiere gleichmäßig zu verteilen, da sie sonst leicht herunterrutschen. Ein Teil des Materials der Expedition wird von Kamelkarawanen befördert. Wegen der unsicheren Verhältnisse müssen wir als Bedeckung bei der Kamelkarawane bleiben, während die anderen Abteilungen schneller vorwärts reiten. Das Gebiet, durch das wir jetzt kommen, ist das Grenzgebiet, in welchem die Kurden und die Beduinen zusammenstoßen. Zum Teil sind es noch reine Nomaden, vor allem die Beduinen. Diese waren im allgemeinen politisch unzuverlässig. Nominell unterstanden sie der türkischen Herrschaft, machten aber, was ihnen gefiel. Ihre politische Stellungnahme betrachteten sie als Geschäft und verschachteten sie um klingende Münze. Sie nahmen während des Krieges Geld von beiden Seiten. Anders die Kurden, die immer einwandfrei auf türkischer Seite gestanden und als Soldaten der Türkei wertvolle Dienste geleistet haben. — Das Beladen der Kamelkarawanen geht unter mächtigem Getöse vor sich. Die Kamele legen sich, während die arabischen Kameltreiber tiefe Gutturallaute ausstoßen, nur laut brüllend zum Beladen nieder. Marschiert wird wegen der Hitze nur in den späten Abendstunden und nachts. Ein komischer Anblick ist es, wie die Kamele hinter einem kleinen Esel als Leittier hertrotten. Einen Weg in unserem Sinne gibt es nicht. Durch die Steppe führen nur Spuren, die durch die Karawanen ausgetreten sind. An Wasserläufen, die jetzt zumeist ausgetrocknet sind, gibt es nur selten Brücken oder hergerichtete Uebergänge. Die ausgetrockneten Wasserläufe bilden besonders für unseren Wagen, den wir mit uns führten, starke Hindernisse. In den ersten Tagen trafen wir noch regelmäßig Ansiedlungen, später wurden sie spärlicher. Verschiedentlich trafen wir auch die schwarzen Zelte nomadischer Beduinen mit ihren Viehherden, die bei Beginn der heißen Jahreszeit den großen Wasserläufen zuwandern. Die Kleidung der Eingeborenen besteht

aus einem Hemd, darüber einem kastanartigen Obergewand und einem ärmellosen Ueberwurf, der in Mesopotanien rot-weiß gestreift war. Als Kopfbedeckung dient die Kefieh, ein großes viereckiges, im Winkel zusammengelegtes Tuch, das über Scheitel und Kopf gefaltet wird und dessen Zipfel weit über den Rücken hinabflattern. Sie ist aus Wolle oder Seide. Festgehalten wird das Kopftuch durch das Agal, beim gewöhnlichen Beduinen ein drei- oder viermal um den Kopf geschlungener Strick aus Ziegenhaaren, beim Vornehmen eine seidene, mit Goldfäden durchwirkte und in Goldtrobden nach rückwärts endende bunte Schnur. Schuhe werden nicht getragen. Die Beduinin trägt ebenfalls wie der Mann das Obergewand und den Ueberwurf. Auf dem Kopfe trägt sie ein schwarzes Tuch. Das Gesicht ist aber frei. Arm- und Beinringe, je nach dem Stande aus Glas, Silber oder Gold, Ohr- und Nasenringe bilden hauptsächlich den Schmuck. Tätowierungen in hellem Blau auf Arm, Hand und im Gesicht vervollständigen das Bild der Nomadenschönheit. —

Nach einigen Tagen gelangen wir nach Tellermen, einer größeren Armeniersiedlung. Alles ist aber verödet und leer, die Mauern noch von Rauch-geschwärzt, die Bewohner in die Verbannung fortgetrieben. Am nächsten Tage kommen wir nach Nisibin, wo an einem Flusse gelagert wird. Es ist die letzte größere Siedlung mit einem Basar, in dem es noch einige Lebensmittel zu kaufen gibt. In unserer Nähe lagern gefangene Inder, die von Kut-el-amara kommen und nach Kleinasien gebracht werden. In der Unterhaltung zeigen sie uns vorgedruckte Karten, die sie von der englischen Militärverwaltung geliefert erhalten hatten und die zu ihrer Korrespondenz mit der Heimat dienen mußten.

Hinter Nisibin beginnt eine längere wasserlose Strecke. In der Nacht vorher gab es einen Zwischenfall. Eine Schlange hatte sich ausgerechnet den Bauch unseres Wachtmeisters zum Schlafen ausgesucht. Den Schreck des Wachtmeisters kann man sich vorstellen. Am anderen Morgen wurden noch verschiedene Schlangen unter den Sätteln, die wir als Kopfkissen benutzt hatten, gefunden. Zur Ueberwindung der wasserlosen Strecke wurde schon am frühen Nachmittag, sobald die Kraft der heißen Sonne etwas nachgelassen hatte, abmarschiert. Erst am späten Vormittag des nächsten Tages, die Sonne brannte schon lange auf uns unbarmherzig herab und der letzte Tropfen war schon lange getrunken, der Rand der Feldflaschen war heiß geworden und konnte nicht mehr an den Mund geführt werden, um vielleicht doch noch einen Tropfen Flüssigkeit zu erhaschen, langten wir an einem dürftigen Gebäude, umgeben von einer Lehmmauer, der türkischen Etappe, an. Es gab aber nur eine braune Flüssigkeit in einem Wasserloch, die selbst von

den Pferden verschmäht wurde. Selbst durch Abkochen und Zusatz von Chemikalien, die wir für solche Zwecke mitbekommen hatten, wurde das Wasser nicht genießbarer. Unseres Bleibens war deshalb nicht lange hier. Sobald es die Sonne zuließ, ging es weiter bis zu einem klaren Bach. Doch war auch dieses Wasser nicht trinkbar, da es bitter schmeckte. Von Eingeborenen wurde uns aber eine süße Quelle unter einer verfallenen Brücke gezeigt. In der nächsten Nacht mußten wir den Marsch bald unterbrechen und lagern, weil an unserem Wagen ein Rad zerbrochen war. In der Nähe bemerkten wir noch ein Lagerfeuer. Am nächsten Morgen stellte es sich heraus, daß der schwedische Forscher Sven Hedin dort lagerte. Vor dem Weitermarsch begrüßte er uns. In seinem Buche „Bagdad, Babylon, Ninive“ erwähnt er auch dieses Zusammentreffen. —

Schließlich erreichen wir den Tigris und nähern uns Mosul. Zwischen Schutthaufen leuchten weißblendende Grabmäler zwischen den Gräbermassen ungeheurer Friedhöfe auf. Durch ein mächtiges Tor, an das sich Reste einer Stadtmauer anschließen, hinter der sich Minaretts und Kuppeln erheben, betreten wir die weißleuchtende Stadt, eingehüllt in eine dichte Staubwolke. Das Innere der Stadt besteht aus engen, winkligen Straßen, die fußhoher Staub bedeckt. Wenn Mosul auch noch der wirtschaftliche Mittelpunkt weiter Gebiete ist, hat seine Bedeutung gegenüber dem Mittelalter sehr verloren. Dies tritt auch darin in Erscheinung, daß sich zwischen der alten Stadtmauer und dem Kern der inneren Stadt weite Ruinenfelder und große Friedhöfe ausdehnen. Der Gürtel ist der Stadt zu weit geworden. Nach der Straße sind die Häuser, wie überall im Orient verschlossen. Die Dächer sind flach. In den heißen Nächten schläft alles auf den Dächern, auch wir. Das ungewohnte heiße Klima wirkt sich für unsere Gesundheit verheerend aus. Alles ist krank. An einigen Tagen ist kein Mann von der Batterie im Stande, die Pferde zu besorgen. Einige Kameraden sterben. Nachteilig für die hygienischen Verhältnisse ist die Wasserversorgung. Brunnenwasser ist in Mosul nicht trinkbar, da es bitter schmeckt. Die ganze Stadt muß sich aus dem Tigris versorgen. Leider wird aber auch aller Abfall in den Fluß geworfen. Das Wasser wird von Wasserträgern auf Eseln in die Stadt gebracht und in großen irdenen Gefäßen filtert. Infolge dieser mangelhaften Wasserversorgung reißen auch die Seuchen in Mosul nicht ab. Der Tigris wird von Mosul abwärts nach Bagdad mit primitiven Fahrzeugen zur Schifffahrt benutzt. Benutzt wird eine Art Floß, das Kellek. Dieses besteht aus aufgeblasenen Hammel- und Ziegenhäuten, deren offenes Ende nach unten gerichtet ist. Ueber die dicht nebeneinander gelegten und mit Schnüren zusammengehaltenen Schläuche ist ein Gestell aus Ästen angebracht.

Darüber liegt eine dicke Schicht Maisstroh oder Schilf, um das Durchtreten und Durchfallen zu verhindern. Bedient wird es von 2 Mann mit 2 langen Rudern vorn und hinten. Erstaunlich ist die Tragfähigkeit, wurden doch selbst Lastkraftwagen damit von Mosul nach Bagdad befördert. Ueber den Tigris führt eine Schiffsbrücke. Jenseits des Tigris erhebt sich auf einem Hügel das Kuppelgrab des Propheten Jonas. Ein anderer Hügel bedeckt die Reste von Ninive, der Hauptstadt des alten Assyriens, die neuerdings von Archäologen ausgegraben wird. Dem Auge bieten sich außer einigen Mauerresten nur durchwühlte Trümmerhaufen dar, denn die Funde sind in die Museen gebracht worden. Bei dem Klange der Namen Ninive und Assyrien tauchen Schulerinnerungen auf. Episoden aus der Bibel, Namen gewaltigen Klangs: Assurbanipal, Salmanassar raunen herein in den Lärm des Weltkrieges, dessen Wogen deutsche Soldaten aus Mitteleuropa in dieses durch eine alte Geschichte geheiligte Land gespült haben. — Erleichtert atmeten wir auf, als der Befehl zum Weitermarsch kam. Leider waren aber die türkischen Soldaten zur Auffüllung der Batterie immer noch nicht eingetroffen. Wir mußten jetzt aber alles Material, das zum Teil von der Kamelfarawane noch Mosul transportiert worden war, übernehmen. Durch Ausfälle an Tod und Krankheit war unsere Batterie sehr zusammengeschmolzen. Wir nahmen daher weitere Armenier an. In der ersten Nacht, kaum nachdem wir den Tigris überschritten hatten, ließen die meisten von den eingeborenen Armeniern unsere Tiere einfach laufen und entflohen. Es war eine mühselige Arbeit alles wieder zusammenzubringen. Am nächsten Tage wurde uns von unerwarteter Seite Hilfe. Ein türkischer Soldat erklärte sich bereit in unsere Dienste zu treten. Er brachte noch mehrere Soldaten mit, darunter einen Unteroffizier, die alle mit uns gehen wollten. Es waren türkische Deserteure, die überall, mitunter in ganzen Trupps, durch die Gegend zogen. Wir haben mit ihnen keine schlechten Erfahrungen gemacht. Wir gelangten dann an den großen Zab, einen wasserreichen Nebenfluß des Tigris. Eine Brücke gab es nicht. Es wurde alles mit Booten übergesetzt. Dies geschah wegen der Tageshitze nachts. Ein phantastisches Bild, wie die großen Boote von 2 Bootsleuten mit flatternden Tüchern unter eintönigem Gesang bei hellem Mondenschein über den Fluß getrieben wurden. Da die großen Boote nicht bis dicht ans Ufer gelangen konnten, mußten die Pferde und Tragtiere in das Boot springen. Beiden zum Teil sehr störrischen Maultieren mußte durch einen kräftigen Schwung nachgeholfen werden. Der kleine Zab, an den wir einige Tage später gelangten, wurde in Altün-Köprü auf einer uralten Steinbrücke überschritten.

Am nächsten Tage kommen wir nach Kerkuf, berühmt durch seine Erdölquellen, die damals nur primitiv ausgebeutet wurden. In Erdlöchern sammelte sich eine schwarze schmierige Masse, das begehrte Erdöl. Ein Kurde warf ein brennendes Stüd Sad in eines dieser Löcher, sofort schoß eine hohe Flamme und Rauchwolke zum Himmel empor. Als nach einiger Zeit ein Stein in das Loch geworfen wurde, verlöschte sofort das Feuer wieder, da durch den Steinwurf das unter dem Erdöl stehende Wasser in Bewegung geriet und das Erdöl bedeckte. Von dem unterirdischen Vorhandensein weiterer Erdöllager zeugten verschiedene kahle Plätze von etwa 20 m Durchmesser, auf denen kleine blaue Flämmchen aus der Erde brannten, Gase, die aus dem Erdinnern kamen und sich entzündet hatten. Von Kerkuf ging es weiter nach Suleimanie, das am Fuße des Zagrosgebirges liegt. Dieses fällt ziemlich steil nach der Ebene Mesopotamiens ab. Am Fuße des kahlen Gebirgsabhangs liegt Suleimanie, ein ansehnlicher Ort. Wir sind hier mitten in Kurdistan. Stämmige Männer und hochgewachsene Frauen bevölkern den Bazar von Suleimanie. Vorherrschend ist die kurdische Tracht, weite Filzmäntel mit herabhängenden losen Ärmeln, auf dem Kopfe ein kleines Käppchen mit einem Tuche turbanartig umwunden. Die Frauen in roten Hosen und Jäckchen. Dazwischen mischen sich Perser mit Filzlappen, die je nach der Stammeszugehörigkeit die verschiedensten Formen aufweisen, hohe frempenlose Zylinder oder ausgebauchte Ballonungetüme. —

Hier stoßen endlich auch die türkischen Mannschaften zu uns. Nun heißt es die türkischen Mannschaften einordnen. Keine leichte Aufgabe für uns, haben wir doch keinen Dolmetscher mehr, da dieser krank in Mosul zurückbleiben mußte. Doch muß dies auch ohne Dolmetscher gehen. Endlich ist es soweit, daß wir den Weitermarsch über das Zagrosgebirge nach Persien antreten. Wir kommen endlich in unseren Wirkungskreis nach Persien.

Auf die Ziele und Zwecke unserer Sondermission kann ich hier aus Raumangel nicht eingehen. Diese Zeilen sollten nur einen kurzen Abriß geben über persönliche Eindrücke von fremden Völkern und Ländern, in die mich der Krieg von der Schulbank weg führte.

Dr. Kollinfe.

### Ein Achtzehnjähriger kommt an die Front.

Der achtzehnjährige Kriegsfreiwillige sah sich bei seinem Auszug ins Feld einem zwiefach Unbekannten gegenüber: jener grauenhaften maßlosen Landschaft des Lebens, die wir Krieg nennen, und in welcher er persönlich wie aus einem Traum erwachte,

lange nicht wissend, ob die Wirklichkeit vor oder hinter ihm liege, und der Ferne, der Fremde, der weiten Welt.

Dieser Fremde war er, der bis dahin sein Elternhaus selten, die engere Heimat nie verlassen hatte, wunderbar aufgeschlossen. Sie hatte schon dem Unterprimaner gewinkt, wenn er den singenden Truppen nachsah, die er in den Mobilmachungstagen hatte mit verpflegen dürfen, er vernahm ihren Ruf in jenen Augustnächten aus dem endlosen Rollen der Nachtzüge, das ihn bis in den Schlaf hinein verfolgte.

Dann stampften diese Räder unter ihm selbst, Wochen so schien es; die Zeit schlich, die Fremde schlug ihr Rätselauge auf: Rußland!

Gramvolles Antlitz unerlösten Landes mit der erschütternden Furche einer einzigen uralten Straße, die ihre windzerrissenen Bäume ohne Trost einer unerbittlichen Ferne entgegensticht. Ein dünner Wind, mit dem Heimweh der ganzen Welt beladen, firscht ewig in diesen riesenhaften Birken. Armselige Hütten, allein und in Rudeln, suchen demütig und gebückt den Schutz der großen Straße, und die Gehöfte auf den Höhen haben die bittere Geste der Verlassenheit. Unter der Last all der Gebärden schleppt sich die Straße durch das weite Land, an dunklen Hochwäldern vorbei und schweigenden Seen, schneidet den wilden Schwung eines Tales und stürzt endlich schicksalsbereit und wissend hügelab dem offenen Rachen einer schwarzen Bastion entgegen: Dünaburg.

Fast zwei Jahre haben wir davor gelegen, ehe die Front sich wieder bewegte dort oben; etwa 16 km südwestlich der Stadt schnitten die Gräben die Heerstraße. Unweit dieser Stelle, am Rande eines Wäldchens, hatte zwischen Birken und Fichten die Feldartillerie-Batterie 849 sich eingebaut. Von Sverbischi her erscheint hier im Januar 1916 ihr erstes Arbeitskommando, räumt den meterhohen Schnee fort, fällt Bäume und reißt mit der Kreuzhake den glasharten Boden auf. Das Holz zum Verschalen und Abdecken muß im Nachbarwalde geschlagen und herbeigetragen werden, schwere Arbeit, für viele ungewohnte Arbeit, für uns Junge gewiß. Abends fallen wir um und schlafen, am anderen Morgen befehen wir uns die Blutblasen an unseren Händen, fassen vorsichtig auf die zerschundenen Schultern, waten durch frische Schneewehen wieder in Stellung, hacken, schaufeln, schleppen Stämme. Der bleifarbene tiefe Himmel, der alle Farbe löschend über den Anmarschtagen gelegen hat, ist einer strahlenden blauen Kuppel gewichen, der Schnee gleißt und glitzert und wirft blaue Schatten; über den Sumpf herüber, der vor der Feuerstellung liegt, leuchtet der Kiefernwald mit roten Stämmen. Dahinter muß der Graben sein: dort haben wir am Abend Leuchtkugeln emporsteigen



sehen, dort wacht jetzt mit der Morgensonne die Front auf. Ein Maschinengewehr hämmert wütend, klapperndes Schützenfeuer schallt herüber, klatschend schlagen ein paar Kugeln über uns in die Stämme. Das erste russische Flugzeug erscheint, eine große Maschine, fast durchsichtig im Frühlicht. Die Glaks beginnen zu bellen, wie hingezaubert entfalten sich oben in der Bläue blendend weiße und schwarzgraue Wölkchen, gleich darauf dringt das scharfe Krachen zu uns herunter. Der Russe schraubt sich höher und hält unentwegt auf uns zu. Als die Abwehr einen Augenblick schweigt, hören wir schwere Kaliber über uns hinwegrauschen. Weit aus unserem Hinterlande kommt das gedämpfte Brausen der Einschläge zurück. Zwei deutsche Maschinen sind aufgestiegen und steuern den Russen an. Der wendet. Vorn ist es lebhafter geworden. „Feuerüberfall“, sagt einer von den alten Leuten, der schon mal verwundet war, und guckt uns ein bißchen von der Seite an. Schwere und leichte Kaliber heulen und bersten, dazwischen vernimmt man das Krachen schwerer Minen, es muß wohl in der Nähe der Straße sein. 10 Minuten dauert's, dann ist alles stille. Die Sonne meint es gut, es wird stramm gearbeitet, ab und zu rutscht aufstäubend eine Last Schnee herab, und ein befreiter Zweig schwankt schaukelnd in der Höhe. Eben macht einer von uns eine launige Bemerkung über die Gemütsruhe unserer Artillerie, da fängt rechts eine Haubitzbatterie zu feuern an und hinter uns fast gleichzeitig schweres Geschütz. Mörser sollen an der Lawkessa stehen. Und — Junge, Junge, was ist denn das —, das knallt ja ordentlich. „Langrohre“, schmunzelt der Fachmann von vornhin. Die können nicht weit von hier liegen, die Geschosse jagen über uns hin. Als ob ungeheure Bahnen Seide gerissen würden, so hört sich's an, dann wird ein tiefes Röhren daraus, die Wälder werfen sich das Echo zu.

Mittagspause. Alles stapft auf einem getretenen Pfade um das Wäldchen herum, die Feldküche trifft mit uns hinter den Hügel ein, der Koch schwingt sich neben den Kessel, teilt Portionen aus und allerlei Sprüche. Gelächter, Zurufe, Tellertlappern. Unsere Artillerie schweigt, irgendwo summt ein Flugzeug.

Plötzlich ein ohrenbetäubender Krach, die Pferde gehen durch, der Koch liegt an der Erde, eine Fontäne aus Schnee und Moorboden schlägt hoch, Sprengstücke pfeifen, es regnet Dreck und Grundwasser. Alles, was nicht vom Luftdruck niedergerissen worden ist, hat sich hingeworfen; nun raffen wir uns auf und rennen in raschen Sägen in den Wald zwischen die ersten Stämme. Der zweite Schuß geht 50 Meter weiter; dafür hören wir ihn herankommen, ein schauerliches Geräusch, das mitten durch einen hindurch geht. In gleichem Abstand folgt Schuß auf Schuß, jedesmal zuckt der Boden unter dem gewaltigen Hiebe. Es gilt den Lang-

rohren. Allmählich geht unser Atem wieder ruhig; wie durch ein Wunder ist bei dem ersten Schuß niemand verletzt worden.

Des Schreckens, der uns bei dieser unserer Feuertaufe ins Gebein fuhr, brauchen wir uns nicht zu schämen; ein Eisenbahn-Geschütz großen Kalibers war es gewesen, das der Nachbarbatterie den Garaus machen sollte. Es wurde einige Tage später von unseren Mörsern vernichtet.

Raum sind die ersten Unterstände notdürftig fertig, so muß die Verbindung zum Graben und nach rückwärts zur Artilleriegruppe aufgenommen werden. „Telefonisten rechts raus!“ Nichts hören wir lieber. Zu viert gehen wir los mit Handsäge und Beil, Rabeltrommeln und Feldtelefon. Der Sumpf wird umgangen, die Leitung in halbhohe Erlen gelegt, dann nimmt Kiefernwald uns auf, der zunächst noch ziemlich unversehrt ist und eine Reservestellung birgt. Sein jenseitiger Rand ist arg mitgenommen, viele aufgesplitterte halbe Schäfte, die mit jammervoller Gebärde zum Himmel weisen. Die Kronen liegen, soweit die vierten Jäger sie nicht geholt und verfeuert haben, wie große Spinnen über alten verschneiten und frischen schwarzen Trichtern. Durch dieses Gelände windet sich der vorderste Graben. Es dämmert bereits, als wir hier eintreffen, leise fängt es an zu schneien, an der Front fällt nicht ein Schuß. Wir beziehen fürs erste einen unbenutzten, schon etwas zusammengedrücktten Unterstand und schließen an. Die Feuerstellung meldet sich, der Batterieführer verlangt den Beobachter. Wir holen den Vize vom Scherenfernrohr weg und legen schnell noch eine kurze Strippe um ein paar Brustwehren herum bis zum Beobachtungsstand. Dann gehen zwei von uns wieder nach der Batterie zurück, während ich mit meinem Freunde T. vornbleiben kann. Der Schnee leuchtet schwach, es wird nicht ganz dunkel. Unser Vize ist mit einem Oberjäger in die Sappe gegangen. Wir versuchen, durch das Scherenfernrohr das Vorfeld zu erkennen, doch das Glas ist nicht sehr lichtstark. Der Russe liegt hier knapp 100 m weit von uns. Hubertushöhe haben die Jäger das feindliche Grabenstück genannt. Eine Leuchtkugel geht drüben hoch, hält sich eine Weile über dem Niemandsland und erlischt. Nun ist garnichts mehr zu sehen, wir bauen die Station ab und kriechen in unser Erbloch. Auf einer Pritsche von Knüppelholz können leidlich bequem zwei Mann liegen. Vorn, gleich hinter der sog. Tür, kann man auf einer Munitionskiste zur Not auch sitzen. Das Aufrechtstehen gewöhnt man sich nach wenigen schmerzhaften Versuchen ab. Längst haben die Jäger sich tiefe geräumige Unterstände gebaut. Nach einigen Wochen werden auch wir einen haben, vorläufig richten wir uns hier für die erste Nacht im Schützengraben ein.

Mitternacht ist vorüber, als ich durch einen leichten Griff an den Arm geweckt werde. Es dauert einen Augenblick, bis ich mich zurechtfinde, dann kriech ich aus Mantel und Decke, vorsichtig, um den anderen nicht zu wecken, und T. legt sich an meinen Platz. „Was Besonderes?“ „Nein, das MG. schoß eben und vorhin haben sie rechts gesprengt, die Leitung ist in Ordnung.“ „Na, dann schlaf gut!“

Wer hat nicht als Kind einmal wach gelegen des Nachts inmitten der ruhigen Atemzüge von Eltern und Geschwistern wie auf einem Meere treibend? Gedanken und Gefühle kommen und gehen, Kinderbangigkeit und Kinderhoffnung, wie Wellen fließt das hin und wieder, wie jene tiefen Atemzüge, unter denen sich die dunkle Kammer ins Endlose zu dehnen scheint.

Andere Schläfer ruhen heute neben mir, Pflicht hält mich wach, und statt der stillen Stube umgibt mich die Enge eines Unterschlupfs aus Erde und Baumstämmen, von der kaum bewegten Flamme einer Kerze erleuchtet. Und alsbald steigen auch hier alte Bilder herauf, ungerufen und unaufhörlich: verschollene Plätze früher Kindheit, geliebte Menschen, in Blick und Gebärde zum Greifen nahe, Freundesgespräche, längst vergessen geglaubte und ihr Schauplatz, Wanderung und Einkehr, Abschied und Wiedersehen, unablässig Bild auf Bild, ein freundlicher Strom. Alles ist da, nichts verloren, vieles erst jetzt ins Wesentliche gehoben.

Leise knistert die Flamme, hin und wieder rieselt Sand von Wänden und Decke oder einer der Schlafenden redet im Traum. Die Batterie ruft an: Die Kiefernhöhe, ein russisches Grabenstück, das von unserer B.-Stelle einzusehen ist und ein paar schwere Minenwerfer, ein Grabengeschütz und mehrere Maschinengewehre trägt, soll in der Morgendämmerung zusammengeschoffen werden. Die Haubitzbatterie rechts von uns will neben der Hauptbeobachtung unsere B.-Stelle und Leitung benutzen. Die Verbindung zwischen den beiden Feuerstellungen wird eben hergestellt, und in etwa einer halben Stunde wird die Fußartillerie oben anrufen.

Zerstoben sind die Erinnerungen, die Gegenwart ist da. Noch eine halbe Stunde haben wir bis zur Ablösung, dann wecke ich den Kameraden und gehe noch einmal zum Grabenposten hinaus. Eine scharfe Kälte schlägt mir entgegen, unter meinen Schritten knirscht der Schnee, hoch überm zerstossenen Wald funktelt die Nacht. Der Posten freut sich über den Besuch, und wir reden eine Weile miteinander. Es ist, wie ich dachte, die Front macht einen ziemlich scharfen Bogen, so daß wir einem Teile der feindlichen Stellung in die Flanke sehen können. Die Kiefernhöhe aber, die heute früh daran glauben soll, hat den Rheinländern, die ihr

gegenüber liegen, manche Verluste eingebracht. Ich gehe in den Unterstand zurück und lege mich aufs Ohr.

Am Morgen kommt Leutnant H. mit dem Beobachter von 3/31. Das Scherenfernrohr ist schon im Graben, und wir schließen jetzt ebenfalls draußen an. Seltsam starr stehen im Zwielicht die zersehten Bäume, die Sterne sind bleich geworden, und im Osten liegt unter einer schmalen Wolkenbank ein fahler Schein. Totenstille ringsum. Wir warten 10 Minuten, 12 Minuten, eine Viertelstunde. Die Haubizen melden ihre Feuerbereitschaft, und dann seht mit einem Schlage im ganzen Abschnitt das Vernichtungsfeuer ein. Das sßt hechelnd und zischend dicht über uns weg, das kommt fauchend und kreischend aus der Höhe, tausendfach wird der Himmel zerrissen, das schmettert — grauenhafter Höllensturz — unsichtbar herab auf die Erde, die sich in Schmerzen bäumt. In einem Nu steht über der Kiefernhöhe eine einzige Wand aus Feuer, Dreck und Eisen, aus Qualm und Qual, eine brüllende Mauer, deren weißlich lobernder Schwadenrand da und dort von den dicken Rauchballen der schweren Einschläge überstiegen wird. Fassungslos starre ich hinüber; mir ist plötzlich, als stände ich bis zur Brust in eiskaltem Wasser.

So ist das also! So ist das also! „Sperrfeuer“, ruft der Offizier vom Scherenfernrohr, ich wiederhole und gebe den Befehl durch. Allmählich löst sich der Krampf, aber ich bin ganz heißer vor Erregung. Die Batterie ruft an. Mitten im Satz ist die Stimme weg. Ich drücke den Verstärker, sehe die Stöpsel nach, ich klopfe den Fernsprecher mit der flachen Hand. Ich summe an, — dünn und kläglich kling't's, kein Zweifel, die Leitung ist entzwei. Und nun wird mir erst bewußt, daß der Russe das Feuer erwidert. Das meiste kriegen die Stellungen der 257er ab, doch auch hinter uns im Wald krachen die Einschläge.

Mit dem Reserveapparat, Gliedbraht und allem, was noch dazu gehört, machen wir uns zu zweien auf den Weg. Das Gelände senkt sich etwas gegen eine kleine Waldblöße, auf der wir tags zuvor Jäger hatten spanische Reiter wickeln sehen. Vier frische Einschläge liegen quer darüber hin, einer der schweren Böcke hängt in einer Kiefer, die Leitung wenige Meter davon ist ganz. An der Reservestellung schließen wir an, bekommen aber nur die Beobachtung. Also weiter zurück. Unser Artilleriefeuer hat aufgehört, der Russe streut den Wald ab. Wir traben unter der Leitung her. Da, zwei mächtige Trichter nebeneinander, die Bäume ringsum wie nach einem Windbruch, schiefe Föhren, hochgestellte Wurzelscheiben. Und da hängen auch die Strippen. Wir flüchten ein Stück dazwischen, rufen an und bekommen sofort von einer unbekannten Stimme einen gewaltigen Ansauser und die freundliche Aufforderung, uns

aus der Leitung zu scheitern. Das tun wir denn auch mit Hilfe der Drahtzange und haben nach einigen Minuten das Glück, die passenden Enden gefunden zu haben. Dann kneten wir auch die Infanterieleitung noch zusammen und gehen nach vorn.

Zahllose Erlebnisse birgt eine Zeitspanne von nahezu drei Jahren Frontdasein. Durch das Massenhafte und oft unerträglich Einförmige aber sind ihre Konturen in der Erinnerung vielfach wieder verwischt. Die Bilder verdecken sich gegenseitig, manche liegen am falschen Ort, viele auch weichen beim genauen Hinsehen völlig ins Ungewisse zurück. Einige aber sind wie Kindheits-erinnerungen: ohne ersichtlichen Grund, und während später Erlebtes und vielleicht Größeres unwiederbringlich versinkt, erhalten sie sich über alle Zeit hinweg in unbegreiflicher Klarheit.

Franz R i c h n e r , Nordhausen.

### Wie ich Melder wurde.

„Verluste: 4. Komp.: 16 Tote, 70 Verwundete, 43 Vermißte; 10. Komp.: 30 Tote, 66 Verwundete, 6 Vermißte.“

So meldet der Bericht des 2. Kurhessischen Inf.-Rgts. Nr. 82 (Göttingen) über den Einsatz der beiden Kompagnien bei Ramarowbrunten am Styr, einem Nebenfluß des Pripet, im weiten sumpfe- und waldbreichen Wolhynien. Für die damalige Zeit wahrhaftig eine Verlustziffer von seltener Höhe! Was uns, die wenigen Ueberlebenden der „Vierten“, immer wieder, auch noch in den Kämpfen im Westen, an jene Spätherbsttage 1915 erinnern ließ, war die Einmaligkeit der Erlebnisse, war der unmittelbare Eindruck des Kampfes von Mann gegen Mann gleichsam auf der von aller Welt abgeschlossenen Bühne der langgestreckten Lichtung im russisch-polnischen Waldmeer. Für den Erzähler selbst schließen diese Kampftage allerpersönlichste Erinnerung ein. —

Die große Durchbruchschlacht bei Tarnow und Gorlice im Mai 1915 und die nachfolgenden „Wanderschlachten“ hatten die russische Front, die sich bedenklich nahe bis an die deutsche Grenze hatte schieben können und den Oesterreicher unaufhaltsam über die Karpathen nach Ungarn gedrückt hatte, bis in die Pripet-sümpfe, nach Weißrußland, hineingejagt. Bei diesem ungestümen Vorstoß in den weiten russischen Raum waren die deutschen Linien jedoch immer dünner geworden. Der Russe dagegen, günstige Aufmarschlinien im Rücken, war wieder zum Stehen gekommen und schritt mit starken, unerschöpflich scheinenden Massen zum Gegenangriff.

Den letzten Teil des Angriffs hatte der Ersatz, der 900 jugendliche Rekruten, darunter mich, den achtzehnjährigen Kriegsfreiwilligen, Anfang September 1915 dem ausgebluteten Regiment zugeführt hatte, noch miterlebt. Nun kam die harte Zeit, in der es galt, das Gewonnene mit geringen Kräften zu halten und neue Angriffsmaßnahmen an anderen Fronten zu ermöglichen. Das erfordert härtere Nerven und entsagungsvolleren Dienst als beim frisch-fröhlichen Angriff.

So begann nördlich und südlich der Rositnosümpfe bis nach Wolhynien hinunter ein zäher Kampf: „Immer dasselbe Bild: Infolge des Durchbruchs der Russen und der durch ihn eingetretenen Verluste auf der ganzen Front eine dünne Besetzung, der Einsatz der einzelnen kleinen Einheiten je nach Bedarf, wie die drohende Gefahr es an den verschiedenen Punkten verlangte . . . in dem unübersichtlichen Gelände schwere Nachrichten- und Befehlsübermittlung . . . Aber trotz aller nervenaufreibenden, verlustreichen Kampfaktivität eine ungebrochene Angriffslust und zäheste Pflichterfüllung der Truppe und ihrer Führer“, so heißt es in der Regimentsgeschichte über diese Art von Kämpfen. Die Unbilden der Witterung wurden immer größer.

In diese Zeit und Umstände führt der Bericht.

Aus den Rositnosümpfen, von der Tasiolba, war das Regiment in Eilmärschen nach Süden beordert worden, um den Österreichern zu helfen. Das erste Gefecht bei Kamarow, noch diesseits des Styr, und die Schlacht bei Tschernysch (26. 9. bis 1. 10. 1915) waren geschlagen. Hier hatte es meinen Schulkameraden Werner König, mit 16 Jahren des Regiments jüngsten Kriegsfreiwilligen, erwischt. Mit herzlichem Bedauern sah ich ihn auf der Bahre verwundet nach hinten weggetragen werden.

So kam die Herbstnacht des 19. Oktober. Ich stand neben dem Fernsprech-Unterstand der Kompagnie Wache. Da tönte der Summer. „4. und 10. Komp. setzen sich am 20. Okt. 4 Uhr früh in Richtung Kolki—Kamarow in Marsch. Der Russe ist bei K. überraschend durchgebrochen und hat die Stellung der öster. Landwehr-Inf.-Regt. 6 und 7 genommen.“ — Kein Wunder, daß die Gruppe des prächtigen Unteroffiziers Lorenz, der ich angehörte, am ersten marschfertig war!

Auf altbekannten Wegen rückte das aus je 2 Kompagnien des J.R. 82 und 83 gebildete Stoßbataillon in Eilmärschen über Kolki gen Norden. Als uns der schweigende Wald aufgenommen hatte, begann das Abenteuer. Langsam tasteten wir uns vor. Ohne Kampf konnten wir am Abend des 21. Oktober den Südrand der großen, leicht gewellten Lichtung erreichen, die sich von Kamarow in nordost-südwestlicher Richtung in den Wald erstreckte. Die

Ruhe war uns ungemütlich. Wir dachten an die Legionen des Varus im Teutoburger Walde. In der Frühe des nächsten Morgens kamen die Feldküchen und Patronenwagen noch einmal angeprecht und teilten Bohnen aus, solche und solche! Die Fahrer berichteten schon von abgefangenen Wagen des Gefechtsstrosses. Wir schickten sie mit starker Begleitung schnellstens zurück und sicherten nach allen Seiten.

Endlich kam Klarheit. Ringsum begann der Wald lebendig zu werden. Es knisterte und knackte an allen Ecken. Lehmgelbe Schützenlinien, im herbstfarbenen Gehölz kaum zu erkennen, schoben sich heran und schlossen den Ring. Wir waren umzingelt. Wir jungen Soldaten erlebten das erste Waldgefecht. Bald aber schafften uns Gegenangriffe wieder Luft. Oesterreichische Artillerie fuhr auf. Ihre Beobachter freuten sich der deutschen Sicherung und gingen in den nächsten Tagen stets in der vordersten Linie mit. Zur Sicherung unserer Schützenlöcher bauten wir Aistverhaue, das einzige Mal im Kriege. Rund um uns lag der Russe, in 100 m Entfernung, gebückt und angriffsbereit wie Rudel hungriger Wölfe.

Bei dem unübersichtlichen Gelände wurde plötzlich mein Kompaß, bis dahin Privatstück eines Kriegsfreiwilligen, eine öffentliche Angelegenheit, denn er war der einzige, sodaß ich ihn kurzerhand der Kompagnie stiftete. (Mein zweiter Kompaß verschaffte mir im Frühjahr 1916 in Kurland — sicherlich auf Grund der vom Bataillonsführer hellseherisch festgestellten positiven mathematischen Kenntnisse, System Bochow — einen freundlichen „Druckposten“, wie es so schön heißt. Dort fing das Bataillon Landwirtschaft an. Während aber die Nicht-Landwirte schwer exerzierten, bewegte ich mich als feldgrauer Pan durch die Fluren und maß mit einigen Helfern Feldbreiten ab.)

Trotz der zunehmenden Unbilden der Witterung und des starken feindlichen Artillerie-, Infanterie- und M.G.-Feuers setzte das Bataillon zum Angriff an, um wieder dem Feinde das Gesetz des Handelns vorzuschreiben. Weithin erschallte im Walde das Hornsignal „Rasch vorwärts“ und „Greift nach der Klinge“, und mit aufgepflanztem Seitengewehr ging's hinaus auf die Lichtung. Der Melder des Kompagnieführers, des Leutnants Selbmann, war gleich zu Beginn gefallen, sein Ersatzmann bald danach schwer verwundet.

Der zweite Sturmangriff galt einer quer über die Lichtung laufenden Stellung, die über eine Anhöhe führte, von der aus sibirische Scharfschützen, prächtige große Wald- und Steppenmenschen, uns mit ihrem gutgezielten Feuer empfindliche Verluste zufügten. Wir waren so schnell, daß wir das Feuer der schweren russischen Mörser unterliefen. Doch — was war das mit den

österreichischen Anschlußtruppen zu unserer Linken im Walde? Tschechen waren es, unsere ständigen Sorgenkinder! Schon während des Sturmes waren wir in ihre Linien z. T. eingeschwärmt, jetzt stellten sie gar die Kampfhandlung ein, wickelten sich in ihre Decken und legten sich in Deckung hinter dicke Bäume. Bald setzte der russische Gegenangriff ein, unterstützt durch schwere Mörser. Noch waren sie auf unsere neue Stellung zum Glück nicht eingeschossen. Während wir ihn vor uns zum Stehen brachten, kam der Russe im Wald mühelos vor. Er wollte uns überflügeln und abfangen. Wir zogen unsere Leute schleunigst heraus, um freie Hand zu haben. Da, als die ersten Tschechen aufstanden, um den Gang des Verräters anzutreten, war unsere Geduld zu Ende. Was aus der Büchse heraus wollte, das brannten wir ihnen von der Höhe aus auf den Pelz. Es war eine wilde Abschiedsmusik und bei der nahen Entfernung von besonderer Wirkung. Und als gar die Russen durch die flutenden Haufen der Ueberläufer strömten, da sausten die Patronenrahmen in die Knarre, daß die Läufe glühend heiß anliefen. Dann aber hieß es, schleunigst zurück, um nicht umfaßt zu werden. Raum hatten wir geräumt und näherten uns, in breiter Front gegen den Wald in allen Stilarten vom freien Feld aus, sogar knieend und stehend freihändig, schießend, unserer Ausgangsstellung, da hatten die ersten Lagen der Mörser den Höhengraben endlich gepackt und zermalmten die tschechischen Verräter, die darin verblieben waren. Mit vielen anderen war bei diesem Angriff der 3. Melber geblieben. An seine Stelle trat ein junger Bergmann, ein Landsmann von einem der Schächte rund um die Bleicheröder Berge.

Der dritte Angriff gelang besser, da sich die österreichische Artillerie inzwischen eingeschossen hatte. Wir gewannen in der Richtung tüchtig Gelände nach Kamarow zu, trotz schärfster Gegenwehr. Als erste erreichten, nahe am Russen, der Kompagnieführer mit seinem Melber und der erste Zug einen alten österreichischen Graben. Wir brauchten Verstärkung. Der Melber raste über die bestrichene Bodenwelle hinter unserem flachen Graben davon. Bald hörten wir ihn wieder angeschnauft kommen. Scharf hob sich seine Gestalt hinter der kalten, tiefen Herbstsonne ab. Noch brüllte ich mit 2 oder 3 Kameraden „hinlegen, kriechen!“, denn er strebte, müde und abgekämpft, durch das unheimlich dichte Feuer nur wenig geduckt unserem Graben zu. Da, ein dumpfer Aufschlag des Körpers, kein Rühren mehr. Herzschuß, 4 m vorm rettenden Graben. Aber der Kompagnieführer mußte wissen, was hinten bei den beiden anderen Zügen und links beim österreichischen Anschluß los war. „Alffz. Lorenz, stellen Sie mir einen neuen Melber!“ Ein jeder von uns rechnete aus: der Fünfte, drei sind bisher



tot, einer schwer verwundet. „Mustetier L.“, — es war ein großer stämmiger Handlungsgehilfe — „machen Sie sich fertig!“ Der aber: „Wir haben doch einen Kriegsfreiwilligen in der Gruppe, der hat sich doch freiwillig in den Krieg gemeldet.“ „Der Kriegsfreiwillige Neumeyer ist bereit; Herr Unteroffizier, ich bitte um Abkommandierung!“ „Ich danke Ihnen, alles Gute.“ Kriechend zum Kompagnieführer. Spaten zur Hand. Dann ging's den gleichen Weg nach hinten, doch über die Bodenwelle mußte ich kriechen und auf dem Sattel mich wie ein Maulwurf mit dem Spaten vorarbeiten — denn ich war ja der 5. Melder. Allein auf mich gestellt, durchlief oder -kroch ich den Graben zur Linken und Rechten, preschte ins Hintergelände, holte die Feldküchen und Patronenwagen möglichst nahe heran, führte österreichische Reserven herbei. Ueber mir sangen die Kugeln ihr unheimlich Lied. Es war gut, daß ich im Schüler-Turnverein den Langstreckenlauf besonders geübt hatte.

Der 4. Angriff richtete sich gegen die russische Hauptstellung, Gräben vor Waldstücken der sich nach Kamarow zu verjüngenden Richtung, während in der Richtung selbst die Stellung zurücksprang und als Hauptstützpunkt einen Windmühlenhügel umfaßte. Trotz schwerer Verluste schafften wir es. Müde warf sich nach dem notdürftigsten Stellungsumbau alles, was nicht Wache zu stehen brauchte, in die strohgefüllten Unterstände, denn die letzten Tage hatten wir bei Schnee und Regen in offenen Löchern zugebracht. Nur für den Melder gab's keine Ruhe. Ein Befehl jagte den anderen. Der schwierigste war die Heranführung österreichischer Reserven bei Nacht von weit hinten her bis vorn in die Stellungsnahe am Windmühlenhügel, der umgekehrt nun in die russische Stellung hineinsprang. Denn jederzeit konnte es Artillerie- und M.G.-Feuerüberfälle geben, so daß es galt, jede Deckung auszunutzen. Wie eine Schafherde, so trieben der österreichische Stabsfeldwebel und ich, der junge Dachs, die slowakischen und ruthenischen Bundesgenossen vor, sorgsam achtgebend, daß keiner im Gebüsch „volle Deckung“ nahm, denn jedes Gewehr war wichtig. Auf die Rückfälle der Langsamsten saufte sogar der Krückstock des Stabsfeldwebels nieder.

Gerade, als ich am nächsten Morgen dem bei der Windmühle befehlenden österreichischen Offizier meine ehemalige Gruppe Lorenz zugeführt hatte, kam der Gegenangriff, bei der geringen Entfernung hier von — rd. 50 m — ohne jede Vorbereitung. Ein prächtiges Bild, wie die lehmfarbenen sibirischen Hünen aus den niedrigen Gräben am Dorfrande und hinter den Brandruinen herausquollen. An die Gewehre! Doch in den Verbindungs- und Flankierungsgraben saßen die Slowaken und

Ruthenen tief in ihren Schützenlöchern, auf dem Rucksack zusammengekauert und murmelten, in bunte Gebetsbücher versenkt, unverständliche Worte. Ihre Gewehre lagen, wie ein Slatgeschützgen Himmel ragend, auf der Deckung, z. T. verlandet oder sonstwie unbrauchbar. Mit rauen Worten, mit denen ich mir selbst Mut machte, brachte ich die meisten auf die Beine, holte wohl da und dort ein unverlehrtes Gewehr herbei; übernächtigt schauten sie mir mit dumpf-ergebenen Augen zu, wie ich hin und her sprang. Warum hatte sie der große Krieg aus der Ruhe ihres Dorfes am Hange der Karpathen herausgerissen? Dann kamen die Russen! Noch sehe ich den großen Kerl auf der Deckung, wie er das Gewehr mit dem ständig daran befestigten spitzkantigen Seitengewehr zum Bajonettstoß auf einen der tapferen deutsch-österreichischen M.G.-Männer anhebt und wie dieser ihm die langgezogene Pistole unter das Kinn hält. Mit schwerem Kieferschuß fällt der Russe in den Graben. Endlich ist der Angriff abgeschlagen. Ich rase zurück, wenigstens ein oder zwei Gruppen Deutsche zu holen, denn die Gruppe Lorenz hat nur noch 4 Gewehre und der österreichische Oberleutnant verweist auf seine Slowaken, die wieder stumpf in den Löchern liegen.

Gerade laufe ich wieder an ihnen vorbei, um dem Oberleutnant die erbetene Unterstützung anzukündigen, als sich die Bajonettspitzen in den russischen Gräben wieder verdichten und die Lammsellmützen wieder zusammenrücken. Unser M.G. hatte Ladehemmung, die Slowaken und Ruthenen zählten nicht mehr, sie rüsteten ihr Gepäc für den Marsch nach Sibirien. Ein Duzend Gewehre waren es noch gerade an der Windmühle. Lorenz legte die wenigen Handgranaten bereit. Es waren Augenblicke höchster Nervenbeanspruchung. Jeder machte seine Abrechnung, so oder so. Dann brach die gelbe Walze erneut los. Einige Schrecksekunden, in denen keiner von uns schoß — dann kam das Wunder. Hunderte von Gewehren flogen zu Boden, hunderte von Armen gingen in die Höhe. Ueberläufer statt Kämpfer, fast tat einem der schnelle Wandel leid. „Nicht schießen!“, brüllten wir nach links und rechts, dann rauschte es über uns paar Deutsche und die Slowaken in den Löchern wie dunkle Wolkenschatten, wie Geister der weiten Waldsteppen hinweg, und hinter ihnen her flugs unsere Slowaken, sich ihnen als Geleitmannschaft nach dem Motto „Freiwillige vor“ anbietend. Damit die wilde Jagd voll werde, der Melber der „Vierten“ und ein österreichischer Feldwebel beiden auf den Fersen, um die hier unerwünscht Freiwilligen wieder in die Gräben zu jagen.

Wahrhaftig, tolle Tage! Noch vor 6 Monaten auf der Schulbank, und jetzt in diesem Wirbel! Zur Verfolgung bis an das

nahe Styrufer treten frische Truppen an. Ein kleines Häuflein von noch nicht 40 verschmutzten, bärtigen und verlausten Soldaten rückte in Kolki Anfang November wieder ein. In einem ergreifenden Feldgottesdienst gedachten wir der gefallenen und vermißten Kameraden. Die Regimentsgeschichte, die ihre tagebuchartige Berichterstattung an wesentlichen Stellen zu einem besonderen Stimmungsbericht erweitert, beschließt die Schilderung der Kämpfe bei Kamarow mit folgenden Worten: „Ein wundervoller Geist herrschte in den Kompagnien, Heldentaten einzelner Leute und Unteroffiziere reiheten sich in langer leuchtender Kette aneinander.“

Noch schlugen wir uns — im Dezember 1915 am Styr herum, da beglückwünschte mich ein mir zugetaner Unteroffizier. Der Kompagnieführer habe vor seinem Fortgang infolge schwerer Erkrankung seinen Melder zum Eisernen Kreuz eingereicht, und sein Händedruck bedeutete: Nun bist Du schwächlicher junger Kriegsfreiwilliger unser richtiger Kamerad und „alter“ Mann in der Schicksalsgemeinschaft der Frontsoldaten.

Dr. H. Neumeier, Halle.

### Aus meinem Kriegstagebuche:

#### Ehrenwache bei Hindenburg.

Nach dauerndem Stellungswechsel mit unseren schweren Festungsgeschützen im Morast Rußlands bei den Schlachten und Gefechten der 10. Armee wurde für uns im März 1916 eine Ruhepause in Rowno angesetzt. Wir bezogen eine russische Kaserne und ruhten von den Strapazen aus. Doch die „Ruhe“ hielt nicht lange an. Eines Tages kam Befehl: Die Fußartillerie stellt beim Oberkommando Ost die Wache zum 50jährigen Militärjubiläum des Generalfeldmarschalls von Hindenburg. Das war eine große Ehre für uns, der wir unsere Ruhetage gern opferten. Jetzt ging es an einen für uns alte Feldsoldaten ganz ungewohnten Garnisondienst. Tag für Tag wurde „Wache aufziehen“ gebüßt.

Am 6. April 1916 mittags 1 Uhr zogen wir beim Ober-Ost auf und lösten die Infanterie ab. Ich war mit einem Kameraden eingeteilt, tagsüber am Eingang der Villa, in der Hindenburg Quartier bezogen hatte, und nachts vor seinem Schlafgemach Posten zu stehen.

Das Haus gehörte zur Schraubenfabrik Tillmann. Mir ist noch ein Garderobenständler, ganz aus kleinsten und größten Schrauben gefertigt, in Erinnerung, der beim Eintritt in das Haus die Aufmerksamkeit auf sich zog.

Morgens 9 Uhr, am Jubiläumstage, machten Generalfeldmarschall von Hindenburg und General Ludendorff den gewohnten Morgen Spaziergang. Als sie beide aus dem Hause heraustraten, schlugen wir die Hacken zusammen, daß es nur so knallte. Wir wurden einer scharfen Musterung unterzogen. Hindenburg und Ludendorff — welcher Kontrast — des einen Wesen strahlt Güte, des anderen eiserne Energie aus.

Im Laufe des Ehrentages trafen eine große Anzahl hoher und höchster Persönlichkeiten ein, darunter des Kaisers Söhne und der Prinz Heinrich. Abends an der Festtafel hatte sich zu Ehren des Feldmarschalls ein glänzender Kreis versammelt. Uebrigens gehörte auch General Hoffmann — ein Nordhäuser Kind — zu dem Stabe Ober-Ost. Mit beginnender Dämmerung patrouillierte ich laut Befehl um das ganze Haus, während mein Kamerad am Eingang der Villa postiert blieb. Die Bewachung war äußerst streng. Es trieben sich Spione in Rowno herum, und man hatte im Kellerfenster des Hauses, in dem die Telegrafeneinheit untergebracht war, eine Bombe gefunden.

3 Tage Ehrenwache! Hindenburg besichtigte uns jeden Morgen. Danach löste uns die Infanterie wieder ab. Mit einem schmissigen Parademarsch verabschiedeten wir uns von Hindenburg. Zurück ging's an die Front und sogleich in die Feuerstellung nahe Dünaburg. Eines Tages erschien von Hindenburg dort plötzlich. Groß, stolz, mit klarem ehrlichem Blick voller Ruhe und Ueberlegenheit, so steht er mir im Gedächtnis. Ihm zu begegnen, war stets ein Erlebnis.

Nach weiteren Kämpfen an der Beresina wurde die Fuß-Artillerie-Schießschule 1918 in Frankreich bei Laon eingesetzt, wo am 27. Mai nachts 1 Uhr die große „Hindenburg-Ueberraschung“ — die Durchbruchsoffensive über den Chemin des Dames, Fismes, Soissons, Aunoy, Doleval — gelang und uns bis nahe an Paris führte, in ein Gelände, das der Krieg noch nicht berührt hatte. Unter blühenden Kirschbäumen standen wir mit den schweren 21 cm Mörsern in Feuerstellung.

Fritz Thielbeer, Reichsbank-Inspektor,  
Osternode (Sarg)

## Heldentod des Kriegsabiturienten Paul Förstemann.

Von seinem Vater, Sanitätsrat Dr. Förstemann,  
während des Krieges Oberstabsarzt an der Front.

Das Realgymnasium in Nordhausen kann stolz sein auf die 225 Helden, die — hier zu strebsamen, wertvollen Menschen erzogen — auf den Ruf des Vaterlandes mit jugendlicher Begeisterung in das Feld zogen und freudig für Vaterland und Heimat ihr Leben dahin gaben.

Die folgende Schilderung des Lebens und Sterbens eines solchen blutjungen Helden im wilden Ringen des Weltkrieges soll auch seinen gefallenen Mitschülern ein ehrendes Denkmal setzen.

Paul Förstemann, geb. am 11. 12. 1899 zu Nordhausen, verließ das Realgymnasium im Juni 1917 mit der Oberprimareife, als sein Jahrgang zu den Fahnen einberufen wurde. Ueberaus ernst und tief veranlagt, wußte er genau, welchen Gefahren für Leben und Gesundheit er entgegenging, umso mehr, als ja erst vor einem Jahr sein innig geliebter älterer Bruder mit 18½ Jahren vor dem Feinde gefallen war. Schon in den ersten Kriegsjahren hatte er, wenn bei den häufigen Siegesnachrichten in der Heimat immer wieder unter lautem Jubel geslaggt wurde, seiner Mutter gesagt: „Laßt doch das, Ihr wißt ja gar nicht, wieviel Mütter heute wieder um den gefallenen Sohn weinen müssen.“

Am 26. 7. 1917 wurde er zu der Ersatzabteilung des Feldartillerie-Regiments Nr. 11 in Kassel einberufen, demselben Truppenteil, bei welchem auch sein am 8. 3. 16 vor Verdun gefallener Bruder Hans seine Ausbildung als Kanonier erhalten hatte.

Am 1. 12. 17 kam er als Fahnenjunger des Lauenburgischen Feldartillerie-Regiments Nr. 45 zu der Ersatzabteilung dieses Regiments nach Altona-Bahrenfeld, und am 17. 12. 17 bereits ins Feld und zwar zuerst in die Vogesen.

Am 9. Januar 18, dem Todestag seines 1871 bei der Erstürmung des Schlosses Villersexel als Premierleutnant und Kompagnieführer gefallenen Großvaters, des Kreisrichters Johannes Förstemann, konnte er an der Seite seines ebenfalls aus dem Felde beurlaubten Vaters, beide unter dem Stahlhelm, an der Beerdigung seines ihm im Heldentod vorausgegangenen und nach fast zweijähriger Grabesruhe in Feindesland nach der Heimat überführten Bruders Hans teilnehmen. Am selben Tage erhielt er seine Beförderung zum Fahnenjunger-Unteroffizier.

Als ihn nach der Beerdigung sein Vater fragte, ob er wohl jetzt gleich während seines kurzen Urlaubs die Kriegsreifeprüfung machen könne, antwortete er kurz entschlossen: „Ich bin bereit, denn

an meinem Geschütz habe ich stets während der Feuerpausen in meinen Latein-, Geschichts- und Mathematikbüchern mich darauf vorbereitet.“ Nach telefonischer Anfrage und Genehmigung durch das Provinzialschulkollegium in Magdeburg bestand er am 25. 1. 18 die Kriegersreifeprüfung am Realgymnasium zu Nordhausen. Leicht wurde ihm diese nicht gemacht; als einziger Prüfling wurde er über 4 Stunden lang wie eine Zitrone nach seinem Wissen ausgepresst, bis schließlich der prüfende Lateinlehrer, Herr Professor Olbricht, dem Vorsitzenden sagte: „Der Prüfling hat bisher keine Frage ausgelassen. Ich wäre froh, wenn meine Oberprimaner ein solches Wissen hätten, wie dieser junge Krieger, der aus dem Schützengraben kommt!“

Doch nun, wo er die Reifeprüfung gut bestanden, zog er doppelt wohlgenut wieder in's Feld, denn jetzt stand ihm ja die ganze Welt offen, wie er strahlend seinen Eltern erklärte. „Ich hoffe es bald zum Offizier zu bringen. Sollte ich aber zum Krüppel geschossen werden“, so tröstete er seine Mutter, „dann kann ich ja nun studieren.“

Sein durch eifrige sportliche Betätigung während der Schulzeit prachtvoll ausgebildeter, widerstandsfähiger Körper kam ihm bei Ertragung der außerordentlichen Strapazen während der Frühjahrsoffensive 1918 sehr zu statten, welche ihn in fast ununterbrochenen blutigen Kämpfen und Schlachten hinter dem besiegten Engländer her von St. Quentin bis 20 km östlich Amiens führte, so daß er über 4 Wochen lang nicht aus den Kleidern und Stiefeln kam. An seine Mutter schrieb er: „Ein Wetter haben wir jetzt gehabt, das war einfach grauenhaft. Jeden Tag Regen und dann immer unter Zelten auf feuchter Erde, doch meiner Natur kann das alles nichts schaden. Ich bin stark wie immer.“

Am 22. April 1918 hatte er die Freude des überraschenden Besuches seines Vaters am Geschütz des Sohnes in der Feuerstellung der Batterie 5 km östlich von Corbie an der Somme, wo tags zuvor der berühmteste deutsche Kampfflieger, Rittmeister Manfred von Richthofen, nachdem er noch am 20. 4. das 79. und 80. feindliche Flugzeug im Luftkampf abgeschossen hatte, nur wenige km vor der Batterie beim Dorf Baug sur Somme von einem kanadischen Flieger abgeschossen worden war.

Sein Vater, damals Oberstabsarzt und Kommandanturarzt von Cambrai, war von einem Generalstabsoffizier, welcher als solcher die Stellung des Regiments ausfindig gemacht hatte, im Auto an die Somme mitgenommen worden. Als nun der Vater die Höhe, wo die Batterie seines Sohnes in Feuerstellung stand, hinaufgestiegen war, fragte er beim ersten Geschütz einen Kanonier: „Wo ist der Fahnenjunker-Unteroffizier Förstemann?“ „Der ist im

Unterstand neben dem Geschütz und kocht das Mittagessen für seine Mannschaft“, antwortete dieser und hinunter: „Es ist Besuch da, Herr Unteroffizier!“ Als dann ein rußgeschwärztes Gesicht an der Oberfläche erschien und den Vater erkannte, rief er mit einem lauten Freudenschrei: „Vater, Du hier!“ und bald lagen sich beide in den Armen. Auf der Lafette der Feldkanone sitzend, den schützenden Stahlhelm auf dem Kopfe kummerte es beide wenig, daß der Engländer dieses Wiedersehen abwechselnd durch Schrapnell- und Granatfeuer zu stören suchte. Glückstrahlend erzählt der Sohn seinem Vater all das Große und Schreckliche, was er in der vierwöchigen Frühjahrsoffensive im Siegeszug, hinter dem zurückgehenden Engländer immer in Fühlung bleibend, erlebt hatte. „Und wenn Pferde und Mannschaft mein Geschütz aus den tiefen, wassergefüllten Granattrichtern gar nicht mehr herauskriegten, dann habe ich das um die Radnabe gelegte Seil in die Hand genommen und mit meinen Kräften gezogen, bis das Geschütz heraus war.“

Auf die Frage des Vaters, wie er als 18jähriger Unteroffizier mit seinen doch meist über 30 Jahre alten Untergebenen, Ersatz von der Hamburger Wasserkante, auskomme, antwortete er lachend: „Ausgezeichnet, da ich Deinen Rat, als ich ins Feld zog, befolgt habe: „Im Dienst nur Vorgesetzter, außer Dienst aber Kamerad.“ Auch in der Schlacht antwortet jeder Mann in Haltung: „Zu Befehl, Herr Unteroffizier.“ Aber wenn das Geschütz Feuerpause hat, kommen sie häufig mit der Bitte: „Herr Unteroffizier, jetzt könnten wir eigentlich einmal wieder Fußball spielen, Ringen, Speerwerfen oder sonstige Turnspiele machen, die Sie uns beigebracht haben. Nur Wettlaufen kann ich nicht mehr wegen der entsetzlichen Blasen unter den Füßen, denn wir sind vollständig verlaust, da wir seit 4 Wochen nicht aus den Sachen gekommen sind.“ Daß dies noch viel schlimmer war, sah der Vater mit Entsetzen, als er kurze Zeit darauf beim Durchmarsch des Regiments seinem Sohn in Cambrai nach einem reinigenden, warmen Vollbad die Blasen öffnen und verbinden konnte. Als der hierbei helfende Sanitätsunteroffizier erstaunt fragte, warum er sich bei einem solch schmerzhaften Leiden nicht krank gemeldet habe, antwortete er lachend: „Ich werde doch wegen einer solchen Kleinigkeit meine Leute nicht im Stich lassen.“ Wie neugeboren kam sich jetzt der junge Krieger vor, nachdem er in die neue Wäsche, neue Uniform, neue hohe Reiterstiefel eingekleidet war, welche der fürsorgliche Vater im Austausch für die verlausten und zerrissenen Sachen besorgt hatte. —

Als ihm aber der Vater in der nur wenige Kilometer von Cambrai entfernten Ortschaft, in welcher das Regiment Quartier bezogen hatte, in der kühlen Nacht durch die Ortskomman-

dantur in einem Bauernhaus Quartier beschaffen wollte, lehnte der Sohn dies energisch ab mit den Worten: „Ich habe seit 4 Wochen verlernt, in einem Bett zu schlafen; ich werde mich in eine Pferdebede gehüllt mit meinen Mannschaften neben das Geschütz unter freiem Himmel legen, wie wir das gewohnt sind.“

Während der Ruhezeit des Regiments in der schönen belgischen Stadt Tournai verlebten Vater und Sohn noch herrliche Stunden als treue Kameraden. Als am 22. Juli 1918 das Regiment während eines erneuten Besuches des Vaters in Tournai dieses schöne Ruhequartier plötzlich verlassen mußte, um an der Front mit unbekannten Ziele wieder eingesetzt zu werden, sahen sich Vater und Sohn zum letzten Male in die Augen und nahmen Abschied voneinander für Zeit und Ewigkeit. Der junge Krieger zog jedoch in strahlender Begeisterung und mutigem Stolz wieder hinaus zum blutigen Kampf, war er doch jetzt Geschützführer einer Infanteriebegleitbatterie geworden, deren Aufgabe es war, losgelöst vom Regiment, mit der Infanterie zum Sturm vorzugehen, auf offenem Felde aufzufahren und besonders die angreifenden Tanks durch direkten Schuß niederzukämpfen.

Sein unbegrenztes Gottvertrauen ließ ihm das Gefühl der Sorge um Leben und Gesundheit gar nicht aufkommen. Noch im vorletzten Brief an seine Mutter schrieb er: „Gott wird mir auch weiter helfen. Ich weiß ja auch, daß die liebe Mutter täglich für mich betet, und wie sollte das Gebet meiner lieben Mutter nicht erhört werden?“

Doch Gott hatte es anders bestimmt. Am 10. August 1918 abends 9 Uhr 50 Minuten traf ihn dicht neben seinem Geschütz in der Feuerstellung auf den bewaldeten Höhen bei Brenelle, südlich der Aisne, östlich von Soissons, eine feindliche Giftgranate und zerschmetterte ihm den rechten Oberschenkelknochen, durchbohrte den linken Fuß und zerriß die Weichteile des rechten Unterschenkels. Ohne ein Wort der Schmerzáußerung sagte er zu dem mit den Mannschaften herbeieilenden Offizier der Batterie: „Ich bin wohl schwer verwundet und muß nun vielleicht den Beruf, den ich selbst erwählte, aufgeben. Benachrichtigt sofort meinen Vater, den Kommandanturarzt von Cambrai. Diese Beruhigung muß ich noch haben. Dann schafft mich fort!“ Notdürftig bei der Infanterie verbunden, wurde er mit ungeschientem Oberschenkelbruch auf ungefedertem Essentransportwagen nach dem 8 km zurückliegenden Hauptverbandsplatz bei Ostel geschafft, wo er geschient und neu verbunden wurde. Aehstreifen im Gesicht und auf der Brust bewiesen, daß es sich um eine Giftgasgranate gehandelt hatte. Deshalb wohl konnte auch die ärztliche Kunst und Fürsorge während der Nacht das fliehende Leben nicht erhalten. Der telegraphisch



benachrichtigte und mit Kraftwagen sofort herbeigeeilte Vater fand seinen innig geliebten, stattlichen Sohn als Leiche vor. Die letzten Worte des jungen Helden waren gewesen: „Ich will zu Vater und Mutter.“ Diesen letzten Wunsch konnte der schwer geprüfte Vater ihm erfüllen, indem er die Leiche auch dieses zweiten vor dem Feind gefallenen Sohnes in langer, beschwerlicher Autofahrt auf teilweise noch unter feindlichem Artilleriefeuer liegenden, granatzermühlten Wegen bis zu einem größeren Etappenhauptwagen eines Urlaubers in die Heimat überführte. In seiner Vaterstadt Nordhausen fand der tote Held am 19. August neben seinem ihm stets im Leben wie nun auch im Heldentode vorbildlich gewesenen älteren Bruder Hans, ebenso wie dieser erst 18½ Jahre alt, die letzte Ruhe zu einer Zeit, wo noch die aus dem klassischen Altertum überlieferten Worte Geltung hatten: „Dulce et decorum est pro patria mori.“

Paul Förstemanns letzter Brief vom 10. VIII. 18, eine halbe Stunde vor seinem Tode an seine Mutter geschrieben, von seinem Vater noch in der Briefftasche des Gefallenen gefunden:

#### Liebe Mutter!

Ein herrlicher Sommerabend, wie Du sicher jetzt viele im alten schönen Prießnitz gehabt haben wirst, ist heute, und ich sitze am grasbewachsenen Grabenrande und träume. Ich träume aus der Heimat und hinein in's schöne Prießnitz. Wie war da doch alles so schön und friedlich! In allem, was die Natur vor einem dort aufstut, liegt das Alte, Unverwüstliche. Es ist eben alles geblieben. Ganz anders hier: Die Natur hat gekämpft, gerungen und ist schließlich doch dem alles zerstörenden Kriege zum Opfer gefallen. Alles hat sich förmlich umgekehrt. Städte liegen zerfallen, Wälder wie zerknickte Streichhölzer, ihrer Zweige entlaubt, mit nur noch kahlen Stümpfen (und dann manch Schreckensbild vorstellend), weite Auen sind zermüht, und überhaupt die ganze liebe heilige Gottesnatur geschändet. Sollte Gott sie, die den Krieg heraufbeschworen, dafür nicht strafen, sich so an der heiligen Natur zu vergreifen? Es ist nicht ihre einzige Schuld; viel höher zu bemessen sind die tausende von Opfern, die dieser Krieg gefordert hat. Wohl in ein jedes deutsche Haus ist in diesen vier Kriegsjahren Trauer eingezogen, und das haben sie, die Engländer, Franzosen, Russen auf dem Gewissen. Möge Gott sie gerecht richten!

Wir haben jetzt mehrere ruhige Tage gehabt, doch weiß man ja nie, was noch kommt. Ich schrieb Dir schon, daß ich an dem Fließchen war, an dem auch Vater seiner Zeit schöne Tage verlebte. Heute muß ich fort von hier, doch nur wenige Kilometer. Ich hoffe, es wird nicht zu toll hergehen. Gott wird mir ja auch weiter helfen. Ich weiß ja auch, daß die liebe Mutter täglich für mich betet, und

wie sollte das Gebet meiner lieben Mutter nicht erhört werden? In diesen Tagen habe ich Euch in meinem Geiste, in meinen Träumen und überhaupt allerwegen gesehen. Ich sah Euch Lieben bald im Prießnitzerhof um den runden Tisch sitzend, die Gänschen und Hühner um Euch, Martin Gүнther den Hund neckend und Du mit Frau M. schnadend, dann wieder im großen geräumigen Wohnzimmer, auf der Wiese bei S...s und habe mit Wehmut gedacht: Warum darfst Du nicht dabei sein? Die Zeit wird schon wieder kommen, so tröste ich mich immer, und doch habe ich so sehr bedauert, daß ich gerade nicht mit in Prießnitz sein konnte.

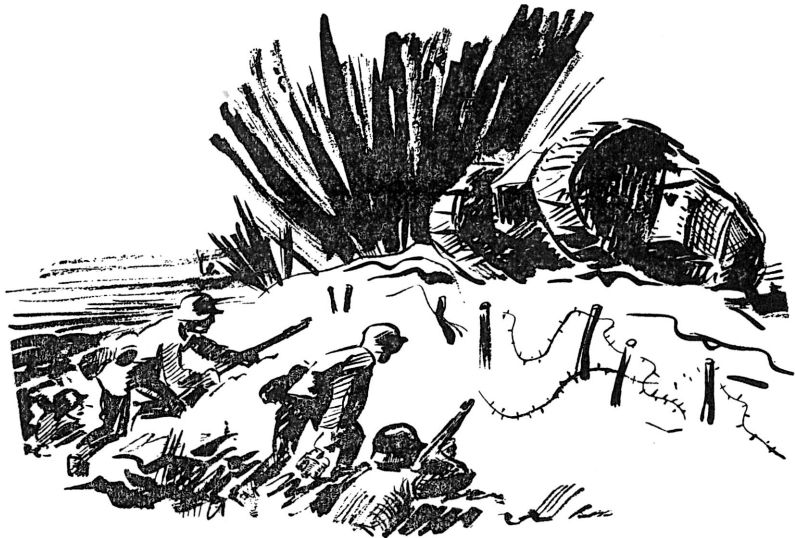
Doch jetzt keine Träumereien mehr!

Deine Feldpost-Paketchen habe ich bekommen. Wie soll ich Dir fürsorgliches Mütterchen nur noch danken, bin ich doch schon des Dankes übergelb! Um zweierlei bitte ich Dich noch: um eine Nagelschere und eine Zahnbürste, denn beides habe ich verloren. Sonst ist alles heil geblieben wie ich selbst. Ich bin stark wie immer.

Wenn Dich diese Zeilen erreichen, wirst Du längst wieder in Nordhausen sein. Arbeit wird Dich dann wieder erwarten. Doch ich bitte Dich, überarbeite Dich nicht, damit ich Dich gesund in N. antrefse. Einmal muß ich ja Urlaub bekommen und das kann nicht mehr so lange dauern. Schreib mir, wo ich doch jetzt vorn bin, wenn möglich, täglich.

Ich muß abbrechen, die Post geht bald fort. Grüß mir die lieben Geschwister. Gib ihnen einen herzlichen Bruderkuß und sei selbst innig gekußt.

Dein Paul.



## Ein kleiner Ausschnitt vom Leben des Nordhäuser Realgymnasiums nach dem Kriege.

(In Bildern gezeigt.)

Seit den Jahren des Weltkrieges ist unser deutsches Bildungswesen nicht mehr recht zu ruhiger, eindeutig zielbewußter Arbeit gekommen. Nicht zuletzt war die höhere Schule von Umwälzungen über Umwälzungen betroffen. Wenn jetzt in unseren Tagen der Nationalsozialismus abermals eine Schulreform vornimmt, so steht zu hoffen, daß der höheren Schule Grundsätze geschenkt werden, die für Lehrstoff und Lehrverfassung, für die Behandlung dieses Lehrstoffes und vor allem für die Erziehung der Schulkjugend Endgültiges und Segensreiches bedeuten.

Das gesamte Dasein der höheren Schule hat sich in dem letzten Viertelsjahrhundert grundlegend verändert. Ein Unvoreingenommener wird nicht behaupten, daß sich diese Umgestaltung in jeder Beziehung ersprießlich ausgewirkt hätte; und selbst wenn man es begrüßt, daß vieles von dem gar zu philologischen Geiste des 19. Jahrhunderts gefallen ist, so darf man doch nicht übersehen, daß diese Erziehung des verflossenen Jahrhunderts zu opferbereiter Vaterlandsiebe, zu außerordentlicher Pflichttreue, zu unbedingter Hingabe an eine Aufgabe, auch wenn sie nicht immer jedem Zögling gelegen kam, erzogen und dadurch Qualitätsarbeiter des Hirns und der Hand herangebildet hat, die in der ganzen Welt ihresgleichen suchten.

Den bedeutsamsten und schönsten Wandel in der Gesamthaltung der höheren Schule seit dem Weltkriege erblicken wir nun darin, daß das Verhältnis zwischen Lehrern und Schülern ein anderes geworden ist. Wenn auch manche alte, oft wohlthuende Bindung gefallen ist, so glauben wir doch feststellen zu dürfen, daß aus einst häufig vorhandener unnahbarer Verehrung der Schüler für einen ihrer Lehrer ein tieferes und herzlicheres gegenseitiges Verständnis für alle Vorgänge und Maßnahmen geworden ist und daß die einstige zuweilen sich doch recht drastisch äußernde Polarität zwischen Erzieher und Zögling heute nicht selten recht glücklich vollständig überbrückt oder doch wenigstens abgeschwächt ist zu der nun einmal naturgegebenen Spannung zwischen schon Herangereiften und erst Heranreifenden. Die Nachkriegslehrergeneration hat selbst

der Wandervogel- oder Pfadfinderbewegung angehört oder hat dieser doch nahegestanden, sie hat ferner das Schützengrabenerlebnis gehabt, das die beste Schule für die Wertung jeder Leistung, jedes Bedürfnisses, jedes Charakters gewesen ist. Dadurch ist die Stellung des Lehrers zu seinen Schülern grundsätzlich anders geworden: Nicht der — angeblich — vollendete, reife Mensch gibt den Maßstab für jede Beurteilung in körperlicher, geistiger, sittlicher Beziehung ab, sondern an jedes Alter wird der diesem Alter genehme Maßstab gelegt; nicht die Einzelleistung oder die Summe der Einzelleistungen in den verschiedenen Fächern bestimmt die Wertung des Schülers, sondern seine Gesamtpersönlichkeit, wie sie sich aus Erbe und Erziehung, aus Anlage und Umwelt ableiten läßt. Wenn dabei, wenigstens nach Ansicht des Schreibers dieser Zeilen, manchmal sogar ein wenig zu weit gegangen wird, indem man versucht, bei dem Zögling in Bezirke vorzudringen, die nun einmal jedes Menschen ureigenster und heiligster Besitz sein und bleiben sollen, so ist doch, im ganzen betrachtet, die neue Einstellung des Erziehers zum jungen Menschen höchst segensreich gewesen. Dadurch erst ist die höhere Schule befähigt, viel schneller als einstmals dem ganzen Tempo der Zeit, ihren Neuerscheinungen, ihren Erfindungen, ihren Auswüchsen, dem politischen, wirtschaftlichen, kulturellen Geschehen zu folgen, und dadurch wieder wird der ganz selbstverständliche Abstand zwischen der naturgemäßen Aufgeschlossenheit der Jugend für ihre Zeit und der konservativeren Haltung der Lehrerschaft verringert. Vor allem aber ist der Geist der Kameradschaft, den die Lehrer während ihrer eigenen Lehrjahre daheim und im Felde gepflegt haben, richtungsgebend für ihr Verhältnis zur Schule geworden. Viele alte, manchmal sogar nützliche Bindungen und Formungen sind dadurch zwar über Bord gegangen, es überwiegt aber doch bei weitem der Gewinn.

Ohne daß wir uns hier auf weitere Erörterungen einlassen, soll im folgenden eine Reihe von Bildern aus dem Leben unseres Realgymnasiums nach dem Weltkriege die Gesamteinstellung der Anstalt aufzeigen. Aus allem aber fliegen immer wieder als Grundthemata durch: die Aufgeschlossenheit gegenüber allen Gegenwartserfordernissen und der Geist der Kameradschaftlichkeit.

Die Bilder 1—3 zeigen die Wohnstätten der Schule, die einst im Jahre 1835 mit zwei Klassen im damals Joachimischen, später Seyffarth'schen Hause (Ritterstraße 3) eröffnet wurde, dann vor das Töpferdor über siedelte (heute Töpferdorfschule, aber ohne den westlichen Anbau) und schließlich gemeinsam mit dem Gymnasium das große in den 80er Jahren von der Stadt gebaute Schulgebäude am Taschenberge bezog. (Am 29. Juli 1891; Schulbeginn am 30. Juli.)

Die Ausstattung der Klassenräume in diesem Gebäude ist längste Zeit die gleiche geblieben. Sie zeugt von spartanischer Einfachheit und Sparsamkeit (Bild 4); erst in den letzten Jahren wurden einige wenige Klassen mit modernen Tischen für die Schüler versehen (Bild 5), und dem Entgegenkommen der Behörde ist es endlich zu danken, daß nunmehr mit dem Eintritt der Schule in ihr zweites Saeculum weitere Räume eine neuzeitliche Inneneinrichtung erhalten können.

Der Anstalt vornehmste Aufgabe nach dem Weltkriege bestand darin, den 225 gefallenen Lehrern und Schülern ein würdiges Ehrenmal zu errichten. Direktor Dr. Bochow und Zeichenlehrer Havemeister (†), der eine mit beispiellosem Pflichtbewußtsein, der andere, der seine drei Söhne dem Vaterlande opfern mußte, mit rührender Hingabe, haben sich jahrelang um dieses Zeugnis der Dankbarkeit bemüht. Die Inflationszeit machte alle Arbeit zunichte. Endlich gelang es dem neuen Leiter der Anstalt Oberstudiendirektor Grabs und seinen Mitarbeitern eine würdige Gedenktafel zu schaffen (Bild 6).

Mehr noch als schon in den letzten Vorkriegsjahren war es Aufgabe der Schule, ihre Zöglinge nicht einseitig geistig zu fördern, sondern auch den Körper zu stählen. Ein schön gelegener Turnplatz kam diesen Bestrebungen entgegen (Bild 7), und ein blühender Turnverein, dessen Mitglieder voll Eifer und Kameradschaft Turnen und Sport pflegten, unterstützten die Bemühungen der Lehrerschaft. Bild 8 zeigt, wie sich der Realgymnasial-Turnverein allen Nordhäuser die Leibesübungen pflegenden Vereinen eingliedert und im Jahre 1922 in einen von der damaligen Nordhäuser Turn- und Sportgemeinschaft veranstalteten Förderkursus mehrere Teilnehmer entsandt hat: „Alf“ Busse (heute Artillerieoffizier) versucht gerade die Kugel zu stoßen. Bild 9 zeigt eine siegreiche Faustballmannschaft des Vereins (von links nach rechts: Becher, Bruder, Hans Müller, Badhaus, Reilholz). Im Verlauf der weiteren Bestrebungen, für die körperliche Erziehung der Schüler zu sorgen, wurde der Sportplatz planiert, die Unterkunftshütte auf ihm erweitert und vor allem mit großem Kostenaufwand die Turnhalle neu ausgestattet und mit einem Anbau für Geräte versehen.

Während hier nur alte Bahnen weiter ausgebaut und weiter beschritten wurden, erkannten Lehrer und Schüler sehr bald die ungeheure Bedeutung des ganz neuen Flugportes. Mit Freuden ergriff schon im Herbst 1928 die Schule die Gelegenheit, einen mitteldeutschen Segelflugehrgang an der Rumburg zu besuchen (Bild 10). Die Begeisterung für die Fliegerei im allgemeinen und für den der Schule allein zugänglichen Segelflugsport im besonderen

führte diesem Sportzweig eine ganze Reihe Schüler zu, von denen mancher auch schon die vorgeschriebenen Sportprüfungen bestanden hat. Oberstudiendirektor Grabs, in jenen Jahren Leiter des Gymnasiums und Realgymnasiums, nahm sich unter Mitwirkung des Zeichen- und Turnlehrers Jans vom Gymnasium der Segelfliegerei an, und bald konnte den Schülern ein Raum zur Herstellung eines eigenen Flugzeuges und Mittel für die Anfertigung desselben zur Verfügung gestellt werden. Die Bilder 11 und 12 zeigen unsere Flugzeuge; eins ist ein Segelflugzeug und ist getauft auf den Namen „Kampfsgeist“. Daneben besitzen beide Schulen noch ein selbstgebautes Gleitflugzeug, die „Kameradschaft“.

Ebenso wie der Turnverein arbeiteten auch Lese- und Gesangverein ständig im engsten Einvernehmen mit der Schule und suchten das Geistes- und Gefühlsleben ihrer Mitglieder zu vertiefen. Die Schule aber muß allen diesen Vereinen dankbar sein nicht nur für ihre dauernde Erziehungsarbeit, sondern auch für ihre ständige Einsatzbereitschaft, wenn es galt, durch Veranstaltungen aller Art, Fernstehenden einen Einblick in das Leben und Streben der Anstalt zu gewähren. In dieser Beziehung besonders erwähnenswert sind die schon unter Direktor Dr. Bochow alljährlich veranstalteten, für Eltern, Schüler und Lehrer gemeinsamen Schul-feste. Im letzten Jahrzehnt aber gelang deren Ausgestaltung besonders hervorragend dadurch, daß das Kollegium in Dr. Illing einen Mann aufzuweisen hatte, dessen dichterisches Talent der Schule eine ganze Reihe Theaterstücke geschenkt hat und dessen reicher Theatererfahrung es gelungen ist, sie durch die Schüler zu wirkungsvoller Aufführung bringen zu lassen. Bild 13 zeigt die ganze „Theaterbande“ und in der Mitte den von ihr hochverehrten Poeten nach der Aufführung eines Werkes, dessen Inhalt Karl den Franken mit unserer Heimatstadt Nordhausen verknüpft, und ein weiteres Bild beweist, daß der Dichter und die jungen Darsteller auch vor einem größeren Publikum bestehen konnten. „Das Friedensfest“, das früher schon zu einem Elternabend aufgeführt worden war, verschönte im Sommer 1934 ein Nordhäuser Volksfest und zeigte die Kunst unserer Realgymnasiasten unter unserer alten Merwigslinde im Gehege (Bild 14). Einige der Illingchen Heimatspiele werden jetzt zur Jahrhundertfeier veröffentlicht.

An den Geschicken unserer Heimatstadt Nordhausen nahm die Schule überhaupt jederzeit regsten Anteil. Hier sei nur der Jahrtausendfeier im Jahre 1927 gedacht, bei der eine Gruppe Realgymnasiasten in der alten Turnertracht von Jahre 1848 mit der historischen Turnfahne dieses Jahres auftrat. Bild 15 bringt die Mannschaft angetreten auf dem Schulhofe, Bild 16 zeigt sie

während des Festaufzuges, von der Wilhelm-Rebelung- in die Löbnitzstraße einbiegend.

Wie mit der Stadt Nordhausen, so ist die Schule auch mit der ganzen Landschaft innigst verbunden. Mit größter Freude begrüßten es deshalb Lehrer wie Schüler, als der Vater eines Schülers das ehemalige Pfadfinderblockhaus im Helbetale bei Klein-Berndten in der Hainleite der Schule zur Verfügung stellte; konnte doch auch dieses Heim dazu beitragen, das kameradschaftliche Verhältnis zwischen Lehrern und Schülern und die Verbundenheit mit der heimatlichen Scholle und ihren Bewohnern zu festigen. Im schönsten Waldwiesental ist das Blockhaus gelegen (Bild 17), ein lustiger Anbau an seiner rechten Seite war bald von den Schülern hergestellt, und ein weiteres Gelaß wurde im Sommer 1934 unter erheblichem Einsatz zimmermeisterlichen und handwerklichen Talents von den einzelnen nacheinander im Helbetale weilenden Klassen an der Rückwand des Gebäudes aufgeführt (Bild 18). Daß aber auch hier, fern von jedem Getriebe, morgens und abends der Verbundenheit mit unserem ganzen deutschen Volke und dem nationalsozialistischen Staate gedacht wurde, zeigt die allmorgendliche feierliche Flaggenhissung. Eifrig, zuchtvoll und stolz sind die Obersekundaner angetreten, und ihr guter Wille läßt darüber hinwegsehen, daß bei dem Kommando: „Die Augen links“ die Kopfhaltung noch nicht ganz vorschriftsmäßig ist und ein waderer preußischer Feldwebel sicher den einen oder anderen angefaucht hätte mit dem allen Soldaten bei dieser Gelegenheit wohlbekannten: „Linke Schulter vor!“ (Bild 19.)

Natürlich galt es für unsere Schule auch diese unsere engere Heimat und unser weiteres deutsches Vaterland im Lehrausflug wie im kameradschaftlichen Gemeinschaftsmarsch zu erwandern. Unzählig sind die Bilder, die der Anstalt von dergleichen Ausfahrten zur Verfügung stehen. Nur einige wenige und manchmal nicht einmal die besten, sondern nur die, welche in der Eile ausgewählt werden konnten, mögen das Leben der Anstalt in dieser Beziehung zeigen. Absichtlich sind möglichst solche Bilde ausgesucht, die nur Schüler und keine Lehrer zeigen, denn um der Schüler willen ist die Schule und sind alle ihre Maßnahmen und Einrichtungen da. Bild 20 führt in einen Steinbruch des Gipsbandes, das sich vor den Südharzrand legt. Nur dieses eine Bild ist einer ganzen Serie entnommen, die auf Exkursionen entstanden ist, welche im Verlauf geographischer Arbeitsgemeinschaften gemacht worden sind. Eine weitere Aufnahme hat den Schlund der Kelle, an der man die Entstehung unterirdischer Gänge im Kalkgestein und die Bildung von Einsturztrichtern studieren kann, festgehalten (Bild 21), und Bild 22 führt in das wundervolle, in den Südharzer Porphyrit tief einge-

schnittene Erosionstal des Steinmühlenbaches. Daß auf dergleichen Ausfahrten die Raft und die Mahlzeit nicht unwesentlich sind, beweist ein Teil der Mitglieder des Turnvereins, welche einen Himmelfahrtsausflug nach dem Frankenteiche unter der Josephshöhe gemacht haben (Bild 23), oder die Raft der U II an einem heißen Julitage des Jahres 1927 in der herrlichen „Alus“, einem Steiltale im Muscheltale des Eichsfeldes bei Wachstätt (Bild 24). Nicht nebenbei liegt ein kleines Wallfahrtskapellchen (Bild 25).

Doch auch die weitere Heimat wurde erwandert. Vom Thüringer Walde im Süden bis zum Magdeburg-Braunschweiger Land im Norden, von der Werra-Weser im Westen bis an die Elbe im Osten gibt es kaum eine sehenswerte Stätte, an die die Schule ihr Zöglinge nicht geführt hätte. Rassel und Eisenach, Erfurt, Weimar und Jena, Magdeburg und Halle wurden aufgesucht. Hier mögen nur die Bilder vom Eisleber Marktplatz im Lutherjahre 1933, vom Innern der Moritzburg in Halle, von Karlshafen am Einfluß der Diemel in die Weser und von einem Weserdampfer Platz finden (Bild 26/29).

Weite, zuweilen wochenlange Fahrten, die Lehrern und Schülern viel Schönes schenkten, die von den Erziehern aber auch manche Opfer forderten und ihre Verantwortungsfreudigkeit zuweilen einer harten Belastungsprobe aussetzten, — weite Fahrten erstreckten sich schließlich bis an die deutschen Meere im Norden und bis in die deutschen und österreichischen Alpen im Süden. Auch von diesen reichsten Gewinn einbringenden vieltägigen Turen sei nur ein ganz dürftiger Ausschnitt im Bilde gezeigt. — Hoch oben auf der äußersten Kante des Staffelsteins sitzt ein wagehalliger Realgymnasiast und bewundert die Lande „vom Bamberg bis zum Grabfeldgau“ (Bild 30). Vor der Saalburg hat sich im Jahre 1928 eine muntere O IIa aufgebaut, und offenbar spendet ein römischer Feldherr diesen Nachfahren der alten Kämpen, welche im Teutoburger Walde die römischen Legionen zerstampften, seinen Segen (Bild 31). Auf einen Segler im Hamburger Hafen geleitet uns Bild 32, und die Wandernaben von Bild 33 rasten samt dreien ihrer Lehrer auf einer blumigen Matte der deutschen Alpen. —

Zwei Themen sollten in dieser kurzen Bildchronik unseres Realgymnasiums immer wieder durchklingen. Seit Jahren aber überbraust allgewaltig ein drittes jedes andere auch für unsere Schüler und schließt die beiden angeschlagenen ein: Die nationalsozialistische Bewegung, für die der Sertaner als kleiner Pimpf und der Primaner als SS-Mann einsatzbereit steht und deren Gedankengut in allem Handeln und Denken und Fühlen unserer Schulgemeinschaft wieder- und wiederkehrt.

Silberborth.





Bild 1 Das erste Schulgebäude (Ritterstraße 3), 1835—1840



Bild 2 Das zweite Schulgebäude (Töpfererschule), 1840—1891



Bild 3

Das Realgymnasium am Taschenberg



Bild 4

Klassenraum mit alten Bänken



Bild 5

Klassenzimmer mit neuen Tischen

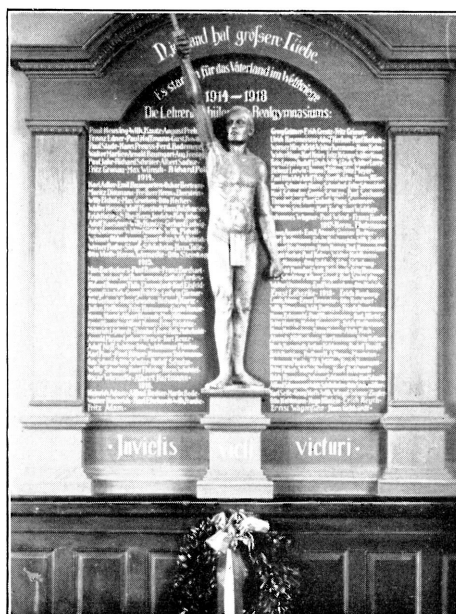


Bild 6

Ehrenmal



Bild 7

Turnplatz an der Hohekreuz-Straße

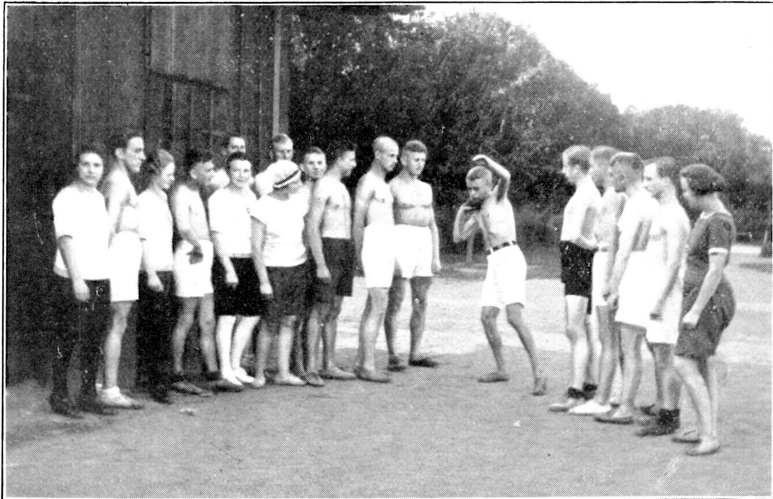


Bild 8

Turn- und Sportkursus, 1922



Bild 9

Die siegreiche Faustballmannschaft

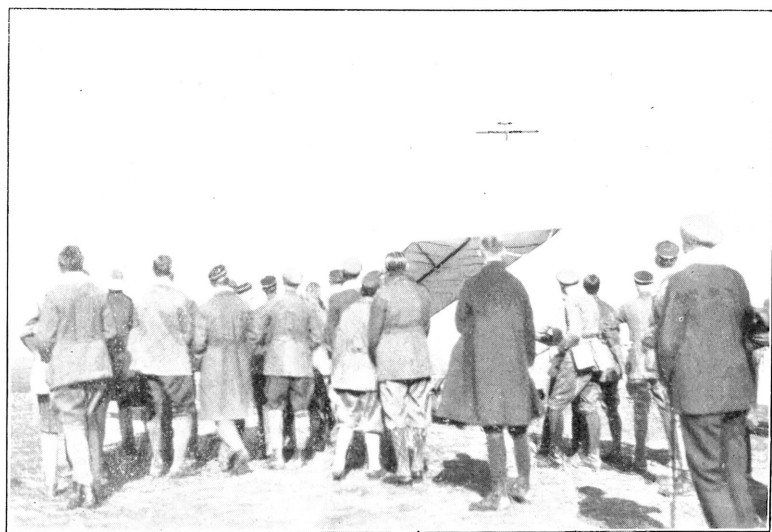


Bild 10

Segelflug an der Numburg



Bild 11

Gleitflugzeug „Kameradschaft“



Bild 12

Segelflugzeug „Kampfgeist“



Bild 13

Theaterspiel



Bild 14 Theaterpiel (Das Friedensfest) unter der Merwigslinde, 1934



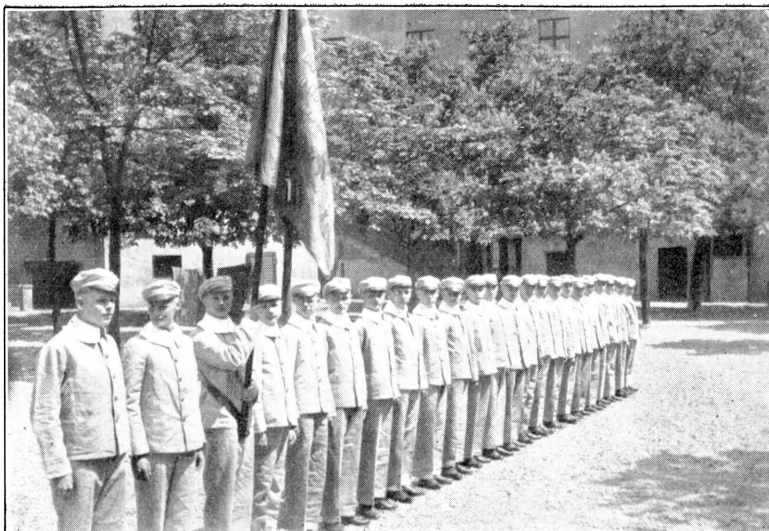


Bild 15      Jahrtausendfeier der Stadt Nordhausen  
Die Schüler stellen im Festzug die Turnerschar vom Jahre 1848



Bild 16      Festzug zur Jahrtausendfeier





Bild 17

Blockhaus im Gelbetal



Bild 18

Blockhausbau

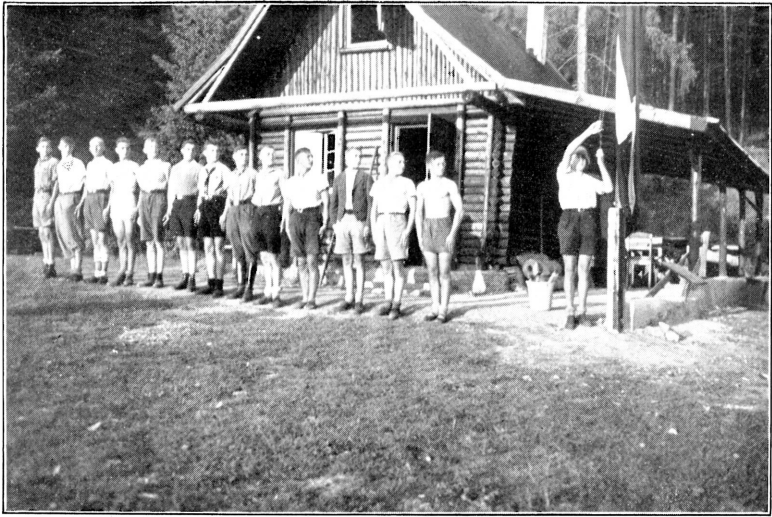


Bild 19

Flaggenhissung vor dem Blockhaus



Bild 20

Im Gipssteinbruch vor Rüdigsdorf



Bild 21

Die Kelle



Bild 22

Im Steinmühlental bei Appenrode



Bild 23

Mittagsmahl am Frankenteich



Bild 24

In der Klus (Eichsfeld)

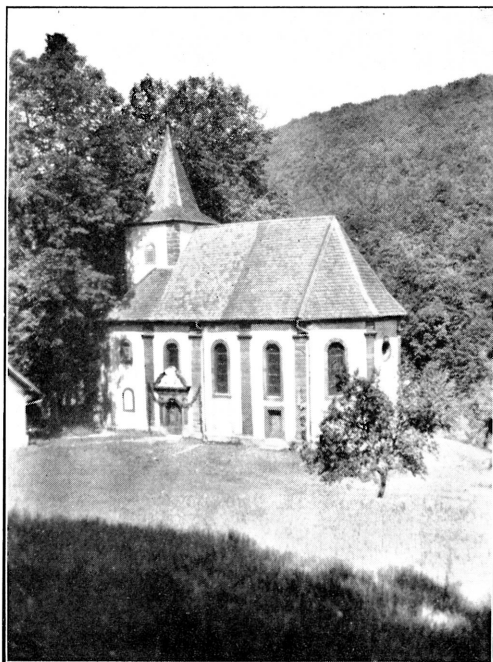


Bild 25 In der Klus bei Wachstädt

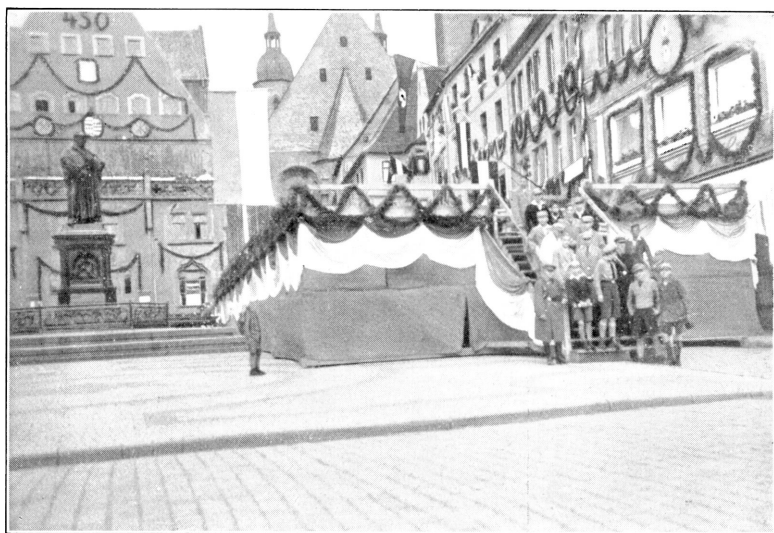


Bild 26 Der Lutherplatz zu Eisleben, 1933

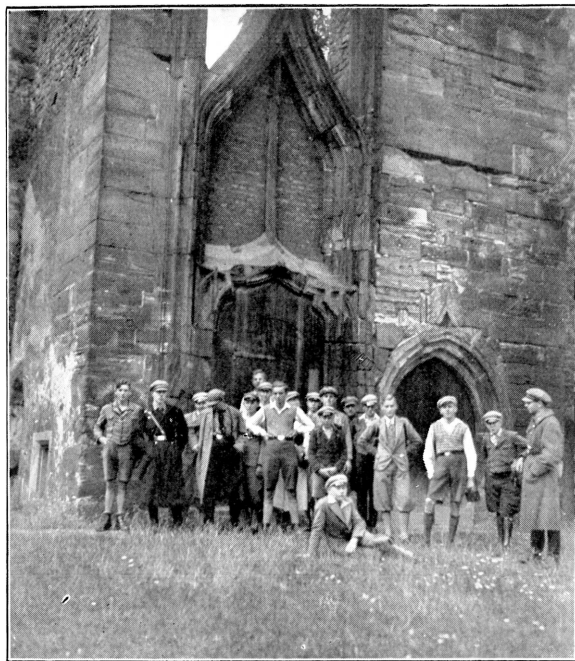


Bild 27

Moritzburg in Halle

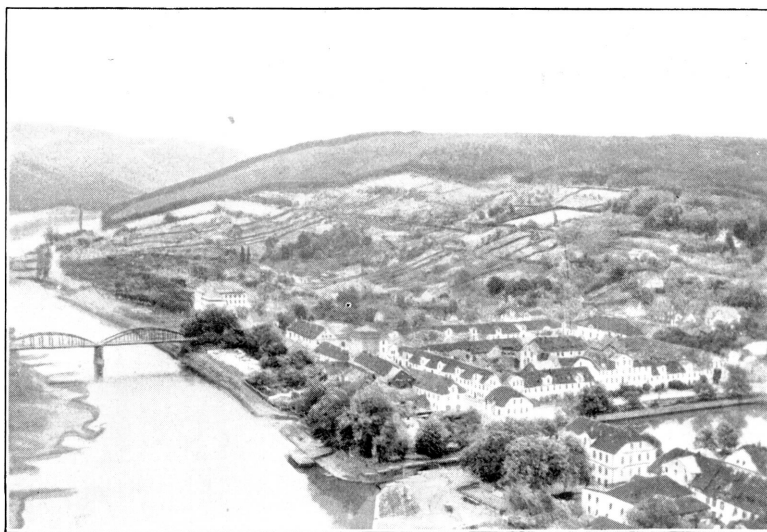


Bild 28

Karlshafen

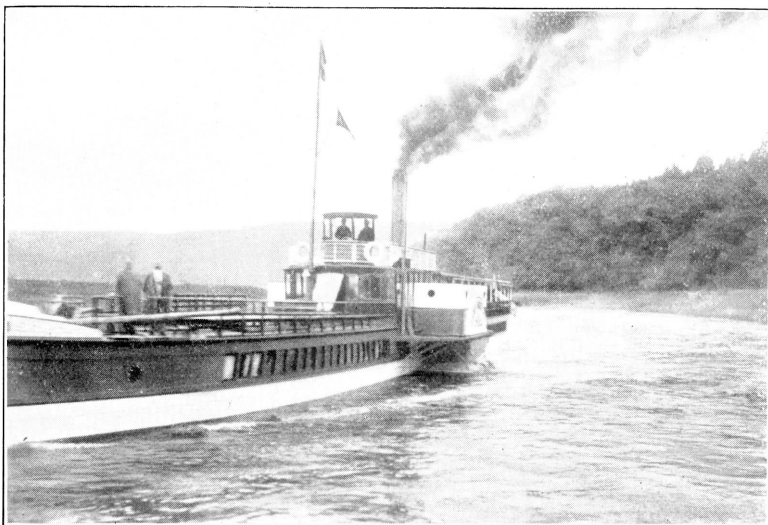


Bild 29

Weserdampfer

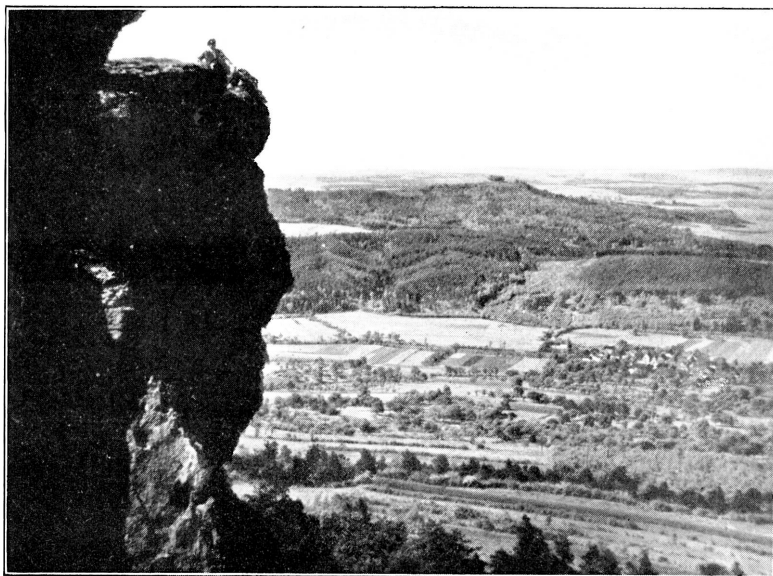


Bild 30

Staffelstein





Bild 31

Vor der Saalburg



Bild 32

Im Hamburger Hafen





Bild 33

In den deutschen Alpen

# Gestaltung und Entwicklungsgeschichte der Landschaft um Nordhausen.

Mit 1 Karte und 2 Querschnitten.

Von

Dr. Franz Meinecke, Nordhausen.

Die Umgebung von Nordhausen gehört der Schichtstufenlandschaft an, welche als südliches Vorland des Harzes den Raum zwischen dem Gebirgsrand und der Hainleite einnimmt. Dieses Vorland weist neben breiten und flachen, zuweilen beckenartig erweiterten Talniederungen eine Anzahl Höhenzüge von geringer Erhebung auf. Daher läßt diese Landschaft den Eindruck einer breiten Vertiefung zwischen Harz und Hainleite entstehen. Auf zwei im Landschaftsbilde noch besonders hervortretende Züge ist hinzuweisen: nämlich das breite, fruchtbare Tal der Goldenen Aue und das die Aue hoch und steil überragende kleine Gebirge des Kyffhäufers.

Die Aussicht vom Harzrigi gewährt einen guten Ueberblick über Gestaltung und Gliederung der Landschaft dieses Gebietes mit ihren natürlichen Abschnitten; diese sind

- I. das Harzgebirge;
- II. die Schichtstufenlandschaft des Vorlandes;
  1. die Vorberge und Randhöhen des Harzes,
  2. die Goldene Aue,
  3. die Windleite, nach O. übergehend in
- III. das Kyffhäusergebirge;
- IV. die Hainleite, sowie Bleicheröder Berg und Ohmgebirge.

Nur die Bemerkung sei hier noch angefügt, daß sich von unserem mäßig hohen Ausichtsberg vor dem Beschauer nicht nur ein reich gegliedertes, sondern auch ein sehr reizvolles Landschaftsbild ausbreitet, dessen Schönheit in den leise bewegten Hügelwellen, den ruhig dahinziehenden Höhenlinien in der Ferne besteht. Niemand, der Verständnis für die Schönheit der Landschaft und die von ihr ausgehende Stimmung empfindet, wird sich dem Zauber dieser Landschaft entziehen können.

## I. Das steinerne Gerüst der Landschaft.

Träger der Form in der Landschaft sind Fels und Schutt; sie bilden unter der Oberfläche das steinerne Gerüst der Landschaft. Dazu gesellt sich als wichtigste formgestaltende Kraft das Wasser mit dem beständigen Wechsel seiner Erscheinungsform: als rinnendes Wasser, Schnee und Eis. Die steinernen Bauformen der Landschaft sollen als etwas Gegebenes nur den Ausgangspunkt der folgenden Betrachtungen bilden, deren eigentliche Aufgabe in einer Untersuchung der Talbildung unseres Gebietes bestehen soll. Die Entwicklungsgeschichte der Täler bedeutet zu einem wesentlichen Teil die Entwicklungsgeschichte der Landschaft; sie ist notwendig, um die Gestaltung der heutigen Landschaftsformen zu erkennen und zu verstehen. Aus Gründen des Raumes sollen in erster Linie die Goldene Aue als Haupttal und die ihr zugeordneten Talgebiete der Zorge, Wieda und Behre behandelt werden.

Durch seine größere Erhebung und Geschlossenheit tritt das Harzgebirge deutlich und bestimmt aus seiner flacheren Umgebung heraus. Der landschaftliche Gegensatz zwischen Gebirge und Vorland ist begründet in weitgehenden Verschiedenheiten ihres geologischen Aufbaus: verschieden sind beider Gesteine, welche als Baustoff Berge und Gebirge, Felsen und Klippen zusammensetzen; verschieden sind deren Härte und Widerstandsfähigkeit, Gefüge und Lagerung, Eigenschaften, welche die Natur des Erdbodens, die Formen des Landschaftsbildes ursächlich bedingen.

Wie die anderen deutschen Mittelgebirge ist der Harz fern ein Teil der varistischen Alpen, deren Entstehung in die Steintohlenzeit fällt; er besteht aus einem gefalteten Schiefergebirge, dessen eng zusammengepreßte Falten von SW. nach NO. streichen. Die Schichten des Harzer Schiefergebirges gehören dem Silur, Devon und Unterkarbon oder Kulman; für unser Gebiet sind die kulmischen Rieselschiefer, Tonschiefer und Grauwacken besonders wichtig. Die Hauptfaltung fand nach dem Unterkarbon statt. Während der Zeiten des Oberkarbons und Rotliegenden wurden die mitteldeutschen Alpen stark abgetragen und erniedrigt. Ein Teil des Verwitterungsschuttes wurde in breiten flachen Senken des Gebirges abgelagert und blieb in den roten Sandsteinen und Konglomeraten des Kyffhäusers erhalten, während bei uns ähnliche Trümmergesteine erst zur rotliegenden Zeit entstanden. Gleichzeitig fanden ausgedehnte vulkanische Ausbrüche statt, welche den Melaphyr des Poppenberges, den mächtigen von Herrmannsader bis Rotefütte reichenden Deckenerguß des Ilfelder Porphyrits und den Felsitporphyr des Ravens-

berges förderten. Graue und rote Konglomerate, Sandsteine und Schiefertone des Rotliegenden mit den eingeschalteten vulkanischen Gesteinen beteiligen sich zwischen Herrmannsader und Sachsa am Aufbau des Gebirges als schmaler Streifen, dessen Grenzen einerseits der Gebirgsrand und andererseits eine ungefähr von der Sägemühle zum Lehnberg und Vaterstein, durch das Brandestal, Kalte Tal zum Großen Ehrenberg und von da nach Sachsa verlaufende Linie sind. Einige der höchsten Erhebungen des Südharz: Poppenberg (600 m), Großer Ehrenberg (635 m) und Ravensberg (659 m) gehören gerade diesem Gebiet an. Die rotliegenden Gesteine überdecken das gefaltete Schiefergebirge ungleichförmig in flacher Lagerung. Die Schichten zeigen meist eine geringe Neigung nach S. dem Gebirgsrand zu. Oberkarbon und Rotliegendes bilden das untere Stöckwerk eines flach gelagerten Deckgebirges auf der unregelmäßig gestalteten Oberfläche des Schiefergebirges (Querschnitt 1).

Vom Gebirge wird das Vorland durch eine im Landschaftsbild deutlich hervortretende Grenze geschieden. Das Vorland besteht aus dem zweiten Stöckwerk des Deckgebirges, dessen Schichten mit geringer Neigung flach nach S. einfallen; in dieser Richtung folgen daher immer jüngere Schichten über den vorhergehenden älteren, nämlich die Formationen des Zechsteins, Buntsandsteins und Muschelkalks.

Die Zechsteinformation, welche das Rotliegende überlagert, tritt nur unter Tage in größerer Tiefe in vollständiger Entwicklung und Mächtigkeit auf. Die Eigenart des Zechsteins beruht in dem Auftreten mächtiger Schichten von leichtlöslichen Gesteinen, wie Anhydrit, Steinsalz und Kalisalz, welche an und in der Nähe der Oberfläche fehlen, weil sie vom Wasser aufgelöst und fortgeführt worden sind; dieser Vorgang geht in der Gegenwart noch weiter, wie salziges Grundwasser der Tiefe und Salzquellen über Tage zeigen. Im Südharzgebiet beträgt die nachgewiesene Mächtigkeit der Steinsalzlager mit Einschluß der Kalisalze über 400 m, für das Gebiet des Kyffhäusers werden 384 m Salz angegeben. Ueber die Bedeutung der Salzlager für die Oberflächengestaltung des Gebiets wird an späterer Stelle noch zu reden sein. Ueber Tage ist in der Regel nur noch  $\frac{1}{5}$  oder weniger von der Gesamtmächtigkeit des Zechsteins erhalten.

Ein wesentlich anderes Verhalten zeigt der bunte Sandstein. Infolge seiner erheblichen Mächtigkeit von 540 bis 570 m nimmt der untere und mittlere Buntsandstein den breitesten Raum ein; mit seinen rötlichen Sandsteinen und Schiefertönen bedeckt er das Gebiet vom Südrande des Alten Stolsbergs und Rohnsteins bis

zum Fuße der Hainleite. Erst dort bildet der 120 m mächtige obere Buntsandstein den Sockel des Muschelfalkwalles der Hainleite.

Dieser langgestreckte Höhenzug überragt wie eine Mauer das vorliegende Buntsandsteingebiet. Der Widerstandsfähigkeit seiner grauen Kalksteine, die insgesamt etwa 230 m mächtig sind, verdankt dieser Muschelfalkwall seine landschaftliche Geltung.

Mit dem Zechstein schneidet rings um den Harz das Deckgebirge ab; das dazu gehörige Rotliegende ist heute ebenso wie das Mansfelder Oberkarbon auf Randgebiete beschränkt. Einst hat jedoch die jüngere Decke auch auf den Höhen des Gebirges gelegen. Wahrscheinlich war am Ende der Jurazeit das Schiefergebirge unter einem Schichtenstoß begraben, dessen Dicke mindestens 2 bis 2½ km betragen haben wird. Am Nordrande des Harzes, z. T. auch im Ohmgebirge ist festgestellt worden, daß der Harz und seine Umgebung am Ende der Jurazeit und wiederholt während der Kreidezeit von Gebirgsbewegungen betroffen wurde. Durch diese gebirgsbildenden Vorgänge entstand das Harzgebirge als eine große nach N. überkippte Falte, in deren südlichem Flügel die Schichten nur wenig, ziemlich flach nach der thüringischen Mulde geneigt sind. Diese geringe Neigung beherrscht den Schichtenbau des gesamten südlichen Harzvorlandes; die Regelmäßigkeit des Einfallens wird nur durch mehrere streichende Verwerfungen unterbrochen, an denen jeweils die dem Harz zugekehrte Scholle eingesunken erscheint.

Von der Höhe dicht hinter Neustadt an der nach Buchholz führenden Straße ist das sanfte Einfallen der Schichten besonders deutlich. Hier sieht man, wie die Neigung des nach S. fallenden unteren Zechsteins sich in den nach S. gerichteten Abdachungen der Berge längs des Gebirgsrandes wiederholt. Der Höhenunterschied zwischen dem Vorland bei Hermannsacker und der Höhe des Gebirges beträgt etwa 150 m. Nur infolge der Eintiefung eines Randtales tritt der Gebirgsrand stärker hervor. Ohne die Talbildung wäre der Abfall des Gebirges ein ganz allmählicher. Auch in der Neigung der Schichten kommt ein solcher Uebergang zum Ausdruck. Der Gebirgsrand wird hier in erster Linie durch das flexurartige Abbiegen der Schichten, nicht durch eine Verwerfung mit größerer Sprunghöhe bedingt.

An anderen Stellen tritt der Gebirgsrand im Landschaftsbilde viel stärker hervor, so z. B. zwischen Neustadt und Ilfeld. Zu diesem Eindruck trägt ebenso sehr der beträchtliche Höhenunterschied zwischen Ilfeld (250 m) und Neustadt (250 m) und dem Poppenberg bei, der sich bis zu der ansehnlichen Höhe von 600 m erhebt, wie die Geschlossenheit des in diesem Höhenzug sich ausprägenden Gebirgsabfalls. Der eigentliche Harzrand liegt bei

Ilfeld am Fuße des Kaulbergs und Falkensteins. Diese Grenze fällt mit einer Verwerfung zusammen, an der das Rotliegende nach S. abgebrochen ist. Westlich von Ilfeld bildet der Frauenberg den Gebirgsrand, der auch hier durch Verwerfung bedingt ist. Er verläuft dann ungefähr in der gleichen Richtung nach Sülzhayn und von da in fast westlicher Richtung nach Sachsa.

Durch die Randverwerfung wird ein 2 bis 2,5 km breiter Streifen von Rotliegendem vom Gebirgskern getrennt und dem Vorland angegliedert. Zu diesem schmalen Streifen gehören die niedrigen Höhen aus Porphyrit bei Neustadt und Ilfeld; stellenweise ist auf dem Porphyrit noch die dünne Decke des unteren Zechsteins erhalten, und zwar meist an Verwerfungen. Durch mehrere Verwerfungen, welche mit dem Harzrand gleichgerichtet von N. nach W. streichen, wird das Vorland zerstückelt, wobei von zwei aneinander grenzenden Schollen jeweils die dem Harz benachbarte abgesunken erscheint. Von N. nach S. treffen wir auf folgende Störungen: eine Verwerfung verläuft über Hermannsader, dann nördlich vom Galgenberg bei Neustadt und über den Nebelberg zum Mühlberg bei Wiegersdorf. Eine zweite Störung streicht vom Ihlenberg über Buchholz und durch den unmittelbar nördlich vom Gibichenhagen gelegenen Talzug. Eine wichtige Bruchlinie läßt sich vom Nordrand des Alten Stolbergs südlich Stempeda über Stein 100, Rüdigsdorf, Niedersachswerfen, Gudersleben bis über Obersachswerfen mindestens 24 km weit verfolgen. Dieser Verwurf wird dadurch landschaftlich bedeutungsvoll, weil durch ihn eine Wiederholung der Zechsteinschichten veranlaßt wird, womit das Auftreten der beiden parallel verlaufenden, aus älterem Gips und Dolomit bestehenden Höhenzüge westlich Niedersachswerfens in ursächlichem Zusammenhang steht. Der südliche Zug beginnt mit dem Kohnstein (348 m) und begleitet das Wiedatal bis Obersachswerfen, wo er sich auf 290 m erniedrigt hat. Da das Wiedatal, welches von N. herkommend auf den Höhenzug trifft, 240 m Höhe aufweist, verliert er sehr stark an landschaftlicher Geltung, ohne sie ganz einzubüßen. Der nördliche Gipszug wird durch mehrere Quertäler in 5 kürzere Bergrücken zerschnitten; dazu gehören Himmelberg, Kammerforst, Pontelberg, Reeseberg und Sachsenstein, sowie als Abschluß Kranichstein und Trogstein bei Tettenborn. Beide Höhenzüge weisen steile nach N. zum Harz oder zum Zorge- und Wiedatal gerichtete Abfälle auf, deren weiß-graue Wände aus hochstämmigem Buchenwald weithin sichtbar hervortreten, während die nach S. sanft abfallenden Gehänge aus dem flach geneigten Dolomit über dem Gips bestehen. Durch die bisher erwähnten Verwerfungen werden im Gebiet des Rotliegenden und Zechsteins leicht unterscheidbare Gesteine nebeneinander

gerückt, so daß ihr Verlauf leicht verfolgt werden kann. Im Gebiet des Buntsandsteins wird die Feststellung der Verwerfungsspalten durch die große Einförmigkeit und Mächtigkeit seiner Gesteine erschwert.

Die für Bau und Bild des gesamten Vorlandes bedeutendste Störung ist die *R y f f h ä u s e r s t ö r u n g*. Sie streicht aus der Gegend von Memleben über Artern, den Kyffhäuser bis über Nordhausen hinaus und trennt die Goldene Aue vom Kyffhäuser und von der Windleite. Ihre Streichrichtung kehrt im Tal der Helme und Ichte wieder, so daß die Abhängigkeit der Talbildung von der Störung auch hier zum Ausdruck kommt.

Im *R y f f h ä u s e r*, dem Harzgebirge im kleinen, erscheint das Grundgebirge, das hier aus Graniten und anderen, mehr oder weniger stark gepreßten Tiefengesteinen zusammengesetzt ist, mit- samt seinem jüngeren Deckgebirge noch einmal hoch emporgehoben. Die Hauptmasse des Deckgebirges besteht aus einer mächtigen Folge von roten Konglomeraten, Sandsteinen und Schiefertönen des Oberkarbons, überlagert von der dünnen Schicht des oberrotliegenden Porphyrkonglomerats und vom Zechstein. Sämtliche Deck- schichten fallen wie vor dem Harze flach nach S. ein. Die Ueber- einstimmung mit dem Harz geht sogar noch weiter. Der breiten Niederung der Goldenen Aue entspricht im S. des Kyffhäusers das breite Tal von Frankenhäusen, über das die beiden Schichtstufen des mittleren Buntsandsteins und des Muschelkalks in der Hainleite emporsteigen; der untere Buntsandstein ist im Grunde des Tals verbrochen. So gliedert sich das kleine eigenartige Gebirge mit seinem südlichen Vorland durchaus in die Schichtstufenlandschaft des Harzvorlandes ein.

Längs des schroffen, 250 bis 300 m hohen Abfalls am Nord- rand verläuft die große Verwerfung, welche die Zerreißung der Schichten und den Abbruch der davor liegenden Senke bewirkte. Die Gesamtsprunghöhe der Absenkung des Vorlandes bei Sitten- dorf gegenüber dem Gebirge beträgt mehr als 1000 m. In west- licher Richtung wird das Maß der Verschiebung erheblich geringer. Auch auf der Südseite bei Frankenhäusen hat an einer Verwerfung ein Abbruch des Südflügels um mindestens 200 m stattgefunden.

Für die genauere *Altersbestimmung der Schol- lenbewegungen*, welche vor der Tertiärzeit den Gebirgs- bau unserer Landschaft gestaltet haben, fehlen hier die Anhalts- punkte. Im nördlichen Vorland des Harzes war es möglich, die Aufeinanderfolge der Ereignisse festzustellen, welche gegen Ende der Jurazeit und während der Kreidezeit zur Heraushebung des Harzes führten. Auch im benachbarten *O h m g e b i r g e* lassen sich aus dem Vorkommen von Kreideschichten hier verschiedene

Zeiten von Störungen der Erdrinde erschließen. Auf der Höhe des heutigen Ohmgebirges und auf dem Sonnenstein lagern Schichten der oberen Kreide ungleichförmig auf gestörten Schichten des Muschelkalks und unteren Keupers. Der größte Teil der Schichten der Keuper-, ebenso wie diejenigen der Juraformation fehlen, obwohl sie ohne Frage einst auch hier vorhanden waren, während die ebenfalls fehlende untere Kreide vermutlich nicht zur Ablagerung kam. Vor dem Absatz der oberen Kreide sind hier, ebenso wie im N. des Harzes, also gegen Ende der Jurazeit, beträchtliche Gebirgsstörungen eingetreten, an die sich während der älteren Kreidezeit eine umfangreiche Abtragung von langer Dauer angeschlossen. In dieser Festlandszeit mögen im Ohmgebirge fast 1000 m Gesteinsschichten zerstört und fortgeführt worden sein. Das bisherige Festland wurde infolge einer erneuten Senkung vom Meer der jüngeren Kreidezeit überflutet, und die Schichten der oberen Kreide kamen hier zum Absatz. Bei neuen Bodenbewegungen wurde das Gebiet des Ohmgebirges wieder Festland. Aus dem Auftreten von Meeresablagerungen der oberen Kreide im Ohmgebirge und am Sonnenstein, und zwar auf der Höhe des heutigen Gebirges, geht hervor, daß damals das Ohmgebirge noch mit den benachbarten Muschelkalkbeden im O., S. und W., Bleicheröder Berg, Eichsfeld und Göttinger Wald, in ununterbrochenem Zusammenhang gestanden haben muß, ebenso wie auch die heute das Ohmgebirge rings umgebenden Senken damals noch nicht vorhanden sein konnten. Im nördlichen Harzvorland haben während der oberen Kreide zweimal beträchtliche Bodenbewegungen stattgefunden. Schon in dieser Zeit wurde vom Harz das Deckgebirge entfernt und darunter das gefaltete Schiefergebirge wieder freigelegt. Man kann nur vermuten, daß sich in unserem engeren Gebiet die erdgeschichtliche Entwicklung in ähnlicher Weise abgespielt haben wird.

## II. Die Formen des Gebirges.

In der Tertiärzeit beginnen die Quellen der geologischen Ueberlieferung, die während der Jura- und Kreidezeit so wenig ergiebig waren, für unser Gebiet wieder reichlicher zu fließen. Wir gehen zunächst von der Betrachtung des Gebirges aus, um aus seinen Formen einen Einblick in seine Entwicklungsgeschichte zu gewinnen.

Die Wanderung durch das Behretal bis zur Höhe des Harzes läßt die beiden Hauptformen des Gebirges klar erkennen; ebenso aufschlußreich ist der Blick von der Höhe des Poppenberges, wenn man über das Brandesbachtal hinweg nach



N. und W. schaut. Nahezu völlig eben dehnt sich die Hochfläche, über die sich hier und da die nahe Wasserscheide nur wenig erhebt; in der Ferne ragt als Abschluß das Brockengebiet, ein kleines Gebirge für sich, auf. In einem auffallenden Gegensatz zu den milden Formen der Hochfläche stehen die Täler, sie sind tief eingeschnitten, fast immer schmal und steilwandig und weit rückwärts eingetieft, so daß nur kurze Laufftrecken auf der Hochfläche selbst liegen. Die in diesen Tälern fließenden Bäche erreichen nach kurzem Lauf mit ziemlich starkem Gefälle den Rand des Gebirges. Die geringe Laufentwicklung wird durch die Lage der Wasserscheide bedingt, welche weit nach S. gerückt ist, so daß als Einzugsgebiet für die Flüsse der Süabdachung nur ein verhältnismäßig schmaler randlicher Streifen im S. der Hochfläche übrigbleibt.

Die Hochfläche selbst liegt beiderseits des Behretals zwischen 540 und 555 m. Die Höhenunterschiede sind äußerst geringfügig, so daß man oft kürzere Strecken auf nahezu völlig ebenem Wege dahinwandert. Obgleich unmittelbar am Südrande des Gebirges gelegen, erreicht der Poppenberg 600 m; selbst von entfernteren Punkten aus gesehen, hebt er sich deutlich aus der Hochfläche heraus. Westlich von Sophienhof steigt die Oberfläche des Gebirges zu etwas größeren Höhen an; hier liegen Kleiner Ehrenberg 610 m, Großer Steierberg 620 m, Großer Ehrenberg 635 m; ähnliche Höhen weist das Gebiet der Zorge und Wieba auf; aber durch die Zertalung erscheint die Hochfläche wesentlich stärker zerschnitten und in zahlreiche Rücken aufgelöst. Auch hier schließen sich, wie sich ungeachtet der weitgehenden Zerschneidung durch die Täler feststellen läßt, die höheren Teile des Gebirges zu einer Hochfläche zusammen.

Die höchsten Erhebungen gehören der Wasserscheide an, welche unseren Gebirgsanteil gegen das Einzugsgebiet der Oder im W., der Bode und Elbe im N. begrenzt: Stöberhai 718 m, Ebersberg 687 m, Brockenblat bei Hohegeiß 642 m, Rauhe Höhe 614 m, Vogelherd 635 m, Stierberg 600 m, Karls haus 626 m, Bärenhöhe 619 m, Große Harzhöhe 599 m, Birkenkopf 600 m. Die Wasserscheide, deren Höhe von O. nach W. zunimmt, verläuft größtenteils über Schwellen aus Kulmtiefschiefen; seine Widerstandsfähigkeit begünstigte die Entstehung solcher Schwellen, die als Züge von Hürtlingen über ihre Umgebung emporragen.

Jenseits der Wasserscheide weist das Gebirge die gleichen Oberflächenformen auf; die weite, wenig gewellte Gebirgslandschaft hat hier ihre Eigenart sogar in noch höherem Grade bewahrt, und unmittelbar jenseits der Wasserscheide sind die obersten Talstrecken breite flache Mulden mit geringem Gefälle, die sich flussabwärts allmählich vertiefen.

Die heutige Harzhochfläche ist eine *Altlandschaft* und als eine *Rumpffläche* aufzufassen, die durch eine weitgehende Abtragung und Einebnung eines älteren Gebirges und seiner ursprünglichen Formen entstanden ist. Die Eigenart, Entstehung und Bedeutung dieser alten Landoberfläche hat zuerst Philippi 1910 erkannt und ihr Alter zunächst als präoligozän festgestellt. Später wurde die Ausbildung der Rumpffläche in die Zeit vor dem Miozän verlegt; v. Freyberg gibt ihr Alter als altpliozän an.

Für eine eindeutige *Altersbestimmung* der *Hochfläche* wäre es wesentlich, wenn sie zu gleichaltrigen Ablagerungen in Beziehung gesetzt werden könnte. Nun gibt es in der Umgebung von Elbingerode und Hüttenrode eine Reihe von tertiären Bildungen, die der Rumpffläche aufgelagert sind und seit Lössen häufig im Schrifttum angeführt werden; sie gelten jetzt gewöhnlich als *altiozän*. Von diesen Bildungen lassen sich gewisse bei Hüttenrode als eine *tertiäre Verwitterungsrinde* bestimmen, die nach ihrer Beschaffenheit auf einen bestimmten Zeitabschnitt des Tertiärs bezogen werden kann. In geringer Entfernung vom Bahnhof Hüttenrode findet man auf den Halben und in dem alten Tagebau des Drahler Eisensteinlagers stark zersetzte und mürbe, z. T. gebleichte, weiß oder gelb, braun, rot und violett gefärbte Schiefer. Nach Koch sind in 3 Schächten, welche auf das Eisensteinlager niedergebracht waren, „bis 2 m mächtige Ablagerungen glimmeriger Sande und Tone durchsunken worden, welche unregelmäßige Schlottenartige oder beckenförmige Auswaschungen der alten Schichtenköpfe ausfüllen.“ Die zermürbten Schiefer, deren Beziehungen zu tertiären Schichten nach dieser Angabe keinem Zweifel unterliegen können, sind als *Reste einer tertiären Verwitterungsrinde* zu deuten. In der Zeit vor dem Miozän lieferten die Verwitterungsvorgänge vorwiegend weiße, kaolinartige Tone, obgleich im Miozän von Helmstedt auch blutrote lateritartige Verwitterungstone vorkommen. Die gekennzeichneten Bildungen von Hüttenrode stimmen vollkommen mit den bunten lateritischen Verwitterungsrinden überein, welche im Westerwald als Liegendes des Miozäns, ferner im Taunus, namentlich im Limburger Becken, weit verbreitet sind und oft von Quarzschottern überlagert werden. Auf Grund dieser Übereinstimmung würde das Hüttenröder Tertiär in das Unter-miozän zu stellen sein, wie das 1930 auch Bedsmann getan hat.

Entsprechend dieser Altersdeutung setzen wir als Zeit für die Entstehung der Harzrumpffläche unseres Gebietes das *Unter-miozän* an. Erwähnt sei noch, daß bei der Haltestelle Birkenmoor an der Eisenbahn nach Stiege und in der Umgebung von Birkenmoor die Kulmgrauwacken an der Oberfläche zu rotem Ton

verwittert sind. Da ein Zusammenhang mit der permischen Rötung wegen der hier vorauszusetzenden beträchtlichen Höhenlage der oberrotliegenden Landoberfläche über der Harzhochfläche ausgeschlossen erscheint, so können diese roten Tone sehr gut auf eine tertiäre Verwitterung bezogen werden. Ferner: an der alten Poststraße finden sich 260 m südlich des Hufnageltals zusammen mit weißgebleichtem mürbem Schiefer weiße, gelbbraune und rötliche Tone in 530 m Höhe. Es läßt sich mangels besserer Aufschlüsse nicht ohne weiteres entscheiden, ob die Tone anstehen, oder durch eiszeitliches Bodenfließen in ihre heutige Lage gekommen sind. Dafür spricht der Gehängelschutt, womit der nach N. liegende Hang reichlich bedeckt ist.

Sowohl die ältere eozäne, als auch die jüngere miozäne Verwitterung führten zu einer tiefgreifenden Zerkzung, die besonders die Grauwacken und Schiefer in Mitleidenschaft zog, während die chemisch schwerer angreifbaren Kiefelschiefer mehr oder weniger verschont blieben, so daß sie als Härtlingszüge erhalten wurden. Auf dieses Verhalten ist die Anlage der Wasserscheide zurückzuführen.

Die heutige Höhenlage der Harzhochfläche deckt sich nicht mit der ursprünglichen der miozänen Landoberfläche, die in einer wesentlich geringeren Höhe angelegt wurde. Sie hat bereits im Miozän und besonders während des Pliozäns und im Diluvium eine beträchtliche und auch ungleichmäßige Senkung erfahren, so daß sie heute von NO. nach SW. schräg gestellt erscheint. So liegt sie bei Todtenrode nördlich Altenbraß bei 440 m, zwischen Altenbraß und Stiege bei 500 m und in der Umgebung von Birkenmoor bei 540 m.

In der Umgebung der Eissfelder Talmühle sind am oberen Rande des Behre- und Tiefenbachtals eine Anzahl von Fels-terrassen erhalten, welche nach ihrer Form und Höhenlage als Terrassenstufen, d. h. Unterflächen eines ehemaligen Talbodens anzusehen sind. In diese Höhenstufe fallen z. B. Düselsberg 505 m, Brand 504 bis 506 m, Kellertalskopf 497 bis 500 m, Unterberg 503 m, Höhe nördlich Jägerstieg 497 m, Kl. Schumannsberg 497 bis 501,5 m, Gr. Schumannsberg 499 m, Möhrenrücken 499 m, Gr. Donnerskopf 499 m, Kahler Herzberg 497 m u. a. mehr. Möglicherweise ist beim Sophienhof auch noch ein höherer Talboden zwischen 525 bis 532 m vorhanden. In die eigentliche Hochfläche ist also hier ein flacher Talboden eingesenkt, und zwar um den Betrag von 30 bis 50 m, der bis 1 km breit ist und sich vom Düselsberg bis zum Kahlen Herzberg auf 5 km um nur 8 m senkt, demnach gegenwärtig das sehr geringe Gefälle von 1,6 m auf 1 km aufweist. Bei gleichbleibendem Gefälle würde diese Gefällsline

den Harzrand in 492 m Höhe erreichen. Am Herzberg über Ilfeld sind auch zwei schmale als Terrassen deutbare Abfälle in 490 und 465 m Höhe vorhanden. Das Gefälle der Sorge vor Seringen beträgt 1,5 m auf 1 km. Die Vermutung ist nicht von der Hand zu weisen, daß durch die Schrägstellung der Harzhochfläche das ursprüngliche Gefälle des Hochtalbodens eine Verringerung erfahren hat.

Nach der Ausbildung der Harzrumpffläche im Miozän muß eine nicht sehr beträchtliche *H e b u n g* zu einer Verstärkung der Erosion geführt haben, so daß ein in die Hochfläche 30 bis 50 m tief eingeschnittenes Tal entstehen konnte. Seine ansehnliche Breite läßt den Schluß zu, daß nach der Hebung wieder eine längere Bodenruhe eingetreten sein muß, welche der Urbehre genug Zeit ließ für die seitliche Ausarbeitung ihres Tales. Da Ablagerungen nicht erhalten sind, um daraus das Alter des Talbodens herzuleiten, so könnte man vielleicht daran denken, diese Talbildung mit den an der Wende vom Miozän zum Pliozän festgestellten Bodenbewegungen in Beziehung zu bringen. Wenn für den Urtalboden der Behre ein *p l i o z ä n e s A l t e r* angenommen wird, so spricht für eine solche Einstufung einstweilen nur eine gewisse Wahrscheinlichkeit.

In den hochgelegenen Talboden ist das *h e u t i g e E n g - t a l* eingetieft. Aus der Form der Talhänge läßt sich unter günstigen Verhältnissen der Vorgang der Talbildung erschließen. Beim Fehlen von Terrassen müssen die allerdings auch nur an einigen Stellen zu beobachtenden *G e h ä n g e k n i c k e* benutzt werden, um einen Anhalt über den Verlauf der Erosion zu gewinnen. Bei der Eisleber Talmühle liegt westlich über der Einmündung des Tiefenbachs in die Behre eine kleine Felsterrasse in 475 m Höhe. Auf dem gegenüberliegenden Rücken nördlich vom Gr. Mertelsbach ist in der gleichen Höhe ein leicht auffallender Gehängeknick 110 m über der Talsohle. Weiter ordnen sich folgende Stellen in die gleiche Höhenstufe ein: Möhrenrücken 460 m, Kahler Herzberg 460 bis 465 m, südöstlich vom Steinberg im Ilfelder Tal 395 m. Eine tiefere Stufe liegt in 65 m Höhe über dem heutigen Tal, z. B. auf dem Rücken westlich vom Kellertal bei 430 m und am Möhrenrücken über dem Steinbruch bei 390 m. An der Mündung des Gräfentals 1 km unterhalb der Eisleber Talmühle ist ein terrassenartiger Gehängeknick 15 bis 20 m über der Talsohle vorhanden.

Der im allgemeinen ziemlich gleichmäßige Abfall der Talhänge weist zwischen dem als pliozän aufgefaßten Talboden und dem heutigen in drei verschiedenen Höhenstufen eine Unterbrechung auf. Die Gehängeknicke zeigen an, daß die Talbildung nicht gleichmäßig verlaufen ist, sondern daß die Tiefenerosion dreimal eine

Unterbrechung erfahren haben muß. Die Ursache des Einschneidens der Südharzäler ist in der Hebung des Gebirges zu suchen. Jede Hebung bewirkt eine Verstärkung des Gefälles und eine Neubelebung der Tiefenerosion. Bei der Eintiefung des Behretals lassen sich 4 Abschnitte unterscheiden, hervorgerufen durch Unterbrechungen der Tiefenerosion. Die Hebung des Gebirges vollzog sich nicht gleichmäßig, sondern stufenweise. Die Stärke oder Dauer der einzelnen Hebungen muß sichtlich verschieden gewesen sein, wenn als Maßstab der Betrag der Tiefenerosion zu Grunde gelegt wird. Aus der Art der Talbildung gewinnt man den Eindruck, als ob der Hebungsvorgang verhältnismäßig langsam eingesetzt und erst später eine wesentliche Verstärkung erfahren hat.

Behrmann gelang es 1912 nicht, „trotz des natürlichen Wunsches, die drei im Nordharz gefundenen Einschneidungssysteme im Südharz wieder nachzuweisen, mehrere Systeme festzustellen. Jedoch war eine Talfante durchgehend in sämtlichen Tälern zu bemerken.“ Vom pliozänen Hochtal an gerechnet, weist die Talgeschichte der Behre viermal eine Verstärkung der Erosion auf. Daraus muß eine — mindestens — viermalige Hebung des Gebirges gefolgert werden. Behrmanns Auffassung einer dreimaligen Hebung bedarf m. E. einer gründlichen Nachprüfung. Während er für das Bodetal 3 Terrassen annimmt, sind zwischen Wendefurth und Treseburg in mindestens 6 verschiedenen Höhenstufen Terrassen zu beobachten, nämlich 150, 125, 60, 40, 25 und 15 m über dem heutigen Talboden. Daraus ist eine wenigstens sechsmalige Verstärkung der Tiefenerosion oder Hebung des Harzes abzuleiten. In dem verhältnismäßig kleinen Behretal liegen die Verhältnisse naturgemäß viel ungünstiger als bei der viel größeren Bode und ihrem Tal. Dem von Behrmann gebrauchten, anscheinend mehr deduktiv abgeleiteten Begriff der Talfanten dürfte bei der Untersuchung im Gelände kaum ein besonderer Wert beizumessen sein.

### III. Die Altlandschaft im Vorlande.

Um den Vorgang der Hebung und weiter seine unmittelbaren und mittelbaren Auswirkungen bei der Formung der Landschaft noch klarer zu erfassen, sollen nun die Beziehungen der Harzrumpffläche zu gleichgearteten Flachlandschaften des südlichen Vorlandes festgestellt werden. Am Südrand des Gebirges läßt sich die Hochfläche ziemlich bis an den heutigen Abfall des Harzes verfolgen. Durch die Eintiefung der Täler hat am Gebirgsrande zwar eine nicht unbeachtliche Zerstörung stattgefunden, durch die der Abfall des Ge-

birges herausgearbeitet worden ist. Das Aufhören der Kumpflfläche am Harzrande darf nicht als eine starke Abwärtsbiegung aufgefaßt werden, sondern ist die Folge nachträglicher Zerstörung.

Philippi verdanken wir die grundlegende Erkenntnis, daß erst jenseits der breiten flachen Einsenkung im südlichen Vorlande des Harzes Kyffhäuser und Hainleite in ihren höchsten Teilen die Formen der Altlandschaft zeigen, die im Gebiet der Senke unterbrochen und gestört erscheint. Die Hochfläche des Unterharzes um Dietersdorf und Schwenda erreicht durchschnittlich 465 m, einzelne Höhen 477 und 481 m. Ebenso hoch sind im Kyffhäuser das Lengefeld mit 471 m und der Kulpenberg mit 477 m. Erst westlich der Wipper erhebt sich die Hainleite bis 405 m, und südlich von Sondershausen liegen größere Flächen zwischen 406 und 411 m, mit einer höchsten Erhebung von 439,9 m östlich vom Pöffen.

Unmittelbar bei Sondershausen bildet das Gesching ein breites und tiefes Tal, das quer durch die Hainleite hindurch setzt. Philippi bringt es in Verbindung mit einem von ihm vermuteten Flußlauf, den er aus der Gegend von Ruhla herleitet, und der Thüringen in nordöstlicher Richtung durchströmt haben soll. Sollte man nicht eher vermuten, daß das Gesching seine erste Anlage gerade einem umgekehrt gerichteten, vom Harze herzufließenden Flusse verdankt? Einem tertiären, die Hainleite durchsetzenden Behrelauf würde sich ein entsprechender Thyrалаuf westlich vom Kyffhäuser zur Seite stellen lassen, denn die in der Umgebung von Steinhalleben auftretenden tertiären Sande und Kiese entstammen zweifellos dem Harz und können nur durch einen im Harz entspringenden Fluß abgelagert sein. Aber auch den Schmelzwässern der Eiszeit möchte noch ein erheblicher Anteil bei der späteren Vertiefung und Verbreiterung des Geschings zuzuschreiben sein.

Westlich des Geschings stellt sich die Hainleite ebenfalls als langsam und stetig ansteigende Hochfläche dar. Einige Zahlen mögen dieses Verhalten erläutern. Nördlich von Immenrode liegt die Hochfläche zwischen 430 und 463 m, südlich Amt Lohra bei 450 m, beim Ragenstein am Eichsfelder Tor bei 483 m und im Dün beim Rondel bei 516 bis 520 m. Bis hierher beobachten wir ein ständiges Aufsteigen. Im Dün und auf dem Eichsfeld bis zur Werra liegt die Hochfläche flach in der Höhenstufe um 500 bis 520 m; die gleiche Höhe, 520 bis 537 m, weist das Ohmgebirge auf.

Ueber die Hainleite, den Dün und das obere Eichsfeld zieht sich also eine zusammenhängende Verebnungsfläche hin, die morphologisch einheitlich erscheint und von N. nach W. bis zum Rondel flach ansteigt, um dann nach W. bis zum Werratal die gleiche Höhe beizubehalten.

Die Hochfläche des oberen Eichsfeldes habe ich 1913 als Fortsetzung der am Meißner und im Kaufunger Wald vorhandenen miozänen Landoberfläche aufgefaßt. Wir betrachten also die Ver-ebnungsfläche des Eichsfeldes, im Dün und in der Hainleite im wesentlichen als die wenig veränderte *alt miozäne Rumpffläche*. Im Leinegebiet bei Göttingen sind nach Brinkmann erhebliche Teile der altmiozänen Landoberfläche noch recht unverfehrt erhalten; sie wird mit folgenden Worten gekennzeichnet: „Der be-zeichnende Zug derselben ist die fast mathematische Ebenheit, die durch Härteunterschiede der Gesteine garnicht beeinflusst wird.“

So gelangen wir von zwei verschiedenen Ausgangspunkten zu der Feststellung, daß die Rumpffläche, die sich vom Unterharz über den Kyffhäuser hinweg zur Hainleite und über den Dün bis zum Eichsfeld erstreckt, wenigstens in der Anlage auf die unter-miozäne Landoberfläche zurückgeht.

Aus dem Ansteigen der Rumpffläche im Harz von NO. nach SW., von O. nach W. in der Hainleite sind tektonische Bewegungen zu folgern, die nachträglich eine *Verbiegung der Rumpffläche* bewirkt haben. Wir können uns die Veränderung der Flachlandschaft im Großen als eine *weit gespannte, flache Aufwölbung* vorstellen, deren höhere Teile unser Südharzgebiet und den Kyffhäuser umfassen, während die Hainleite zu der nach O. und S. gerichteten Abdachung gehört. Vielleicht kommt auch schon im Ohmgebirge, das noch ein wenig höher als das obere Eichsfeld ist, die nach S. gerichtete Abdachung zum Ausdruck. Ob und inwieweit jüngere tektonische Störungen diese hier in großen Zügen angedeutete Aufwölbung der altmiozänen Flachlandschaft im einzelnen beeinflussen und verändern, kann an dieser Stelle nicht weiter verfolgt werden.

Um die Entstehung der Schichtstufen der Hainleite zu erklären, faßt Braun die Hochfläche um Keula mit dem Ohmgebirge und dem Bleicheröder Berg als „zentrales Bergland“ im Sinne W. Pends auf, wobei m. E. die heutigen Landschaftsformen zu sehr in den Vordergrund gerückt werden. Die Vorstellung eines „zentralen Berglandes“ ist im Widerspruch zu der vorauszusetzenden ursprünglichen Abdachung der Rumpffläche, aus der sich die heutigen Landformen entwickelt haben.

#### IV. Das Senkegebiet zwischen Harz und Hainleite.

Wir betrachten nun das bisher übergangene Gebiet, dessen Oberfläche wegen seiner geringen Erhebung mehr oder weniger tief unter die Höhenstufe der Altlandschaft eingesenkt erscheint. Dazu gehören der an den Harz angrenzende *Vorlandstreifen*,

die Goldene Aue und die Windleite. Zu entscheiden ist die Frage, wie sich diese niedrigeren Gebiete zur Altlandschaft verhalten. Zwei Möglichkeiten bieten sich dar: Zerstörung der Rumpffläche durch Ausräumung oder Einbruch unter teilweiser Erhaltung der Rumpffläche. Die Untersuchung wird zeigen, daß beide Vorgänge in Betracht zu ziehen sind.

Ein für unsere Darlegung außerordentlich günstiger Umstand ist die Erhaltung einer tertiären Verwitterungsrinde, die bei Nordhausen vorzüglich aufgeschlossen ist, und zwar weniger gut im W. der Stadt in der Ziegeleigrube am Holungsbügel. Besonders aufschlußreich ist die östliche der beiden Ziegeleigruben neben der Stolberger Straße am Brommelsberg, etwa 1 km nördlich der Stadt. Ein von S. her in die Grube führender Graben erschließt auf ungefähr 200 m Schichten des unteren Buntsandsteins: vorwiegend rotbraune, bröcklige Schiefertone oder -letten, denen hellgefärbte dünnplattige Sandsteinbänken eingeschaltet sind; diese sind feintörnig und schräggeschichtet, und ihre Schichtflächen enthalten Wellenfurchen und reichlich Glimmerblättchen. Die Schichten fallen, entgegen der allgemeinen Neigung nach S., flach nach N. ein, in der Grube selbst nach W.; sie sind außerdem stark verbrochen und werden von vielen Spalten und kleinen Verwerfungen durchsetzt, wobei das Fallen häufig wechselt; auch kleine Faltungen treten gelegentlich auf. So erscheinen die Buntsandsteinschichten des Aufschlusses stark gestört.

Am auffallendsten ist der ziemlich unvermittelt erfolgende Wechsel der Farben von rotbraun in graugrün. Innerhalb weniger Meter vollzieht sich hier der Uebergang vom unzerlegten Buntsandstein in die Verwitterungsrinde, welche hier während der Tertiärzeit auf der damaligen Landoberfläche gebildet wurde. Etwa 1,5 m unterhalb der Bleichungszone tritt in dem rotbraunen, aber einzelne hellere Flecken aufweisende Schiefertone eine 30 cm starke gelbbraune festere Bank auf, die in tonigen Brauneisenstein umgewandelt ist. Darüber folgt eine 0,80 m mächtige Uebergangszone mit reichlicher Graufärbung, während der rotbraune Farbton mehr und mehr zurücktritt. Die höheren Schichten sind ausschließlich graugrün gefärbte Schiefertone, die bröcklig und kleinblättrig zerfallen. Die Sandsteinlagen darin sind völlig weiß gebleicht und so mürbe, daß sie bald zu losem Sand zerfallen. Lagenweise treten in verschiedener Höhe, aber wie es scheint, mit Vorliebe in Verbindung mit Sandsteinen, große brotlaibförmige Konkretionen von Toneisenstein auf. Beim Zerbrechen oder Verwittern zerfallen sie in Schalen, die konzentrisch um einen festeren Kern angeordnet sind. Während die äußeren Schalen dunkelbraun sind, sind die inneren gewöhnlich hellbraun, braungelb oder auch stumpf-



rot bis beinahe karminrot gefärbt. Der feste Kern, den sie innen umschließen, ist hell, aschgrau und dolomitisch. Die Konkretionen erreichen bis 1 m Durchmesser und 30 bis 40 cm Stärke und mehr. Der Zersetzungs- und Bleichungsvorgang ist an dieser Stelle 12 bis 15 m in die Tiefe gedrungen, ein Zeichen für die Stärke der einst hier tätigen Kräfte der Verwitterung.

In Verbindung mit der grauen Verwitterungszone finden sich überall häufig braune, selten graue Braunkohlen-quarzite, die wohl ursprünglich deren Hangendes darstellten. Sie enthalten viele schlecht erhaltene Abdrücke von Stengeln oder Wurzelstöcken, welche senkrecht hindurchsetzen. Da die Braunkohlen-quarzite infolge ihrer erheblichen Festigkeit der Verwitterung äußerst widerstehen, so sind sie, während die tertiären Schichten sonst der Abtragung anheimgefallen sind, vielfach noch deren letzte Ueberreste. So liegen kleinere faust- bis kopfgroße Steine bis zu metergroßen Blöcken in dem ganzen Gebiet von Nordhausen bis Berga. Oft sind sie an Wegkreuzungen aufgestellt oder als Grenzsteine und an Brücken verwendet worden. In Leimbach sind damit die Böschungen des Dorfbaches befestigt. Der größte mir bekannt gewordene, über 2 m große Block von Braunkohlenquarzit lag jenseits der Bahn oberhalb des Bahnhofes Nordhausen im Zorgefchotter; er ist vielleicht durch Eis hierher verfrachtet worden. Aus Mangel an Mitteln konnte ihn der Leiter des Nordhäuser Heimatmuseums, Herr Dr. A. Stolberg vor einigen Jahren nicht bergen lassen, und so ist dieser Zeuge aus der Braunkohlenzeit inzwischen von Unbefugten beseitigt und zertrümmert worden, anstatt als Naturdenkmal erhalten zu werden. Ein anderer großer Stein ist in der Nähe von Himmelgarten an seinem Fundort aufgestellt, dank dem Eingreifen des damaligen Landrats in Ilfeld. Jedenfalls sollten die noch vorhandenen ganz großen Quarzitblöcke unter Naturschutz gestellt werden, damit sie für späterer Geschlechter erhalten bleiben. Die Braunkohlenquarzite sind als Geschiebe in erheblichen Mengen auch in die nachtertiären Flußkiese gelangt; ihre Zahl bezeugt sowohl ihre ehemalige weite Verbreitung als auch ihre umfangreiche, bis auf den heutigen Tag währende Zerstörung durch die Abtragung.

Vom Brommelsberg (s. Karte) erstreckt sich die tertiäre Verwitterungsrinde bis zur Stolberger Straße, wo sie unter jüngeren Riesen und Sanden verschwindet, um bei der Gumpke (Abbederei) noch einmal zum Vorschein zu kommen. Nach O. steigt sie allmählich an und hebt sich beim Punkt 257,8 heraus. In dem niedrigen flachen Gelände westlich Himmelgarten treten aus der Lehmdecke vereinzelt graue Stellen im Ader hervor, an denen graue

blättrige Tone aufgepflügt werden. Südöstlich der Dorfstelle Benterode liegen auf einer flachen Anhöhe bei 210 m mehrfach Quarzgeschiebe, und Braunkohlenquarzite sind in der ganzen Senke zahlreich zu finden. Daß im Untergrund der Himmelgartensenke die tertiäre Landoberfläche vorhanden sein muß, allerdings 40 m tiefer als am Brommelsberg, ist auch aus ihrem Auftreten bei Himmelgarten zu schließen. Am schwarzen Weg nach Steigertal steht 200 m von der Leimbacher Straße vertonter Buntsandstein mit Brauneisenknollen an. Nach S. zieht sich die graue Bleichungszone den Hang hinauf gegen Punkt 224,7, nach O. in der Senke gegen Leimbach; dort ist sie westlich des Dorfes auf einer kleinen Terrasse mit der Höhenlinie 220 festzustellen, dann im Dorf selbst, weiter am SO.-Hang der Höhe 222,4, schließlich östlich Leimbach beim ehemaligen Grabenholz bis zur Höhenlinie 235 m, und längs der Straße bis km 5,9. Zahlreich sind überall Braunkohlenquarzite zu finden, größere an den Feldwegen und in dem Graben nördlich vom Ziegenberg und weiter bis gegen Rodeberg. Nach einer Unterbrechung durch den Krumbach setzt die tertiäre Verwitterungsrinde oberhalb der Löchmühle wieder ein und bedeckt eine größere Fläche beim Tonberg gegen Rodeberg hin am Hang der Höhe 242. Auch hier geht der rotbraune Buntsandstein allmählich in die graue Verwitterungszone über, und die zerfallenen Reste der Brauneisenknollen liegen massenhaft im Ackerboden. Der graue Ton wird von hellem Tertiärfies überlagert, der bei 242 m eine kleine Terrasse bildet. Die bis eigroßen, nur z. T. gut gerundeten Geschiebe bestehen vorwiegend aus Milchquarz, untergeordnet auch aus schwarzen und roten Kiesel-schiefen und aus Braunkohlenquarziten; diese Zusammensetzung ist für diese Tertiärtiefe bezeichnend und unterscheidet sie von anderen, z. B. aus dem Saalegebiet. Die niedrigen Höhen, welche gegen N., von Höhe 224,7 bei Himmelgarten an, die Goldene Aue nach O. hin säumen, sind vorwiegend das Verbreitungsgebiet dieser Tertiärschotter. Nördlich von Görsbach sind sie an dem nach der Dorfstelle Timmenrode führenden Weg in der Umgebung der Höhe 211,3, sodann am Kuhberg wohl entwickelt. Ihre Geschiebe sind an ihren Lagerstätten nicht nur in Mengen durch die diluvialen Flüsse aufgearbeitet worden, sondern auch vom Inlandeise wieder nach W. verschleppt worden. In den Flußkiesen der alten Terrassen sind besonders Quarzgeschiebe zuweilen so massenhaft enthalten, daß man zunächst den Eindruck bekommt, ein Lager tertiären Kiefes vor sich zu haben. Aufschlüsse der Tertiärtiefe fehlen z. T. gänzlich. Immerhin gewinnt man bei ihrer Verfolgung die Auffassung, daß ihre Verbreitung und Mächtigkeit ursprünglich recht erheblich gewesen sein müssen.

Nördlich von Görsbach ist auch die tertiäre Verwitterungsrinde noch in größerer Ausdehnung vorhanden, z. B. oberhalb Höhe 211,3 bis ungefähr zur Höhenlinie 220, welche als Grenze des Verbreitungsgebiets der tertiären Landoberfläche angesehen werden kann, weiter am Kuhberg bis zum Rodeberg, und schließlich in dem südöstlich davon hinabziehenden Tälchen. Ein letztes Vorkommen liegt in dem Graben östlich der Dorfstelle Lüttichawenden vor Berga.

Die hier betriebene Ziegeleigrube ist die einzige Stelle, wo anstehendes Tertiär im Gebiet überhaupt aufgeschlossen ist. Wir beobachteten die nachstehend angegebene Schichtenfolge:

6. 1 m ockergelber Ton;
5. 1,50 bis 2 m brauner Quarzies;
4. 5,50 bis 6 m gelbe, braune und graue Tone mit einer 50 bis 70 cm starken Schicht von Quarzsand;
3. 3 m gelblichgraue bis grünlichgraue dünnschichtige Tone;
2. 1,50 m grauschwarzer, aus hellen und dunklen Lagen geschichteter Ton;
1. 1,50 m hellgrauer Ton, dann brauner Sand mit einer dunkelfarminroten Schicht, unten grauer feintiefiger Sand;

Liegendes: 1 m rotbrauner Schieferton des Buntsandsteins, oben wenig gebleicht.

An der Auflagerungsfläche des Tertiärs auf dem unterlagernden Buntsandstein fehlt die sonst überall vorhandene mächtige Ausbleichungszone, die 300 m weiter östlich ansteht, an dieser Stelle jedoch vor der Ablagerung der tertiären Tone, Sande und Kiese durch die Abtragung bereits wieder zerstört war. Hier besteht zweifellos eine Lücke zwischen der Entstehungszeit der tertiären Verwitterungsrinde und der beschriebenen tertiären Schichtenfolge, deren Mächtigkeit aber noch etwas größer ist als im Profil angegeben.

Die tertiären Bildungen am Nordrande der Goldenen Aue stellen südlich des Harzes das am weitesten nach W. reichende Vorkommen des Tertiärs dar; erst jenseits des Leinetals setzen Tertiärschichten wieder ein. Das nächste Tertiär umsäumt das Kyffhäusergebirge von Steinhalleben über Frankenhäusen, Artern bis Gangerhausen. Bei der Festsetzung des Alters dieser Tertiärbildungen wurde von der mehr oder weniger großen Ähnlichkeit des Auftretens die Gleichaltrigkeit mit den weiter östlich im Saalegebiet auftretenden Tertiärablagerungen hergeleitet. Danach werden die

tertiären Schichten in der Umgebung des Kyffhäusers jetzt ins Eozän gestellt. Versteinerungen, auf welche die Altersbestimmung gegründet werden könnte, fehlen bisher. In den Tertiärschichten des benachbarten Bornstedt-Goldenstedter Beckens bei Sangerhausen wurde eine Flora aufgefunden, auf Grund deren Heer und von Fritsch für ein jüngerer Alter eintraten. Jedenfalls besteht die Möglichkeit, daß auch ein jüngerer Alter, also Miozän, in Betracht gezogen werden kann.

Wie die starken miozänen Verwitterungsrinden des Taunus zeigen, bestand noch im Miozän ebenso wie im Eozän die Möglichkeit für die Entstehung einer so tiefgründigen Verwitterungsdecke, wie sie bei Nordhausen vorliegt. Dasselbe gilt auch für die Art des Verwitterungsvorganges. Wir haben es mit einer Zermürbung und Zersetzung zu tun, bei der die rotfärbenden Eisenverbindungen entfernt wurden. Ein Teil ist in den Brauneisentonkretionen unter Mitwirkung von kohlensaurem Kalk oder von Dolomit aus dem Buntsandstein wieder ausgefällt worden, während der Rest weggeführt wurde. Die Verwitterungsrinde ist eine Grauerde oder Bleicherde, die offenbar unter Mitwirkung von Humusstoffen entstanden ist. Indessen sind Braunkohlen hier bis jetzt nicht nachgewiesen worden.

Der Ablagerung der Quarzkiese muß, wie aus ihrem Auftreten zu schließen ist, eine Hebung des Schiefergebirges des Harzes vorangegangen sein, wobei durch die nun einsetzende Erosion und Abtragung die tertiäre Verwitterungsdecke mehr oder weniger stark zerstört wurde. Die Schotter aus Quarz, Kiesel-schiefer und Braunkohlenquarzit wurden durch einen am Nordrande der Goldenen Aue strömenden Fluß herbeigebracht und abgelagert. Ob dieser tertiäre Fluß in östlicher Richtung oder über Steinhalleben längs des Kyffhäusers weiterfloß, bleibt vorläufig unentschieden. In diesem Zusammenhang sei der Hinweis gestattet, daß eine Neubelebung der Flußerosion gerade in das Miozän fällt. Ebenso wie bei Frankenhäusen und Steinhalleben die Kiese über den braunkohlenführenden Tertiärschichten liegen, stellen sie in der Goldenen Aue die jüngeren Ablagerungen des Tertiärs dar und treten dem Anschein nach in übergreifender Lagerung auf.

Die weitere Erörterung der hier gestreiften Fragen würde den Rahmen dieser Arbeit überschreiten. Durch Beibringung neuer Tatsachen kann allein eine Entscheidung herbeigeführt werden, welche die Klärung der morphologischen Entwicklung des Südharzgebietes in der Tertiärzeit weiter fördern würde.

Aus der Verbreitung des Tertiärs lassen sich bestimmte Anhaltspunkte für die Lagerungsverhältnisse und die Entstehung des Senkengebietes gewinnen. Wir dürfen

wohl von der Annahme ausgehen, daß die tertiäre Verwitterungsbede auf einer recht ebenen Landoberfläche gebildet wurde. Bei Nordhausen tritt sie jetzt in verschiedenen Höhenlagen auf. Im N. der Stadt dacht sie sich von 255 auf 240 und 220 m bei der Gumppe ab; in der Senke von Himmelgarten liegt sie zwischen 210 und 200 m, und steigt in südlicher Richtung bis 220 m, um Urbach zwischen 210 und 235 m, nördlich von Görsbach am Rodeberg bei 230 m, von wo sie auf 195 m am Lohbach und Ruhberg, ebenso bei Tüttshawenden auf 190 m fällt. Diese Unterschiede in der Höhenlage der tertiären Landfläche legen die Annahme jüngerer Störungen und Einbrüche nahe, durch die sie in einzelne Schollen zerstückelt wurde mit wechselnden Neigungsverhältnissen.

Vom Harzrigi überschreiten wir in südlicher Richtung zunächst einen mäßig abfallenden Hang, dessen Neigung ungefähr dem Einfallen der Schichten des unteren Buntsandsteins entspricht. Unterhalb eines Gefällsknicks zwischen 270 und 260 m schließt sich ein flaches, terrassenförmiges Gelände mit geringer Neigung nach W. an. Hier sind wir im Bereich der tertiären Landoberfläche, welcher annähernd die terrassenartige Verebnung entspricht. Der Gehängeknick wird durch eine Störung veranlaßt, welche das Absinken der Terrasse bewirkt hat. Daß dieser Streifen auch im S. von einem Abbruch begleitet wird, geht aus der tiefen Lage der tertiären Landoberfläche in der Senke von Himmelgarten hervor. Vom Harzrigi an folgen nacheinander drei Schollen, die ein stoffförmiges Absinken nach S. erkennen lassen.

Die südliche Störung verläuft vom Roßmannsbach nördlich der Ruckdusmühle nach der Ziegelei am Brommelsberg, wo sie vermutlich die Grenze zwischen der tertiären Verwitterungsrinde und den in südlicher Richtung folgenden jüngeren Sanden und Kiesen bildet. Die nördliche Störung streicht vom Ruhberg herüber nach dem unteren Rande des Kirchwäldchens am Fuße des Harzrigi, kreuzt die Pappelallee, biegt dann am Eichenberg nach S. um und folgt dem Tal des Roßmannsbaches abwärts zur Ruckdusmühle. Ihr weiterer Verlauf nach Leimbach dürfte, wenigstens teilweise, ungefähr der Höhenlinie 225 entsprechen. Westlich von Leimbach begrenzt sie die tertiäre Verwitterungsrinde beim Grabenholz und verläuft längs des Ziegenbergs über Punkt 242 bei Rodeberg in östlicher Richtung über Timmenrode weiter.

Durch diese Störungslinie wird das Buntsandsteingebiet im N. der Aue in zwei schmale, ungefähr je 2 km breite Streifen zerlegt. Während beim südlichen der Zusammenhang mit der tertiären Landoberfläche unbestreitbar ist, konnten auf dem anderen Streifen, der an den Zechsteingürtel angrenzt, Spuren der tertiären Verwitterungsrinde bisher nicht nachgewiesen werden. In

diesem Gebiet erhebt sich der untere Buntsandstein über den Zechstein in einer deutlichen Schichtstufe, die indessen im Alten Stolberg noch kaum herausgearbeitet ist. Der Schichtstufe gehören an: Harzrigi 317 m, Eichenberg 310 m, Mannsbaum 316 m, westlich der Kalkhütte Höhe 320,7 m, Ammensee 320 m und Reesberg 325 m. In der Erhebung dieser Randhöhen zeigt sich so eine morphologisch bemerkenswerte Übereinstimmung über eine Strecke von 10 km hin. Mit der Gleichförmigkeit der Höhenlage verbindet sich eine auffällige Gleichheit der Oberflächenformen; alle Höhen sind abgeflacht; die Vermutung drängt sich auf, daß hier Berge vorliegen, die aus einer früheren, stark eingeebneten Landform herausgeschnitten sind.

Die Ausichten für die Erhaltung alter Landformen sind im Gebiet des Zechsteingürtels am ungünstigsten. Denn die hier auftretenden mächtigen Gips- und Anhydritlager mit ihrer verhältnismäßig leichten Löslichkeit fördern in hohem Grade die rasche Zerstörung der Landschaftsformen. Diese Besonderheit bedingt die Eigenart der Zechsteingebiete mit ihren unruhigen, vergänglichen und darum stets jugendlichen Formen.

Zwischen Nordhausen und Berga liegt die tertiäre Landoberfläche zwischen 250 und 190 m Höhe. Diese gegenwärtige Höhe ist auffallend gering im Vergleich zur Höhenlage der Rumpffläche im Harz und auf der Hainleite; beträgt ihre Höhe doch bei Birkenmoor und Hufhaus 540 m, in der Umgebung der Wetterburg 430 bis 460 m. Daraus ergibt sich als Maß der Verbiegung ein Höhenunterschied von 80 bis 110 m auf eine Entfernung von 25 km. Wird die Zahl 100 m zu Grunde gelegt, so kommen wir auf ein Gefälle von 4 m je km, wobei vorausgesetzt wird, daß der Scheitel der Aufwölbung am Gebirgsrand liegt. Dann würde die tertiäre Landoberfläche bei Nordhausen in 500 m Höhe anzunehmen sein, während sie heute 250 bis 300 m tiefer liegt. Um den Betrag von mindestens 250 bis 300 m ist die tertiäre Landoberfläche zwischen Nordhausen und Berga versenkt.

Nach Behrmann soll dieser Höhenunterschied die Folge von tektonischen Störungen sein, die in tertiärer Zeit zum Einbruch der Goldenen Aue geführt haben. Im Anschluß an Fulda, der 1909 zuerst auf den Einfluß der Auslaugung der Zechsteinsalze für die Oberflächengestaltung in der Umgebung des Kyffhäuser hingewiesen hatte, führte auch Gehne 1911 den Einbruch der Goldenen Aue auf den gleichen Vorgang zurück. Diese Auffassung wurde von dem Morphologen Behrmann vollständig abgelehnt.

Bei kritischer Prüfung der geologischen Tatsachen ergibt sich folgender Ablauf der Ereignisse im Gebiet zwischen Harz und

Kyffhäuser. Zwischen diesen beiden Hochschollen liegt eine grabenartig eingebrochene Scholle jüngerer Gesteine bis hinauf zum mittleren Buntsandstein. Einige Verwerfungen in der Nähe des Harzrandes haben meist verhältnismäßig geringe Sprunghöhen, während die gesunkene Scholle längs des Kyffhäuserandes an einer mächtigen Verwerfung abstößt, neben der stellenweise noch eine zweite gleichgerichtete Bruchspalte vorhanden ist. Das Einfallen der Schichten in der Tieffscholle ist flach nach S. gerichtet, mit muldenförmiger Lagerung nahe am Kyffhäuser. Der ursprüngliche, grabenförmige Einbruch dieser Scholle ist tektonisch bedingt und wird gleichzeitig mit der Heraushebung des Harzes und Kyffhäusers stattgefunden haben. Den Gebirgsbewegungen folgte eine Zeit der Abtragung und Einebnung bis zum Miozän, wenn auch wahrscheinlich seit dem Alttertiär ein neuer, durch Pausen unterbrochener Hebungs Vorgang einsetzte. Die Hebungen erfolgten offenbar anfangs langsam und waren von geringen Ausmaßen; aber nach dem Miozän steigerte sich ihre Wirkung. Die neuen Gebirgsbewegungen führten zu einer Hebung, Schrägstellung und Verbiegung der tertiären Landoberfläche; aber sie bedingten nicht bloß eine Stärkung der talbildenden Kräfte und der Abtragung. Eine Hebung konnte nicht ohne Einfluß auf die Lage des Grundwasserspiegels bleiben; dabei mußte auch eine *B e l e b u n g* der unterirdisch fließenden Grundwasser eintreten, und damit eine Steigerung ihrer Wirksamkeit. Die unter dem Buntsandstein bisher noch erhaltenen Zechsteinsalzlager wurden nun vom Grundwasser stärker angegriffen und verfielen der *A u s l a u g u n g*. Man wird annehmen dürfen, daß zunächst das im Südharzgebiet bis 160 m mächtige jüngere Steinsalz entfernt wurde, danach die beiden älteren Steinsalzlager von 100 und 200 m Mächtigkeit. Unmittelbar nördlich vom Kyffhäuser sind vom älteren Salz noch 104 m vorhanden, in den meisten Bohrungen wurden allerdings immer nur noch einige Meter Steinsalz festgestellt. Die Auslaugung von 200 bis 300 m Salz vermag den jüngeren Einbruch dieser Senke ausreichend zu erklären, ohne daß ein tektonisch bedingtes Nachsinken des Grabenbruches, ein Wiederaufleben der vortertiären Verwerfungen notwendig erscheint. Außerdem werden auch Schichten des Buntsandsteins seit dem Alttertiär abgetragen worden sein. Auslaugung und auch Ausräumung können an sich schon allein für die Entstehung der Senke im N. des Kyffhäusers verantwortlich gemacht werden.

Viele Aufschlüsse im unteren Buntsandstein zeigen durch die Zerrüttung der Schichten die Wirkung der durch *A u s l a u g u n g* v e r u r s a c h t e n E i n b r ü c h e. Es sei nur auf die Tongruben am Brommelsberg hingewiesen. Oberhalb des

Gumpenfahrweges kann man am Tütchenröder Weg und an der Nordseite des Heidelberges mehrfach Verbrüche beobachten.

Die Tieferlegung der tertiären Landoberfläche in dem Gebiet östlich von Nordhausen um 250 bis 300 m setzt eine Absenkung durch Auslaugung einer Salzfolge von entsprechender Mächtigkeit voraus. Dieser Vorgang ist im wesentlichen in die jüngere Tertiärzeit, z. T. ins Miozän, hauptsächlich ins Pliozän zu verlegen und fand im Diluvium seinen Abschluß. Das Vorhandensein einzelner Salzstöcke ist immerhin noch wohl möglich, wofür der Einbruch der Seelöcher als Beweis gelten kann, da sie in der gleichen Zone westlich der Zorge liegen.

Am tiefsten ist infolge der Salzauslaugung die **G o l d e n e A u e** selbst eingebrochen, die ausgebehnte, von Nordhausen bis Berga-Kelbra 20 km lange und 3 bis 4 km breite Talniederung der Helme und Zorge. Nach O. schließen sich an die Aue zwei Talzüge an, zwischen denen als Kiesel eine Erhebung von mittlerem Buntsandstein aufragt. Nachdem die Helme bei Berga die Thyra aufgenommen hat, wendet sie sich an der Buntsandsteinschwelle nach N. und fließt im nördlichen Tal weiter; dieses wurde früher wahrscheinlich von der Thyra allein benutzt, während die Helme von Kelbra, ihrer bisherigen Richtung folgend, das jetzt tote Tal über Tilleda benutzte, wie aus dem Auftreten alter Kiese der Zorge-Helme hinter Tilleda hervorgeht. Auch im W. bei Nordhausen verzweigt sich die Niederung in mehrere breite flache Täler: das Tal der Zorge und Salza als Haupttal, das Helmetal und das über Steinbrücken nach Groß-Werther verlaufende Tal. Die Zorge hat bei ihrem Eintritt in die Aue in geologisch junger Zeit wiederholt ihren Lauf verändert und nahm ehemals oberhalb des Stadions die Helme auf; durch die Aufschüttung ihrer eigenen Schotter hat sie selbst die Verlegung ihres Bettes nach N. veranlaßt.

Ueber den **Aufbau des Untergrundes** in der Aue geben mehrere Bohrungen einigen Aufschluß. In der Unterstadt erreichte der Bohrer auf dem Grundstück von Grimm und Triepel in der Forst Wessel-Allee unter 31,50 m Kies und Ton den Buntsandstein bei + 154 m. Das Zorgetal stellt danach hier eine 1 km breite, nach N. sich rasch vertiefende Rinne von kastenförmigem Querschnitt dar, die an dieser Stelle bereits mit 31 m Schotter aufgefüllt ist. Unterhalb des Bahnhofs in der Ulrichstraße liegt unter einer etwa 100 m starken Decke von Kies, Sand und Ton die Oberfläche des Buntsandsteins bei + 80 m. Auf dem 800 m weiter östlich gelegenen Angerschen Grundstück wurde der Buntsandstein bei + 83 m noch nicht erreicht; folgende Schichten wurden angetroffen:



|       |   |   |
|-------|---|---|
| 1     | m | aufgefüllter Boden;   |
| 21,25 | " | Ries;   |
| 20,95 | " | Wechsellagerung von Ton und Ries;   |
| 17,10 | " | Ries;   |
| 35,85 | " | abwechselnde Schichten von Ries, feinem Sand und Ton, teilweise von blauer Farbe. |

zuf. 96,15 m

Leider läßt sich nicht entscheiden, welche Beschaffenheit im einzelnen die durchbohrten Schichten hatten. Bei der Humühle wurde unter 2 m Auelehm eine 89 m mächtige Schotterablagerung erbohrt, darunter noch 150 m unterer Buntsandstein, dessen Oberfläche bei + 66 m liegt. Da der untere Buntsandstein im Gebiet 310 m erreicht, ist also nur noch die Hälfte davon erhalten, in Auleben 200 m.

Danach hat in der Goldenen Aue von Nordhausen an eine umfangreiche und mächtige Aufschotterung stattgefunden, wie sie nur in einem langsam absinkenden Gebiet möglich ist. Ein beträchtlicher Teil der von der Behre, Zorge und Wieda aus dem Harz, von der Helme aus dem Vorland beförderten Massen von Geschieben und Sand ist in dieser Senke aufgeschüttet worden.

In Anbetracht der Tiefe und Breite der Aue ist ihr Einbruch als verhältnismäßig jung anzusehen, der auch heute noch nicht beendet ist und solange fortbauern wird, bis die letzte Salzschiebt verschwunden ist. Auslaugung und nachfolgendes Einsinken dürften in stärkerem Maße kaum vor dem Pliozän eingesezt, sondern hauptsächlich während und nach der Pliozänzeit stattgefunden haben, denn nur infolge der seit dem Pliozän stärker einsetzenden Hebung erscheint eine so umfassende Zerstörung von Salz möglich. Vorher hat aber jedenfalls noch eine nicht unbeträchtliche Abtragung des Buntsandsteins stattgefunden, von welchem bei Auleben nur noch 150 bis 200 m, an anderen Stellen vielleicht auch etwas mehr, vorhanden sind.

Zwischen Auleben, Görsbach und Urbach ist das Vorkommen von Steinsalz nachgewiesen worden; ein Salzspiegel befindet sich hier bei — 240 m. Für das Vorhandensein von Salz spricht ja auch der Austritt von Sole in der Salzquelle am Solberg zwischen Auleben und der Rumburg. In diesem Zusammenhang verdient die tiefe Lage der vor der Solquelle gelegenen Solwiese und der Niederung bei der Spielburg unweit Auleben Erwähnung, weil darin vielleicht ein Hinweis auf Senkungsvorgänge erblickt werden kann. Wahrscheinlich ist unter der Aue der größte Teil der Steinsalzlager der Auslaugung bereits erlegen.

Diese und das dadurch veranlaßte Nachsinken der Deck-  
schichten des Buntsandsteins sind ein Vorgang, der infolge des Ein-  
fallens der Schichten nach S. im südlichen Vorland des Harzes von  
N. nach S. vorschreiten muß und sich heute schon nicht mehr auf  
die Aue allein beschränkt, sondern bereits längst auf das angrenzende  
Gebiet der Windleite übergegriffen hat. Bohrungen zwischen  
Groß-Werther und Steinbrücken und am Goldborn bei Seringen  
haben kein Steinsalz mehr angetroffen, und so erscheint die Auf-  
fassung begründet, daß die Auslaugung in der Umgebung des süd-  
lichen Auerandes besonders wirksam ist, weil die vom Kyffhäuser  
her hier durchstreichende Randverwerfung die Bewegung des  
Grundwassers begünstigen muß.

Die Windleite zwischen der Goldenen Aue und dem  
Wippertal ist die Fortsetzung des Kyffhäusergebirges. Seine bis  
Auleben reichenden Ausläufer tauchen zwischen Badra und Auleben  
unter dem Buntsandstein unter, aus welchem sich die Windleite  
aufbaut. Im Eichenbiel südlich von Badra und in der Langen  
Wand steigen die tieferen Schichten des unteren Buntsandsteins  
über dem jüngeren Gips des Zechsteins in einer landschaftlich recht  
deutlich hervortretenden Stufe empor. Zwischen der Gutsforst  
Bendeleben und dem Paßberg erhebt sich die Windleite zur Höhe  
von 350 bis 360 m und darüber, im Zimmerberg,  $1\frac{1}{2}$  km von Gut  
Scherfen, bis auf 375 m. So bleibt die Windleite in ihren höheren  
Teilen nur 70 bis 80 m unter der entsprechenden Höhe der Hain-  
leite im S. des Wippertales. Bei einem verhältnismäßig so  
geringen Höhenunterschied gegenüber der Hainleite zusammen mit  
der flächenhaften Formung der höheren Teile der Windleite muß  
die Frage entstehen, ob hier ein Teil der tertiären  
Rumpffläche noch erhalten sein kann. Da sie infolge  
der Verbiegung nach S. geneigt ist, so müßte sie über der Wind-  
leite in der Höhe von 460 bis 480 m liegen, während die heutige  
Oberfläche der Windleite rund 100 m darunter liegt. Die um 100 m  
geringere Höhenlage würde durch die Annahme, daß 100 m Stein-  
salz ausgelaugt sind, erklärt werden. Das jüngere Steinsalz im  
Hangenden des grauen Salztons und Hauptanhydrits erreicht im  
Bereiche des Südhärzer Kalisalzvorkommens 165 bis 170 m Mäch-  
tigkeit; z. B. im Esserschacht bei Sondershausen 129 m, in Neu-  
Bleicherode 130 m, im von Velsen-Schacht bei Bleicherode 154 m,  
in der Bohrung Althans 165 m und Viktoria IV 170 m. Wenn  
auch die Möglichkeit besteht, daß sowohl größere als auch geringere  
Mächtigkeiten infolge der Plastizität des Steinsalzes tektonisch  
bedingt sein können, so ist doch in der Nähe des Ausgehenden die  
Wahrscheinlichkeit größer, daß die Mächtigkeitsabnahme ursächlich  
mit Auslaugungsvorgängen in Zusammenhang steht. Noch ein

anderer Gesichtspunkt läßt sich als Stütze für diese Auffassung anführen, — wenn der liegende Hauptanhydrit, der für gewöhnlich 30 m stark ist, eine größere Mächtigkeit aufweist, so ist diese Zunahme eine Folge der Salzauslaugung. So treffen wir zwischen Sondershausen und Hain Mächtigkeiten des jüngeren Steinsalzes, die zwischen 54 und 136 m liegen, während der Hauptanhydrit gleichzeitig 40 bis 55 m erreicht. Der dem Steinsalz beigemengte Anhydrit bleibt zunächst bei der Entfernung des Steinsalzes erhalten und vergrößert die Mächtigkeit des Hauptanhydrits. Die im Gebiet der Windleite festzustellende Verringerung der Mächtigkeit des jüngeren Steinsalzes bietet eine ausreichende Erklärung für das Einsinken der tertiären Landoberflächen. Daneben hat selbstverständlich auch die Zertalung mit dazu beigetragen, daß die Eigenart der ursprünglichen Flachlandschaft weitgehend zerstört wurde.

Nördlich einer vom Goldborn bei Seringen nach Groß-Werther verlaufenden Linie ist wahrscheinlich der größte Teil des Salzes verschwunden, und bis zu einer Linie vom Bahnhof Wolframshausen über Mörbach, Immenrode nach Trebra ist das Kalisalzlagert zerstört, während das ältere Steinsalz noch vorhanden ist. Mit der von Hain nach NW. zunehmenden Auslaugung hängt die Entstehung der Einsenkung zusammen, welche der Eisenbahn von Nordhausen nach Sondershausen und Kassel einen bequemen Uebergang über die Windleite bietet.

Das ausgedehnte Gebiet der Helme westlich von Nordhausen mit seinen weiten flachen Tälern und den niedrigen Erhebungen dazwischen verdankt seine landschaftliche Eigenart dem hier umfangreichen und großartigen Vorgang der Salzauslaugung des Zechsteins in der Tiefe, der jedoch ebenso wie in der Goldenen Aue bereits ziemlich beendet sein dürfte. Ueber das Senkengebiet erhebt sich der mittlere Buntsandstein mit einer deutlichen Stufe bis 361 m im Bauerberg bei Werningerode; dieser Höhenzug ist als die Fortsetzung der Windleite anzusehen. Auffällig ist der fast geradlinige Verlauf der Grenze des mittleren Buntsandsteins von Oberdorf über Werningerode nach Löderode, der offenbar einen Salzhang andeutet.

Wenn die Oberfläche der höheren Teile der Windleite, wie ausgeführt wurde, tatsächlich die um etwa 100 m tiefer verlegte tertiäre Kumpffläche darstellt, so kann diese Feststellung zur Entscheidung der Frage beitragen, wie weit damals der Muschelskalk nach N. gereicht hat. Die hohe Schichtstufe, als die der Stirnrand der Muschelskalkplatte heute aufragt, war auf der Kumpffläche noch nicht vorhanden, sondern wurde erst nach ihrer Aufwölbung bei der dann stärker einsetzenden Abtragung heraus-

gearbeitet. Denken wir uns die tiefe Erosionsfurche des Wippertals fort, so wäre die Hainleite ihres Sockels beraubt; der starke Eindruck des wie eine Mauer steil aufragenden Gebirgswalles würde dadurch erheblich vermindert und abgeschwächt.

Ueber Schacht Ludwigshall bei Kleinfurra, der  $1\frac{1}{2}$  km vom Muschelkalkrand entfernt ist, würde die Röt-Muschelkalkgrenze bei + 420 m anzusetzen sein, wobei die hier um 45 m zu geringe Mächtigkeit des jüngeren Steinsalzes nicht in Rücksicht gezogen ist, und für den Röt 120 m angenommen wurden. Die Grenze zwischen mittlerem und unterem Buntsandstein fällt von Hain bis Ludwigshall auf  $3\frac{1}{2}$  km durchschnittlich um 145 m, also um mindestens 40 m auf den km. Noch  $1\frac{1}{2}$  km nördlich von Ludwigshall würde die untere Muschelkalkgrenze 60 m höher, also bei + 480 m, d. h. in der Höhe der Kumpffläche liegen. Der Muschelkalkrand kann hier höchstens 3 km zurückgewichen sein und hätte auf der tertiären Landoberfläche ungefähr bis zum heutigen Wippertal gereicht. Beim Brüggmann-Schacht von Glückauf-Sondershausen,  $1\frac{1}{4}$  km von der Muschelkalkgrenze am Frauenberg, würde die Unterfläche des Muschelkalks in + 450 m Höhe austreichen, und die tertiäre Landoberfläche bei 470 m anzunehmen sein. Wenn nördlich vom Frauenberg der Muschelkalk seit dem Miozän nicht mehr als  $1\frac{1}{2}$  km zurückgewichen sein kann, würde auf der tertiären Landoberfläche der Muschelkalk auch bei Sondershausen nicht oder nur unwesentlich über das Wippertal hinausgereicht haben. Das gleiche gilt für die Hainleite östlich von Sondershausen.

Diese Ueberlegungen zeigen, daß die Nordgrenze des Muschelkalks auf der tertiären Landoberfläche annähernd mit dem heutigen Wippertal zusammenfiel, und seitdem um  $1\frac{1}{2}$  bis höchstens 3 km zurückverlegt worden ist. Die damalige Grenze des Muschelkalks ist offenbar von Einfluß für den Lauf der Wipper gewesen; ihr Tal war von Wolframshausen an vermutlich im breit austreichenden Röt angelegt; allmählich hat sich der Fluß dann bis in den mittleren Buntsandstein eingegraben.

Die Salzauslaugung und das Nachsinken des Buntsandsteins in der Windleite setzen die gleichen Vorgänge in der Goldenen Aue fort. Von hier aus konnte ferner die Abtragung ihren Angriff auf den nördlichen Abfall der Windleite richten und kräftig zertalen und erniedrigen. Die gleichsinnig gerichteten Kräfte der Zerstörung führen zur Verlagerung der Wasserscheide nach S. und zur Verkleinerung des Einzugsgebietes der Wipper. Dabei ist das Vorrücken der Salzauslaugung und das Nachsinken der Oberfläche der für die Gestaltung der Landschaft gegenwärtig entschieden wirksamere Vorgang, wie aus dem Zurückweichen der Wasserscheide nach S. beim Bahnhof Wolframshausen und bei Bendeleben er-

sichtlich ist. Erst wenn in einer späteren Zeit die leicht löslichen Steinsalz- und Kalisalzlager restlos zerstört und geschwunden sind, wird die Abtragung im Gebiet der Buntsandsteindecke eine Zeitlang der die Landschaft allein formende Vorgang sein; solange, bis diese Decke die darunter befindlichen, für sich zusammen mehr als 100 m mächtigen Anhydritlager nicht mehr zu schützen vermag.

## V. Die Flußabläufe von Hohenrode.

Das Vorkommen der löslichen Gesteine der Zechsteinformation, wie Steinsalz, Anhydrit und der daraus hervorgehende Gips, ist für die gesamte Talgeschichte unseres Gebietes außerordentlich bedeutungsvoll geworden, eine Feststellung, die nicht nur für die Goldene Aue gilt, denn auch in den übrigen Teilen des Vorlandes mit seinen nur kleinen Flüssen hat dieser Umstand sowohl die Talbildung unterstützt und die Entstehung von verhältnismäßig breiten Talzügen begünstigt, als auch zur Erhaltung der Schotter der ehemaligen Talböden wesentlich beigetragen.

Die alten Talböden liegen in verschiedenen Höhenlagen über dem heutigen alluvialen Talboden. Nach ihrer Entstehung und Aufschüttung sind sie gehoben, durch das der Hebung jeweils folgende Einschnitten der Flüsse und Bäche zerschnitten und mehr oder weniger zerstört worden. Ihre Reste sind an vielen Stellen als Schotterterrassen noch erhalten; bei vollständiger Abtragung der Geschiebe bleibt dann noch der Terrassensohl als Rest der Grundfläche des früheren Tals einige Zeit bestehen. Anzahl, Reihenfolge und gegenseitige Abstände der Terrassen bieten die Grundlagen, aus denen der Verlauf der Talbildung erschlossen werden kann. Verwitterungsgrad, Lagerung und Beziehungen der Terrassenschotter zu eiszeitlichen Ablagerungen sind wertvoll als Anhaltspunkte für die Bestimmung des Alters.

Als älteste Ablagerungen nach der Miozänzeit sind die Kiese, Sande und Tone zu betrachten, welche den Untergrund des Gebiets der Stadt Nordhausen zusammensetzen und nach N. bis zum Kuhberg und zur Gumppe verbreitet sind. Die Schichtenfolge ist von ihrer Unterlage an nahezu lückenlos bis zum Hangenden in der großen Ziegeleigrube von Hohenrode beim Gehege aufgeschlossen. Ihre untere Grenze ist bei der Anlage des Beethovenrings am Felsenteller, die obere beim Rosengarten angeschlossen worden. Beim Felsenteller stehen in der Wegböschung rotbraune Schiefertone und Sandsteine an, welche mit geringer Neigung nach SW. einfallen und an einer schmalen Stelle einen starken Verbruch mit sehr steiler Schichtenstellung zeigen. Der

Buntsandstein ist vollkommen frisch und läßt nicht die geringste Spur einer älteren Verwitterung erkennen, sondern ist offensichtlich von der Sorge weggewaschen worden. Bei 198 m Höhe beginnt die Ueberlagerung mit Kies von stark brauner Farbe. Die Geschiebe sind durchschnittlich ziemlich klein, bis höchstens eigroß. 200 m weiter liegt zur Linken die große Ton- und Kiesgrube. Von oben nach unten sind folgende Schichten aufgeschlossen:

- 6.) 4,20 m feiner rötlicher Sand, in der Mitte feiner Kies;
- 5.) 0,80 „ grauer bis graugrüner Ton mit einer dünnen schwarzen kohligen Lage;
- 4.) 4,40 „ hellrötliche und braune Sande, in der Mitte mittelgrober Kies;
- 3.) 12,80 „ graue, graubraune und bräunliche Tone, z. T. feinsandig, mit 4 schwarzen kohligen Lagen; 1,5 bis 2 m sind rostbraune gröbere Sande;
- 2.) 11,80 „ brauner mittelgrober Kies, Geschiebe bis eigroß, z. T. sehr locker und ohne Sand, mit Sandschichten wechsellagernd; oben bis 2 m tief durch Brauneisen fest verkittet;
- 1.) 21,65 bis 22,40 m Wechsellagerung von Kies, Sand und Ton, und zwar
  - 2 bis 2,25 m brauner und grauer Ton
  - 2,80 „ mittelgrober Kies
  - 1,10 „ gelber und brauner Ton
  - 1,00 „ feiner Kies bis tiefiger Sand
  - 3,30 „ grauer bis brauner Ton
  - 2,55 bis 2,85 „ mittelgrober Kies, oben grober Sand
  - 3,25 bis 3,45 „ grauer, graugrüner, gelber bis brauner Ton
  - 1,60 „ feiner Sand
  - 2,40 „ graubrauner Ton
  - 0,25 „ rostbrauner Sand
  - 1,40 „ mittelgrober gelbbrauner Kies

zus. 55,65 bis 56,40 m

Das Liegende wurde bisher nicht aufgeschlossen; der Buntsandstein muß wenige Meter tiefer entstehen. Nach oben reicht der Aufschluß fast bis 250 m, ohne den darüber lagernden groben präglazialen Schotter anzuschneiden.

Durch ihre eigenartige *Z u s a m m e n s e t z u n g* weicht diese Ablagerung ziemlich von derjenigen aller übrigen Flußabsätze unseres Gebietes ab. Auf die Ton-schichten entfällt etwas weniger,

auf die Sande und Kiese mehr als die Hälfte; ein Viertel sind feine und gröbere Sande. Auch die Geschiebe der Riesbänke überschreiten kaum die Größe eines Hühnereis, sondern sind häufig nur bis walnußgroß. Nach der feinkörnigen Beschaffenheit hatte die damalige Sorge ein erheblich geringeres Gefälle als heute (1:300), etwa wie die Helme bei Heringen und Kelbra (1:1000) und weniger. Ein geringeres Gefälle — bei gleicher Wasserführung wie heute — deutet auf einen geringeren Höhenunterschied zwischen den Quellgebieten im Gebirge und dem Ablagerungsraum bei Nordhausen hin, mit anderen Worten: das Ablagerungsgebiet muß nachträglich eine Senkung erfahren haben.

Die Tone sind Absätze ruhigen Wassers, wohl von Altwassern, denn die Sande und kiesigen Sande schieben sich zuweilen als linsenförmige Einlagerungen zwischen die Tonbänke ein, als Hinweis auf Verlegungen der Flußrinne. In den Tönen werden selten Baumstämme gefunden, deren Holz an Lignit erinnert, außerdem noch Häcksel. Andere Reste sind leider bisher nicht beobachtet worden, so wichtig sie u. U. sein würden. Vielleicht können die kalkfreien, meist hellgrauen, gelegentlich durch kohlige Beimengungen dunkelgrau oder schwärzlich gefärbten Tone auf die Abtragung der früher erwähnten tertiären Verwitterungsrinde zurückgeführt werden, die ja früher eine größere Verbreitung besessen hat. Ein geringer Gehalt an Schwefelkies in den Tönen war Veranlassung, daß sie im 17. Jahrhundert zur Alaungewinnung ausgebeutet wurden, wovon viele verfallene Gruben im Gehege Zeugnis ablegen.

Auch die Kiese sind recht bunt zusammengesetzt, und zwar deshalb, weil die Geschiebe reich an kieseligen Gesteinen sind, während die Grauwacken der Menge nach zurücktreten; es herrschen vor graue, schwarze, braune und rote Kiefelschiefer, weiße Milchquarze, rötliche Porphyre und rotbraune Porphyrite, sowie Braunkohlenquarzite und rötliche Sandsteine. Die Grauwacken sind meist bräunlich und teilweise so mürbe, daß sie sich zwischen den Fingern zerdrücken lassen. Die Feldspäte der porphyrischen Gesteine sind gebleicht, matt und zersetzt. Gelegentlich findet man Geschiebe von Porphyrit, die äußerlich scheinbar frisch sind und noch ihre rötlichbraune Farbe bewahrt haben, aber dabei so mürbe sind, daß man sie zerbrechen kann. Geschiebe von Kalk oder Dolomit wurden bisher nicht aufgefunden. Die gesamte Schichtenfolge muß als kalkfrei angesehen werden. Recht auffällig ist dagegen die kräftige Braunfärbung, welche die meisten Riesbänke auszeichnet; gelbe bis tief rostbraune Farbtöne sind ein so bezeichnendes Merkmal der Kiese, daß man sie daran sofort erkennt. Das Brauneisen bildet einen fest haftenden Ueberzug, der auch nach Jahren vom Regen kaum abgewaschen wird. Die Braunfärbung

ist nicht auf einzelne Schichten beschränkt, auch keine nachträgliche Verwitterungserscheinung von oben her, was bei der 56 m tragenden Mächtigkeit und der Einlagerung der Tonbänke nicht recht verständlich wäre, sondern geht so ziemlich von unten bis oben durch. Besonders die fast 12 m mächtige Rieseinschaltung in der Mitte enthält reichlich Eisenorydhydrat, obgleich es bankweise auch völlig fehlen kann. Die oberen Lagen sind stellenweise bis 2,5 m tief so mit Brauneisen durchtränkt, daß feste Konglomeratbänke entstehen, die dem Abbau hinderlich sind. In den höheren Schichten sind nur die Riesbänke braun, die feineren Sande meist rosa gefärbt.

Muß schon in der Mächtigkeit der Hohenroder Schichten — mindestens 56 m —, die für Flußabsätze recht hoch erscheint, ein Hinweis auf Senkungen während ihrer Bildung erblickt werden, so geht weiter aus ihren Lagerungsverhältnissen hervor, daß sie auch nachträgliche Störungen erfahren haben. Bei Hohenrode fallen die Schichten schwach nach NW. hin, wie aus der Neigung des durch Brauneisen verkitteten mittleren Rieslagers deutlich zu ersehen ist. Daneben ist noch eine schwache Muldenbildung zu erkennen, durch welche offenbar der Austritt des Grundwassers aus den oberen Sanden und Riesen, sowie aus dem groben Schotter im Hangenden beeinflusst wird. Ein geringes Einsinken nach N. zeigen die Kiese, welche 500 m nordöstlich vom Rosengarten am Wege nach Rüdigsdorf z. Zt. in einer Grube ausgebeutet werden; auch hier ist der Abfluß des Grundwassers nach N. gerichtet, wie die vielen Quellaustritte längs des Gumpelbaches zeigen. Am Ruhberg befindet sich etwa 350 m östlich von Punkt 245,3 ein Aufschluß, in welchem Kies- und Tonschichten stark nach W. geneigt sind, wahrscheinlich in Verbindung mit dem Abbruch, der von der Pappelallee herkommend hier nach dem Tal nördlich des Ruhberges durchstreichen muß. Für einen Einbruch spricht auch die geringere Erhebung des Ruhberges von 245 bis 247 m. Kleinere Verwerfungen setzen durch die oberen feinen Sande, welche an der Stolberger Straße in einer Grube, 100 m von der Schönen Aussicht entfernt, gewonnen werden. Nach weiteren 200 m steht in der benachbarten Ziegelei die tertiäre Verwitterungsrinde in 235 bis 245 m Höhe an. Der tertiär verwitterte untere Buntsandstein tritt in der gleichen Höhe wie die oberen Sande der Hohenroder Schichten auf. Entweder befinden wir uns hier am Rande des alten Tals, in welchem die Hohenroder Kiese, Sande und Tone abgesetzt worden sind, die dann hier aussteilen würden, oder wir müssen ein Absinken des Gebiets südlich der Ziegelei annehmen. In der Sandgrube am neuen Friedhof weisen die Schichten eine schwache Neigung nach NW. auf.



Ueber die Verbreitung der Schichten von Hohenrode ist schon manches gesagt worden. Sie treten überall im Untergrunde der höher gelegenen Teile der Stadt auf; nach O. reichen sie bis an den aus dem Borntal kommenden Bach und über den neuen Friedhof hinaus bis zum Hofmannsbach. Im W. der Stadt treten diese Schichten noch in einer Ziegeleigrube südlich des Hesseröder Wegs beim Holungsbügel auf.

Ein zweites größeres Verbreitungsgebiet liegt nordöstlich von Niedersachswerfen. Vom Bahnhof der Harzquerbahn erreicht man auf der Straße nach Neustadt nach 1,2 km das von N. herabkommende Tälchen der sog. Trocken Behre. Darin sind etwa 5 Min. aufwärts Ries- und Tongruben mit den gleichen braunen Riesen und Sanden und hellen kalkfreien Tonen wie bei Hohenrode. Die Riese sind ebenfalls z. T. durch Brauneisen verkittet, aber etwas gröber, mit ei- bis faustgroßen Geschieben. Die Schichten sind ziemlich steil auferichtet und dem Anschein nach stark verbrochen. Helle Tone werden am gegenüberliegenden nordwestlichen Hang noch 20 m höher im Ackerboden aufgepflügt.

Um die Entstehung der Hohenroder Schichten beurteilen zu können, ist noch ein Eingehen auf die Beschaffenheit ihrer Auflagerungsfläche erforderlich (Querschnitt 2). An der Stolberger Straße liegt die Oberfläche des Buntsandsteins bei 240 m und fällt auf 215 m unterhalb der Gumppe. Vom Sichelberg bei Crimderode, der nur eine dünne Riesdecke trägt, bis zur Westseite des Kuhberges fällt die Oberfläche des Buntsandsteins von 255 auf 215 bis 220 m, auf 350 m Entfernung um 35 bis 40 m. Dieses starke Gefälle kann nur als Bestätigung einer hier auftretenden Störung aufgefaßt werden. Vom Kuhberg bis Hohenrode senkt sich die Auflagerungsfläche auf 1150 m Entfernung bis 198 m, also um 17 bis 22 m, von der Gumppe bis Hohenrode auf 1000 m ebenfalls um 17 m. Bei einer Bohrung im Hauptpostamt am Königshof wurden 42,20 m Ton, Sand und Ries, dann 10,20 m Ton mit Braunkohlenstücken, und darunter Buntsandstein angetroffen. Der Höhenunterschied der Buntsandsteinoberfläche von Hohenrode bis zum Königshof beträgt auf 1150 m 47 bis 48 m, der wiederum viel zu groß ist, um als ursprünglich zu gelten. Auch hier drängt sich der Gedanke an eine Störung auf, welche unterhalb der Oberstadt, am Rande des Abfalls, etwa in der Gegend der Wallrothstraße, anzunehmen wäre. Die abgesunkene Scholle umfaßt annähernd das Gebiet der Altstadt, deren südlicher Steilabfall gegen die Aue morphologisch auffällig ist; sollte hier ein Abbruch vorliegen, so wäre er sehr jugendlichen Alters. Denn das ebene Gelände, auf welchem sich in der Umgebung des Königshofs die ältesten Teile

der Stadt befinden, entspricht nach Beschaffenheit und Höhenlage zwischen 206 und 207 m mit größter Wahrscheinlichkeit einer Terrassenfläche, als welche nur die ältere interglaziale Terrasse in Betracht gezogen werden kann. Für die Annahme eines Abbruches lassen sich noch die Befunde einiger Bohrungen geltend machen. In der einen, die im Bürgerlichen Brauhaus am Taschenberg in 185 m Höhe angelegt war, wurde der Buntsandstein bei + 137 m noch nicht erreicht. In der Ulrichstraße, nicht weit vom Bahnhof, wurde der Buntsandstein erst bei etwa + 81 m über N. gefaßt.

Fassen wir zusammen, so können wir sagen, daß die Schichten von Hohenrode sich als Flußablagerungen, in erster Linie der Zorge erweisen, die eine bedenförmige Vertiefung bei Nordhausen erfüllen. Die frühere Aue reichte damals noch erheblich weiter nach N. Als Ursache für die Entstehung des Bedens ist Salzauslaugung anzusehen. Damals muß eine sich über einen längeren Zeitraum erstreckende, aber äußerst langsam erfolgende Hebung eingetreten sein, die sich nicht nur in einer Abtragung der Oberfläche, sondern mittelbar auch durch verstärkte Tätigkeit des Grundwassers auswirkte. Jeder Fortschritt des Auslaugungsvorganges hatte wieder durch Einsinken des Buntsandsteins die langsam verlaufende Bedenbildung zur Folge. Solange Hebungsvorgang, Auslaugung und Einsinken gleichen Schritt hielten, blieb das Gleichgewicht in der Flusstätigkeit, mit anderen Worten, das Gefälle, ungestört, die Zorge lagerte lange Zeit hindurch seinen Kies, Sand oder Ton, meist in Wechsellagerung, ab; bei stärkerer Hebung und vermehrtem Gefälle wuchs die Größe der aus dem Abtragungsgebiet des Harzes und des Vorlandes verfrachteten Geschiebe. So läßt sich die Entstehung der mittleren 12 m starken Riesbänke erklären, die für sich allein schon eine regelrechte Terrassenablagerung darstellen. Nach ihrem Absatz wurden diese Flußablagerungen von weiteren, stärkeren Störungen betroffen, von denen einige festgelegt werden konnten. Ob das auffällige Fehlen der Hohenroder Schichten unterhalb der Stadt Nordhausen am Rande der Aue auf Abtragung zurückzuführen ist, oder ob sie, wie wahrscheinlich, in der Aue in der Tiefe liegen, konnte bisher nicht mit Sicherheit entschieden werden.

Es soll nun versucht werden, den Betrag der Senkung festzustellen, der diese Schichten auch bei Hohenrode ausgesetzt waren; daß sie ursprünglich eine verhältnismäßig größere Höhenlage als jetzt befaßen haben, erscheint nach folgender Beobachtung als sicher. Am Weg nach Rüdigsdorf liegt bei den Worten „Dorfstelle Tütchenrode“ des Meßtischblattes Nordhausen N. an der Grenze zwischen Stinnschiefer und den Letten des oberen Zechsteins eine nicht allzu umfangreiche Ablagerung von Hohenroder

Riesen in etwa 240 m Höhe; vor etwa 10 Jahren war hier eine Grube zur Gewinnung von Sand. Zwischen diesem Vorkommen und dem Verbreitungsgebiet südlich der Gumppe erhebt sich der Heideberg bis 292 m. Nun hat wohl eine geradlinige Verbindung des Tütchenröder Vorkommens mit dem Verbreitungsgebiet bei Nordhausen mehr Wahrscheinlichkeit für sich als die Annahme, daß jenes in einem toten Winkel des ursprünglichen Tals entstanden ist. Wenn dem so ist, dann muß der Sockel des alten Tals mindestens in der Höhenstufe des Heideberg angenommen werden, und das Tütchenröder Rieslager verdankt seine Erhaltung dem Umstand, daß es um 50 m tief eingebrochen ist. Ähnliche Erfahrungen kann man auch an anderen Stellen machen, und für den, der mit der Morphologie der Gipslandschaft vertraut ist, sind derartige Erscheinungen nichts ungewöhnliches.

In diesem Zusammenhang erscheint es als durchaus wahrscheinlich, daß die ausgedehnte terrassenartig verebnete Fläche nördlich von Rüdigsdorf bis zum Gibichenhagen in der Höhenstufe zwischen 292 bis 295 m jedenfalls den Sockel des Talbodens für die Hohenroder Schichten darstellt, wofür das Vorkommen vereinzelter Geschiebe sprechen würde. Die Richtigkeit dieser Auffassung vorausgesetzt, würde sich für die Auflagerungsfläche hier und bei Hohenrode, selbst unter Berücksichtigung des als gering anzunehmenden Gefälles, ein Höhenunterschied von rund 90 m ergeben, ein Betrag, der ungefähr den Umfang der Absenkung bei Hohenrode bezeichnet.

Die Ablagerungszeit der Hohenroder Schichten muß, bei ihrer für Flußablätze immerhin ziemlich großen Mächtigkeit, einen Zeitabschnitt von entsprechend langer Dauer umfassen. Eine solche Zeit bleibt nicht ohne Einfluß auf die Umgestaltung der Landschaft. An das bei Rüdigsdorf als Terrassensockel bezeichnete Gelände schließen sich am Harzrand niedrige und flache Gebiete an, die zunächst beiderseits des Behretals zwischen 300 und 320 m liegen. Von dieser Höhenstufe aus bemerkt man ein sehr langames Ansteigen des Geländes, bis dann der Berghang steilgebösch sich zur Höhe aufwärts schwingt. Die sanften Vorhöhen schmiegen sich so gewissermaßen dem Abfall des Gebirges an. Aber es läßt sich auch weiter feststellen, daß das verebnete Gebiet sich noch ein wenig in die seitlich vom Haupttal gelegenen Täler hineinzieht. Daß diese milden Geländeformen ihre Ausgestaltung einer Abtragung verdanken, die eine längere Dauer beansprucht hat, kann keinem Zweifel unterliegen. Die gleichen Formen wie am Kl. Lienberg in der Umgebung von Osterode treffen wir weiter westlich beim Dornberg an, bei Appenrode, Werna bis gegen Sachsa. 500 m nördlich vom Hummelfopf finden sich zahlreiche Braunkohlenquarzite, auch

vereinzelte Geschiebe zwischen 300 und 305 m, wohl als letzte Reste einer Terrasse. In der Umgebung von Ellrich ist ein ausgesprochener Terrassensockel in ungefähr 320 m Höhe vorhanden, wie hier nicht unerwähnt bleiben darf; so über den Klippen in der Umgebung der Höhe 320,8; am Pontelberg bei Punkt 321,5; ferner etwa 1 km nördlich Werna auf dem Bergrücken zwischen Ellerbach und Sülze; schließlich am Galgenberg südlich von Sülzhayn. Die Höhenlage, sowie die morphologisch gleichartige Gestaltung der erwähnten Gebiete stützen die Auffassung, daß diese Formen einheitlich und zu gleicher Zeit entstanden sind.

Wegen des Fehlens organischer Reste stößt die Altersbestimmung der Hohenroder Flußablagerungen auf Schwierigkeiten. Die oberen feinen rötlichen Sande werden auf dem Geiersberg bis zur Osterstraße von groben Schottern der vorletzten präglazialen Zorgeterrasse überlagert, bei deren Bildung bereits wesentlich andere Gefällsverhältnisse herrschten. Inzwischen müssen die Hohenroder Schichten gestört worden sein —, war die Hebung des Gesamtgebiets weiter fortgeschritten, so daß sich das Gefälle der Zorge erheblich verstärkte. Die Hohenroder Schichten sind deshalb ziemlich weit in die Voreiszeit zurückzuversetzen. Entscheidend sind bei der Festlegung ihres Alters auch noch ihre eigenartige Beschaffenheit, der hohe Verwitterungsgrad der Grauwadengeschiebe, das Vorherrschen kieseliger Gesteine, die Kalkfreiheit, vielleicht auch ihre ausgesprochene Braunfärbung, die wohl ebenfalls als eine Folge stärkerer Verwitterung aufzufassen ist und für eine etwas höhere Jahreswärme als gegenwärtig spricht. Mildere, wenig ausgeprägte Landschaftsformen und ein etwas wärmeres Klima sind Bedingungen, die noch im jüngeren Pliozän geherrscht haben. Diese Erwägungen sind dafür bestimmend, die Schichten von Hohenrode als j u n g p l i o z ä n aufzufassen.

## VI. Die Talbildung vor der Eiszeit.

Der Verlauf der jüngeren Talbildung spiegelt sich in den Terrassen wieder, in den erhalten gebliebenen Resten der ehemaligen Talböden. Sie zeigen, daß die Aufwärtsbewegung des Landes sich auch während des Diluviums kräftig fortsetzte, selbstverständlich ebenso die Zerstörung der Salzlager. Denn jede Tieferlegung eines Tales durch den darin fließenden Fluß hat eine Aenderung der bisherigen Gefällsverhältnisse zur Voraussetzung. Eine Vergrößerung des Gefälles, wie sie im Gefolge einer Hebung des Flußgebietes eintritt, belebt die Kraft des Flusses, sein Bett und sein Tal von neuem einzuschneiden und zu vertiefen. Diese in erster Linie vom Gefälle abhängige Tätigkeit wird durch die

Wasserführung unterstützt; beide wirken auch bei der Abfuhr der Geschiebe zusammen. Daher können wir umgekehrt auch aus dem Vorkommen älterer Talböden in verschiedenen Höhenlagen übereinander entsprechende Stufen folgern.

Obwohl unser Südharzvorland noch innerhalb des Verbreitungsgebietes der nordischen Vereisung Thüringens liegt, sind Gesteine nordischer Herkunft nur spärlich in die Flußtiefe gelangt und, weil selten, gewöhnlich ziemlich schwierig darin nachzuweisen. Das Eis der zweiten oder Elstereiszeit, welche unser Gebiet eben noch berührt hat, muß bei Nordhausen schon an den Vorbergen seine seitliche Grenze gefunden haben. Außerdem sind hier im Gebiet des ehemaligen Eisrandes die Absätze des Eises größtenteils schon wieder zerstört. Während noch auf der Höhe nördlich von Bielen und bei der Kiesgrube am neuen Friedhof, sowie in dem Gelände nordwestlich davon nordische Gesteine häufig gefunden werden und in der Hohekreuzstraße in einer Baugrube Störungen des Untergrundes durch Eisdruck beobachtet wurden, fehlen westlich der Behre eiszeitliche Spuren so gut wie vollständig. Zwischen Ilfeld und Ellrich fand ich zweimal kleine Feuersteine, von denen der eine obendrein bearbeitet war, und bei Ellrich bei Punkt 313,7 über den Klippen ein faustgroßes Geschiebe eines roten nordischen Granits.

Die eiszeitlichen Ablagerungen dienen als Grundlage für die Gliederung der diluvialen Flußterrassen; außerdem ist die Höhenlage noch bei der Bestimmung der Aufeinanderfolge der Terrassen in Betracht zu ziehen.

Die diluvialen Ablagerungen unseres Gebietes lassen sich in folgender Weise gliedern:

1. Ablagerungen der Voreiszeit:  
Schotter der präglazialen Terrassen III bis VI;
2. Ablagerungen der Elstereiszeit:  
Geschiebelehm und Schmelzwasserabsätze;
3. Interglaziale Schotter:  
a) 28 m-Terrasse,  
b) 20 m-Terrasse;
4. Ablagerungen der Nacheiszeit:  
a) jüngste Terrasse,  
b) Aufschüttungen des heutigen Talbodens,  
c) Löß.

Die ältesten diluvialen Bildungen sind Flußablagerungen, die gebildet wurden, bevor das Inlandeis während der Elstereiszeit über den Ostharz in das südliche Vorland des Harzes gelangte. Es handelt sich um hoch gelegene Flußtiefe, die nach

ihrem Auftreten in vier verschiedenen Höhenstufen vier Terrassengruppen zuzuteilen sind und sich entsprechend mit den an der Saale, Werra und am Rhein auftretenden Terrassen vergleichen lassen. An den genannten Flüssen kommt der Hauptterrasse wegen ihrer Ausdehnung eine besondere Bedeutung zu; ihre Ausbildung setzt einen längeren Stillstand der Tiefenerosion und der Hebung Mitteldeutschlands voraus, so daß es zu einer ausgesprochenen Mäanderbildung kommen konnte. Die Hauptterrasse liegt am Rhein oberhalb Koblenz und an der Lahn 135 m, an der Werra 135 m, an der Saale 140 bis 144 m (Plattenbergterrasse) über der Talau. Durch die neu einsetzende Hebung entstanden vor der Elstereiszeit 6 Terrassen, die nach ihrer Aufeinanderfolge als präglaziale Terrassen I bis VI bezeichnet werden sollen. Die einander entsprechenden Terrassen der Voreiszeit liegen an der Werra 114, 103, 93, 83, 61 und 48 m, an der Saale nach Raumann, Töpfer, Wagner, Wolff u. a. 116, 104, 93, 83, 61 und 48 m über der Talau. Aus dieser Übereinstimmung ist ersichtlich, daß bei beiden Flüssen die präglaziale Talbildung den gleichen Verlauf genommen hat. In diese Höhenstufen ordnen sich die erhaltenen Terrassen unseres Gebiets ebenfalls ein.

Zwischen Tüttshawenden und dem Rodeberg westlich von Berga treten 4 Terrassen übereinander auf; Terrasse III auf der Höhe des Rodebergs bis 251,7 m, 96 m über der Aue; Terrasse IV bei 234 (79 m); V zwischen 210 und 215 (55 bis 61 m); VI zwischen 200 bis 205 (45 bis 50 m) über der Aue. Die Schotter führen u. a. neben Grauwacken viele flachscheibenförmige Geschiebe von Tonschiefer, reichlich Quarz und Braunkohlenquarzit. Die Mächtigkeit dürfte mit durchschnittlich 15 m eher zu niedrig als zu hoch angegeben sein. Man könnte den Eindruck gewinnen, als ob der ganze flache Hang aus Schottern aufgebaut wäre, wenn nicht der Buntsandsteinsodol des Berges an einigen Stellen aus der Riesdecke hervorträte. In der Riesgrube 500 m südöstlich vom Rodeberg liegt ein ansehnlicher Block Braunkohlenquarzit von  $1\frac{1}{4} \times 1\frac{1}{4}$  m; ein noch größerer soll im Ackerboden unterhalb des Rodebergs stecken; beide verdienten, geschützt zu werden.

Von Berga bis Nordhausen lassen sich an den niedrigen Höhen im N. der Aue die Riese der letzten präglazialen Terrasse wiederholt feststellen; u. a. nordöstlich Görsbach zwischen Hungerberg und Kuhberg bei etwa 200 m (44 m), westlich Urbach bei 207 m (43 m), nordwestlich Bielen am Riesberg zwischen 215 bis 222 m (42 bis 49 m). Der flache Hang zwischen der Linde und Bielen besteht aus ziemlich feinem Kies mit im Durchschnitt hasel- bis walnußgroßen Geschieben, darunter vielen aus Buntsandstein. In seiner Gesamtheit erweckt der Hang infolge seiner

sankten Neigung den Eindruck einer schräggestellten, zur Aue geneigten Terrassenfläche. Zu diesem Terrassenzug können noch zwei kleinere Vorkommen von Nebentalschotter aus gut gerundeten Geschieben von Buntsandstein gezählt werden, und zwar westlich von Leimbach bei 220 m, sowie 300 m westlich von Punkt 222,4. Auffällig ist das Fehlen von Riesen der übrigen Terrassen am Nordrande der Aue, obgleich die Verhältnisse im Gelände für ihre Entfaltung günstig zu sein scheinen. Reste der präglazialen Terrasse V liegen dem Anschein nach auf der Höhe zwischen Urbach und der Löchenmühle bei 218 bis 219 m (53 bis 54 m) vor.

In Nordhausen erstreckt sich die letzte Terrasse VI von der Hohekreuzstraße bei 225 m (45 m) über die Morgenröte anscheinend bis zum Petrifirchplatz in 217 m Höhe. Einen hervorragenden Aufschluß bot im Jahre 1934 die über 4 m tiefe Baugrube für das neue Feuerwehrgebäude; der Ries war bis 3 m tief durch den Druck des Inlandeises gestört; in dieser Tiefe wurde der große Braunkohlenquarzit im Gewicht von 36 Zentnern freigelegt, der im Garten des Lindenhofmuseums, zusammen mit anderen nordischen Findlingen aus der Sandgrube am neuen Friedhof, aufbewahrt wird.

In der Oberstadt ist die vorletzte präplaziale Terrasse von der Osterstraße bis zur Schönen Aussicht und bis zum Warttürmchen in breiter Fläche wohl erhalten. Ihre Oberfläche liegt in 255 m Höhe, ihre Unterkante am Rosengarten bei 249 bis 250 m, am Hochbehälter des Wasserwerks wahrscheinlich bei 247 m und beim Lindenhofmuseum bei 245 m, sodaß die am Geiersberg beim Rosengarten 5 bis 6 m betragende Mächtigkeit nach S. zuzunehmen scheint. Die Unterlage bilden die oberen feinen rötlichen Sande der Hohenroder Schichten, für die der grobe grandige Schotter eine schützende Decke bildet; auf dieser Decke breitet sich jetzt die Oberstadt aus. Die Grenze beider verschiedenaltigen Flußablässe der Zorge ist im Gelände durch eine Kante gut erkenntlich, obgleich die Stufe nur eine geringe Höhe hat; ihre Entstehung wird durch die Sande verursacht, über welchen das im groben Ries versickernde Grundwasser austritt; durch den abgleitenden feinen Sand wird die Kante herausgearbeitet. Die Geschiebe dieser Terrasse überstreuen die Gehänge bis zur Talsohle hinunter; sie sind erheblich größer, und überschreiten die Größe einer Faust noch. Der Anteil der Grauwacken ist erheblich größer als bei den Riesen von Hohenrode; die Grauwacken sind bräunlich zersezt, und ihre Festigkeit ist noch immer viel geringer als diejenige der frischen Grauwacken der heutigen Zorge; dazu gesellen sich Kiefelschiefer, Porphyre und Porphyrite, Milchquarze und Braunkohlenquarzite. Die Grauwacken sind häufig von Sprüngen durch-

steht, sodaß sie dann rasch zerfallen, offenbar eine Folge nachträglicher diluvialer Spaltenfrosthwirkung. Nach ihrer Größe stehen diese Geschiebe ungefähr in der Mitte zwischen den Riesen der Hohenroder Schichten und den recht groben Schottern, welche die Zorge in der Gegenwart mit sich führt. Nach einer freundlichen Mitteilung des Herrn Museumsdirektors Dr. A. Stolberg hat er im Jahre 1881 aus dem Schotter dieser Terrasse in einer Riesgrube beim Kaiserberg einen über 1 m langen Stoßzahn von Elephas geborgen, der in 2 bis 3 m Tiefe lag, und dem hiesigen Museum übergeben. Leider konnte dieser wertvolle Fund bisher nicht mehr aufgefunden werden.

In dem Gebiete oberhalb der Stadt Nordhausen lassen sich die beiden letzten präglazialen Terrassen längs der Zorge, Behre und Wieda weiter verfolgen. Die Terrassen treten regelmäßig auf der linken Seite der Täler auf; mit der Eintiefung war eine seitliche Verlegung der Flußläufe verbunden, und zwar in den von W. nach O. gerichteten Laufstrecken nach S., in den N.-S. gerichteten Abschnitten meist nach W.

Die Terrasse VI ist bei Crimderode zwischen 246 bis 247 m (47 bis 48 m) und am Johannisberg bei Niedersachswerfen in 254 m (47 m) Höhe nachweisbar. Hier reicht in der Lehm- und Riesgrube südöstlich des Punktes 254 der Schotter bis 235 m hinunter und ist mindestens 19 m mächtig. Ueberhaupt ist am Johannisberg die Auflagerungsfläche des Schotters sehr unregelmäßig gestaltet, und zwar infolge der Bildung von Erdfällen im unterlagernden älteren Gips. Der Schotter enthält reichlich große Geschiebe, bis zur Größe eines Kopfes, zumeist von Grauwacke, jedoch auch von Braunkohlenquarzit. An der Ostwand der Grube finden sich zusammen mit weißlichem Ton viele kleine Geschiebe von Quarz und stark gebleichten Kiesel-schiefern. Ähnliche Geschiebe beobachtete ich auf dem Mühlberg, östlich des Punktes 316,6 in 315 m Höhe. Vielleicht liegen hier Reste von Pliozän vor. Westlich vom Johannisberg ist beim Punkt 265,3 noch Ries der höheren Terrasse V erhalten.

Bei Niedersachswerfen treten beide Terrassen am Weg nach der Hardt übereinander auf, bei 260 (45 m) und am Viertelberg bei 277 (43 m), die höhere auf der Hardt bei 286 m mit recht großen Geschieben von Grauwacke, Kiesel-schiefer, Braunkohlen-quarzit, auch Melaphyr. Die Kiesel-schiefer stammen aus dem Einzugsgebiet der Zorge, deren Tal damals noch über Appenrode und nördlich des Mühlbergs zur Behre verlief. Die Unterlage des groben Schotters bilden wie bei Nordhausen die Hohenroder Schichten, die in der Trodenen Behre aufgeschlossen sind, von wo



wir sie schon kennen. Als letztes Vorkommen ist ein Schotterrest am Hasenkopf bei 295 m (55 m) zu nennen.

Mehrere wohl erhaltene Terrassenflächen geben die Möglichkeit, die Ausgestaltung des Wiedatal's zu verfolgen. Gleich nördlich des Zusammenflusses der Wieda und Zorge stellen wir Terrasse VI auf der Harbt bei 260 m mit ausgesprochener Terrassenfläche fest, 50 m über der Talsohle, weiter bei Woffleben am Galgenberg bis 263 m (47 m). Die Schotter erreichen hier wenigstens 12 bis 15 m Mächtigkeit; höher liegt ein ebenfalls 1 km langer Schotterrest der Terrasse V bis 281,6 m (63 m). Nach einer Unterbrechung durch das Tal des Lohmühlenbaches setzt die untere Terrasse bei 265 m (43 m) wieder ein und erstreckt sich bis Gudersleben, aber auch noch etwas nach N. Weiter talaufwärts gestaltet sich die Feststellung dieser Terrasse schwierig; sie ist noch einmal am Ostabfall des Reeseberges vor Walkenried bei 295 m (36 m) deutlich ausgebildet. Dafür ist die Terrasse V wohl entwickelt, zunächst oberhalb Gudersleben im Lindenhai bei 285 m (55 m), dann auf dem Buchloh bei 295 m (61 m). Zwar sind beide Terrassenflächen 700 m von einander entfernt, der Höhenunterschied beträgt jedoch 10 m, ein Wert, der fast dreimal so groß ist als das Gefälle der Wieda jetzt. Nach der Entstehung dieses Talbodens muß hier eine Verbiegung oder Absenkung des talabwärts gelegenen Terrassenstücks am Lindenhai eingetreten sein. Auf diesem Talboden war gerade in diesem Gebiet die Aufschüttung von Schotter recht beträchtlich, nicht nur in Bezug auf die räumliche Ausdehnung, sondern auch auf die Mächtigkeit.

An dem von Wiedisghof über den Langenberg nach Ellrich führenden Fahrweg liegt oberhalb der Krümmung am Kirschberg ein Schotter bei 320 m (83 m), der mindestens 5 bis 7 m mächtig ist und der präglazialen Terrasse IV zuzurechnen ist. Die Zusammensetzung ist die übliche; die Geschiebe werden bis faustgroß. Als linker Talrand hat für diesen Talboden der 330 bis 339 m hohe Langenberg zu gelten, der mithin noch jetzt diesen hoch gelegenen Talboden der Wieda um 10 bis 19 m überragt. Ganz anders jedoch liegen die Verhältnisse auf der rechten Talseite bei Obersachsenwerfen. Der das Wiedatal gegen S. begrenzende Höhenzug erhebt sich zwischen Obersachsenwerfen und Liebenrode nur bis 261 m, im Ragenschwanz bis 290 m, bleibt also noch unter der Höhe der ehemaligen Talböden IV und selbst V. Da die damalige hochgelegene Talaue auch einen sie begrenzenden und überhöhenden rechten Talhang hatte, weil sonst der Fluß in südlicher Richtung zur Helme geströmt wäre, so hat hier inzwischen eine entsprechende Erniedrigung des wassercheidenden Höhenzuges stattgefunden. Hierzu haben die oberflächliche Abspülung durch das Wasser und

die unterirdische Auflösung des Gipses, verbunden mit Senkungen des Bodens, in gemeinsamer Arbeit beigetragen. Gerade das Gebiet zwischen Steinsee und Clettenberg ist ungemein reich an Erdfällen und Einbrüchen, die das Zusammensinken des Bodens infolge der Auflösung und Wegführung des jüngeren Gipses sinnfällig vor Augen führen. So wiederholen sich hier, aber viel langsamer, mit der Zerstörung des jüngeren und älteren Gipses die gleichen Vorgänge, welche sich vor Hunderttausenden von Jahren in diesem Gebiet schon einmal im Gefolge der Zerstörung der Steinsalzlager abgepielt haben. Noch einer anderen Erscheinung, die mit der Durchlässigkeit des Gipses zusammenhängt, ist zu gedenken: das ist das Eindringen und Versinken des Wassers im Tal des Sachsegrabens und der Wieda. Der etwa  $1\frac{1}{2}$  km südlich der Wieda fließende Steinbach liegt bei Steinsee 15 bis 20 m tiefer und muß daher das Wasser an sich ziehen, weil dadurch das Grundwasser ein Gefälle nach S. erhält; ebenso, wie die Tüte das versunkene Wasser der Steina, und der Mühlbach bei Clettenberg das Wasser des Sachsegrabens empfängt. Dieser Vorgang könnte im Laufe der Zeit einen Durchbruch der Wieda herbeiführen, da ihr Talboden gegenwärtig durch Aufschotterung erhöht wird, teilweise als Folge der Gefällsabnahme, teils auch als Folge der Versickerung des Wassers, wodurch andererseits der Absatz der Geschiebe natürlich wieder begünstigt wird.

Zwischen Wiedigshof und Branderode liegen noch Schotter, die z. T. der Wieda entstammen, während die übrigen nach ihrer Lage dem Sachsegraben, der die von Sachsa kommende Uffe fortsetzt, zuzurechnen sind. Wir erkennen hier einander offenbar entsprechende Terrassen in 267 m, bei Branderode in 275 m Höhe, und eine höhere bei 297 m (47 m) beiderseits des Schlaftals, aber die Geschiebe bedecken auch noch die Höhe 303,2 (53 m); die gleiche Zweiteilung finden wir am Kupferberg bei Walkenried wieder, wo eine Terrassenfläche zwischen 297,5 und 300 m deutlich ausgebildet ist, also rund 32 bis 34 m über der Wieda liegt, während der Schotter aber noch bis 309,4 m hinaufreicht, oder bis 41 m über dem Tal. Am Geiersberg ist noch eine letzte Schotterbede bis 313 m hoch erhalten mit faust- und kopfgroßen Geschieben von gebräunten Grauwacken; häufig sind rötliche Porphyre, selten Kieselgeschiefer und Quarz. Wenigstens die höheren Schotter entsprechen, trotz des geringen Abstandes von der heutigen Talsohle, der präglazialen Terrasse V. Das Gefälle der Schotter ist hier in der Nähe des Gebirges geringer als das des heutigen Tales. Die zuletzt angeführten Schotterreste auf dem Kupferberg und Geiersberg sind noch dadurch eigenartig, daß sie auf ringsum frei aufragenden Höhen liegen; ihnen fehlen heute die sie früher begren-

zenden Talhänge. Da die Fortsetzung der Terrassen in nördlicher Richtung hier nicht mehr vorhanden ist, wir vielmehr eine breite flache und tiefe Senke vorfinden, so muß eine erhebliche Abtragung stattgefunden haben, die durch die verhältnismäßig lockeren Schichten des Rotliegenden, den Walkenrieder Sand, begünstigt wurde.

Bevor wir das Gebiet der Wieda verlassen, ist noch auf ein kleines Riesvorkommen von höherem Alter aufmerksam zu machen. Am Reeseberg tritt 100 m nördlich von Punkt 301,8 in Verbindung mit grauem Ton ein Ries auf, der neben gebleichten Kiesel-schiefern zahlreiche Quarzgeschiebe enthält; diese sind walnuß- bis eigroß und ausgezeichnet gerundet. In keinem jüngeren Schotter dieses Gebietes sind Quarzgeschiebe so zahlreich; vielmehr handelt es sich hierbei um einen jener Reste tertiären Rieses, der zufällig erhalten geblieben ist.

Die Entwicklung des Zor-ges-y-s-t-e-m-s war zweifellos begünstigt durch das bogenförmige Einspringen des rotliegenden Deckgebirges in den Harzkörper, das bei Sachsa seinen Abschluß findet. Wie stark sich gerade in diesem Gebiet die pliozäne Abtragung ausgewirkt hat, wurde schon erwähnt. Die Verfolgung der Zorgeterrassen zeigt eine auffallende Verlegung ihres Laufes. Denn die präglazialen Zorgeterrassen finden wir in dem Talzug, der sich von Appenrode nördlich vom Himmelberg und Mühlberg nach Niedersachswerfen hinzieht. Südlich vom Hummelkopf ist in der Höhe 287 der von Schotter entblößte Sockel der präglazialen Terrasse V zu erkennen, während Terrasse VI durch Riesvorkommen bei 250 m, weiter westlich zwischen 255 und 260 m angezeigt wird. Ihre Fortsetzung ist jenseits des Fuhrbaches eine Schotterfläche bei 261 m, während den oberen Teil des Berges bis 292 m hinauf der Schotter der Terrasse V einnimmt. Unter den Geschieben, die durchschnittlich faustgroß, gelegentlich auch noch größer sind, befinden sich neben Braunkohlenquarziten reichlich Kiesel-schiefer aus dem Einzugsgebiet der Zorge, aus deren Vorkommen die Zugehörigkeit dieser Riese zur Zorge einwandfrei hervorgeht. Jenseits des Ellerbaches sind beide Terrassen vorhanden, die untere nördlich von Bischofferode bei 268 m, die höhere auf dem Zwischensberg (290,6 m) zwischen Appenrode und Werna. Die Mächtigkeit der Schotterdecke beträgt am Nordhang dieser Höhe 15 m, gegen O. und S. mindestens 25 bis 30 m. Nördlich von dieser Schotterterrasse treffen wir noch am Bachberg zwischen Appenrode und Werna auf einen Terrassensockel in 290 bis 292 m Höhe, der wohl zu dieser Terrasse zu rechnen ist.

Infolge der hohen Durchlässigkeit des Rieses dringt das Wasser der Niederschläge rasch in die Tiefe, bis es auf den darunter befindlichen älteren Gips trifft und ihn auflöst. So erklärt sich die

Entstehung der zahlreichen, teilweise recht tiefen Erdfälle, die sich von der Kelle her in östlicher Richtung erstrecken; auch die Entstehung der Senke, die sich von den Erdfällen aus gegen den Ellerbach hinzieht, ist durch die Wegführung des Gipses zu erklären.

Ueberschreiten wir die von Werna herabkommende Sülze, so treffen wir gegen Ellrich hauptsächlich noch Ablagerungen der letzten präglazialen Terrasse, so am Zimmerbeil bis 275,9 m (44 m) und am Galgenberg zwischen 270 bis 275 m, südlich des Bahnhofs bei der an der Straße nach Gudersleben liegenden Ziegelei in 275 m Höhe (35 m); hier lagert der Kies zwischen 260 und 265 m auf dem älteren Gips, dessen Oberfläche karrenartig ausgewaschen ist und viele enge und weitere Hohlformen von unregelmäßiger Gestalt aufweist. Bei der Ziegelei bedeckt der Schotter noch die Wasserscheide gegen den zur Lochmühle hinabführenden Grund, dessen Entstehung danach jünger sein muß, da sonst die Zorge weiter zur Wieda geflossen wäre. Derselbe Kies findet sich ferner auf dem Burgberg 272 m (27 m), und ein Rest davon noch auf dem Röhlingsberg bei 275 m (25 m); der 285 bis 290 m hohe östliche Teil dieses Berges dürfte als Sockel der höheren Terrasse aufzufassen sein.

So ist es bei allen drei Harzflüssen unseres Gebietes erst im Vorland zur Ausbildung breiterer Talböden gekommen, während im Gebirge selbst die von den Flüssen geleistete Arbeit nur zur Eintiefung der Täler führte.

Am Galgenberg legt sich der eben erwähnte Kies auf einen noch älteren auf, von dem er sich durch sein anderes Aussehen und seine Zusammensetzung deutlich unterscheidet. An dem Wege, der am Friedhof vorüber zum Galgenberg führt, steht bis 260 m der Kalkstein des unteren Jechsteins an, der auch bei der Erweiterung des Friedhofs freigelegt wurde. Von hier bis zur Höhe bei 285 m findet man eine Schotterablagerung, die in mehreren Gruben entblößt ist. Grobe Kessschichten wechsellagern mit rötlichen Sanden, die als umgelagerter Walkenrieder Sand gedeutet werden können. Die Geschiebe sind wenig gerundet und bestehen u. a. vielfach aus Sandsteinen des Rotliegenden; ziemlich häufig sind gut gerundete Quarzgeschiebe, wohl auch aus rotliegenden Gesteinen. Einzelne Geschiebe sind grau, andere braun gefärbt und erscheinen Braunkohlenquarziten ähnlich. Schließlich kommen auch noch graue bis graugrünliche Tone vor. Am Südabhang des Berges sind diese Flußablässe erheblich gestört, z. T. recht steil gestellt. Entweder kann man die Störungen als Rutschungen am Gehänge auffassen, oder eher als Nachsackungen beim Verschwinden des Gipses, der offenbar zur Zeit der Bildung dieser Schotter und Sande den rechten Uferhang gebildet hat. Am nächsten liegt natürlich der

Gedanke, daß hier ein Rest der vorletzten präglazialen Terrasse erhalten ist; aber andererseits ist auch eine gewisse Ähnlichkeit mit den Hohenroder Schichten vorhanden. Während die Riese der beiden unteren präglazialen Terrassen sonst einander ziemlich gleichen, unterscheidet sich die Ablagerung vom Galgenberg erheblich von den übrigen bei Ellrich zur letzten präglazialen Terrasse gestellten Riesen.

Bis zur Zeit dieser Terrasse ist die Zorge am nördlichen Gipszug entlang geflossen, um sich oberhalb von Niedersachswerfen mit der Behre zu vereinigen. In späterer Zeit hat sie ihr Tal in südöstlicher Richtung verlegt und den schmalen Durchbruch durch den nördlichen Gipszug bei Woffleben geschaffen, und nun benutzte sie auf eine kurze Strecke das breitere Tal der Wieda. Die Enge des Tals bei Woffleben, dessen linken Hang weiße Gipsfelsen in steilen Abstürzen begleiten, steht sichtlich im Gegensatz zu der Ausweitung der Täler sonst im Vorland. Selbst das verlassene Talstück der Zorge ist viel breiter. Die Durchbrechung des etwa 1 km breiten Gipsriegels bei Woffleben ist auf zwei Ursachen zurückzuführen. In dem vor Bischofferode aufgeschütteten Ries der letzten präglazialen Terrasse konnte das Wasser leicht und schnell und, da der entsprechende Talboden der Wieda tiefer lag, infolge des dadurch bedingten Gefälles nach S. zur Wieda unterirdisch abströmen. Eine Hebung wirkte sich außerdem bei der Wieda und ihrem Tal viel früher aus als bei der Zorge im alten Tal, wegen des Umweges um den Mühlberg, und so wurde der Höhenunterschied zwischen beiden Tälern noch größer. Für den Vergleich muß auch die Höhenlage der Unterfläche der beiden Täler berücksichtigt werden; dabei tritt der Höhenunterschied noch stärker als bei den Terrassenoberflächen in die Erscheinung. Durch das versinkende und wegen des nach S. gerichteten Gefälles dorthin abfließende Grundwasser wurde der Gips unterirdisch aufgelöst. Erdfälle und Einstürze entstanden und führten allmählich den Durchbruch herbei.

Wie der Gips infolge seiner Löslichkeit die Talbildung begünstigt und zukünftige Talverlegungen vorbereitet, wollen wir noch durch den Hinweis auf einen derartigen Vorgang in dem Gebiet zwischen Walkenried und Ellrich andeuten. Hier liegen neben der von Ellrich herkommenden Eisenbahn die als Einstürze anzusehenden Pontelteiche und, hinter dem Tunnel, der von steilen Abstürzen umrahmte schöne Stelteich. Beide Teiche werden durch den aus Gips bestehenden Rücken des Himmelreichs getrennt, der etwa 400 m breit und 64 m hoch ist. Darin befinden sich zwei durch Auslaugung entstandene Höhlen; die größere ist 150 m lang, 100 m breit und 38 m hoch. An ihrem Grunde fließt ein Höhlenbach entlang zum Pontelteich.

Es ist leicht festzustellen, daß hier ein unterirdischer Abfluß von Wasser vorliegt, dessen Ursprung auf die Wieda, genauer auf ihren Grundwasserstrom zurückzuführen ist. Die Wieda fließt oberhalb des Itelteiches in einem mit groben Geschieben aufgefüllten Talboden von 261 bis 260 m Höhe. Von hier bewegt sich ein Grundwasserstrom in östlicher Richtung, der zwischen 258 bis 259 m Höhe seinen Anfang nimmt, einige Quellen am Rande des 254 m hochliegenden Itelteiches, sowie den Höhlenbach speist und am Pontelteich in 246 m Höhe austritt. Dieser Grundwasserstrom hat auf etwa 1,7 km ein Gefälle von 12 m, also 7 m auf 1000 m. Der Abfluß ist ein nie versiegender, meist recht wasserreicher Bach, der bei Cleisingen in die Zorge geleitet wird. Welche Wirkungen von dem Grundwasserstrom ausgehen, bezeugen die beiden Himmelreichhöhlen, deren Einbruch zur Zerstörung des Riegels am Himmelreich erheblich beitragen wird. So ist es möglich, daß hier nach Jahrtausenden eine Ablenkung der Wieda zur Zorge erfolgen kann. Und in ähnlicher Weise, so stellen wir uns diesen Vorgang vor, dürfte sich der Durchbruch der Zorge zur Wieda bei Woffleben vollzogen haben.

## VII. Eiszeit und Talbildung.

Die Wirkungen, welche in dem Einfluß der Eiszeit begründet sind, sollen nur gestreift werden. Einige allgemeine Gesichtspunkte seien kurz angedeutet. Einmal, während der zweiten oder Elstereiszeit war ein Teil des Vorlandes vergletschert. Aber wir müssen uns vergegenwärtigen, daß vor dem Erscheinen und nach dem Abschmelzen des Inlandeises, ferner während der drei übrigen Eiszeiten unser Gebiet einen großen Teil des Jahres eine Schneedecke trug, und daß der Boden wahrscheinlich tief hinunter gefroren war. Alljährlich kurze Zeit in den Sommermonaten taute der Boden nach dem Abschmelzen des Schnees an der Oberfläche auf, und es trat, sobald die Neigungsverhältnisse das irgendwie gestatteten, ein seltsames Abwärtsgleiten des Verwitterungsschuttes, ein Bodenschießen ein, wenn der tonig-lehmige Boden stark durchfeuchtet wurde, was beständig der Fall war. Der Bodenfluß hat die Verwitterungsdecken aus der Voreiszeit und Tertiärzeit, soweit sie noch erhalten waren, zum größten Teil zerstört und beseitigt. Gleichzeitig kam es überall, namentlich im Gebirge zu einer gesteigerten Wirksamkeit des Spaltenfrosts, zu einer umfangreichen Gesteinszertrümmerung und Schuttbildung. Der Schutt wurde durch Bodenschießen, Schmelzwasser und Regen den Flüssen zur Weiterbeförderung zugeführt. Auf diese Sprengwirkung gehen die Klippen und Schutthalben zurück, welche in

unseren Südbharztälern nur gelegentlich auftreten, in viel größerem Umfang bereits im Bodetal.

Das sommerliche Abschmelzen der Schneedecke hatte eine stärkere Wasserführung aller Flüsse und Bäche zur Folge, wobei auch die geringere Verdunstung mit in Rechnung zu stellen ist. Monatelang strömten durch jedes Tal, selbst durch die Trockentäler des Gipsgebietes wasserreiche Bäche; die Hochwasser der Flüsse überfluteten ihre Ufer und verwandelten die Goldene Aue in einen See. So wurden riesige Mengen von Verwitterungsschutt abgehoben und verfrachtet und in der Goldenen Aue teilweise aufgeschüttet. Noch heute ziehen sich Schuttkegel aus den Schluchten des Kyffhäusergebirges und breiten sich davor im Tal von Lilleda fächerförmig aus. Das Inlandeis hat seine als Geschiebemergel bezeichnete Grundmoräne besonders in dem Gebiet nördlich der Goldenen Aue hinterlassen; namentlich in der Riesgrube am Neuen Friedhof sind zahlreiche Findlinge, kleinere und größere Blöcke nordischer Gesteine neben Feuersteinen gefunden worden; weitere Stellen sind u. a. an der Bielenischen Linde, der Kahle Berg (208,5 m) zwischen Urbach und Görsbach. Ein als Schmelzwasserabsatz zu deutender Kies mit vielen nordischen Bestandteilen ist in der Sandgrube zwischen der alten Heerstraße und Ebersborn vor Urbach aufgeschlossen. An wenigen Stellen sind Schottereste zweier interglazialer Terrassen erhalten, die 28 und 20 m über dem heutigen Talboden liegen, in der Regel nur da, wo zwei Täler zusammentreffen. Die ältere Terrasse zieht sich vom Eulenberg bei Salza nach dem Holungsbügel; ihre Oberfläche liegt bei 213 m (28 m). Die Aufschotterung beträgt 8 bis 10 m und darüber und nimmt gegen das Tal zu. Der Schotter ruht auf dem tertiär vertonten Buntsandstein, nach E. schieben sich noch Tone und Sande der Hohenroder Schichten dazwischen. Die Geschiebe unterscheiden sich in der Größe kaum noch von den Geschieben des heutigen Talbodens, als Beweis dafür, daß die Gefällsverhältnisse den gegenwärtigen ungefähr gleich kamen. Dieser Terrasse entspricht jedenfalls auch das verhältnismäßig ebene Gelände, auf welchem in 206 bis 207 m Höhe die alte Stadt zwischen Dom und Königshof angelegt wurde. Der gleiche sehr grobe Schotter tritt bei Niedersachswerfen nordöstlich vom Harzquerbahnhof in einer kleinen Terrasse bei 232 m auf. Ein drittes Vorkommen befindet sich westlich der Kirche von Verga, wo eine deutliche Terrassenfläche bei 177 m (25 m) festzustellen ist, deren Kies reichlich flache, bis faustgroße Geschiebe von Schiefer, daneben auch Quarze und Braunkohlenquarzite enthält.

Die jüngere Terrasse tritt bei Woffleben, 200 m südlich der Haltestelle in 236 m Höhe (21 m) auf. Einige weitere Vorkommen

liegen an der alten Straße am Rande der Aue, z. B. westlich vom Urbacher Zoll bei 182 m (18 m), reichlich Geschiebe von Buntsandstein führend, ferner beim Görzbacher Zoll bei 175 m (18 m). Der hier bis 10 m mächtige Kies ist mittelgrob, die Grauwacken sind noch recht frisch, auch Feuersteine sind zu finden. Die Unterlage bilden graue blättrige Tone.

Siegert und Weißermel haben an der Saale und Werra-Weser die Terrassen, denen unsere 28 m- und 20 m-Terrassen nach ihrer übereinstimmenden Höhenlage entsprechen, in die Zwischen-eiszeit eingegliedert, welche auf die Elstereiszeit folgt, und zwar namentlich auch mit Rücksicht auf die darin aufgefundenen Reste von Tieren. Soergel und mit ihm seine Schule vertreten die Meinung, daß wir es mit glazialen Terrassen zu tun haben, und sie kommen folgerichtig zu der Annahme einer größeren Anzahl von Eiszeiten; tektonische Einwirkungen bei der Terrassenbildung werden von dieser Schule nicht herangezogen. Ob klimatische Einflüsse allein ausreichen, um die Entstehung der Terrassen oder der ehemaligen Talböden völlig klarzulegen, darüber dürfte das letzte Wort noch nicht gesprochen sein. Wenn für die Tal- und Terrassenbildung während der Voreiszeit Hebungsvorgänge zur Erklärung herangezogen werden müssen, so muß die gleiche Ursache auch für die interglazialen Terrassen gelten.

Als nach der Eiszeit entstanden sind, außer dem stellenweise auftretenden Löß, die Aufschüttungen aufzufassen, die als wenig ausgeprägte Schotterterrassen 1 bis 3 m über der eigentlichen Talaue liegen; in diese jüngste Terrasse ist also der heutige Talboden auch schon einige Meter tief eingeschnitten. Diese Eintiefung beobachten wir an der Behre und Zorge, unterhalb des Kurhauses erstreckt sich diese postglaziale Terrasse gegen Salza, während der Stadtpark auf dem jüngsten Talboden angelegt ist. In die Nacheiszeit fällt auch die Entstehung des Auelehms und Riebbodens; jener liegt außerhalb des Hochwasserbereichs; der Riebboden ist im Ueberschwemmungsgebiet der Helme als Absatz des Hochwassers unter Mitwirkung von Schilf und Rohr entstanden. Auelehm und Riebboden sind die Bodenarten, deren Fruchtbarkeit die Goldene Aue ihren Namen verdankt. —

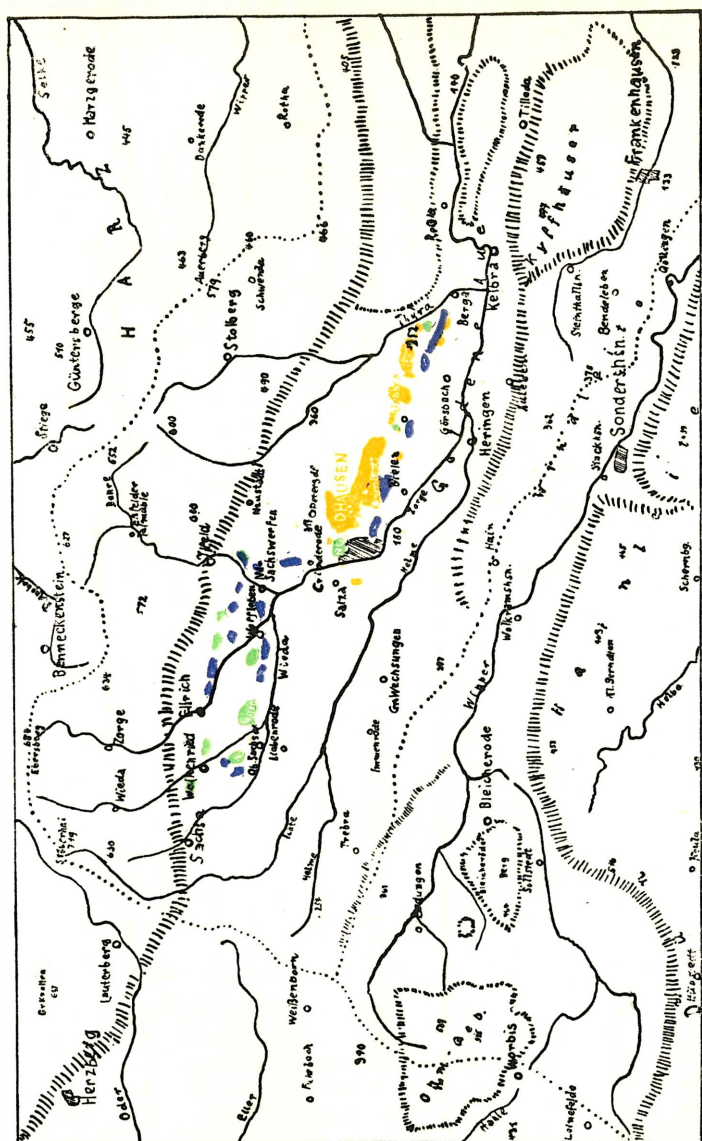
Die Umgebung von Nordhausen vereinigt in sich mit der Formeneinfachheit der Ebene die anmutig auf- und absteigenden Linien leise bewegter Hügelwellen und eine unruhige, gegensatzreiche Berglandschaft mit schroffen grauweißen Felsenwänden — im Ganzen eine Flachlandschaft, umrahmt von fernen Höhenzügen mit ruhigen ausgeglichenen Formen. Die steinernen Formen der Landschaft selbst sind die Ausdrucksformen einer Sprache, die eindringlich zu uns redet, von dem Werden der Landschaft,



von ihrer Veränderlichkeit und Vergänglichkeit. Wenn wir diese Sprache vernehmen und verstehen, dann schauen wir mit ganz anderen Augen die Landschaft an, die uns als Heimat von Jugend auf vertraut ist, und tiefer empfinden wir ihre Schönheit und den Reichtum ihrer Gestaltung.

#### Verzeichnis der benutzten Schriften.

1. **Bedsmann**, Geologische Untersuchungen an jungpaläozoischen und tertiären Landoberflächen im Unterharzgebiet. N. Jahrb. f. Min. usw. Beil.-Bd. 64, 1930, S. 79 bis 146.
2. **Behrmann**, Zur Morphologie des Kyffhäuser. Mitt. d. Ver. d. Geographen a. d. Univ. Leipzig, 1911, S. 67 bis 78.
3. —, Die Oberflächengestalt des Harzes. Eine Morphologie des Gebirges. Stuttgart 1912.
4. **Braun**, Südharz und Dün. Die Naturwissenschaften. 16. Jahrgang. S. 574 bis 576.
5. **Brinkmann**, Morphogenie und jüngste Tektonik im Leinetalgrabengebiet. Abh. d. Preuß. Geol. Landesanstalt, N. F. Heft 139, Berlin 1932.
6. **v. Freyberg**, Der Wipperburchbruch bei Seega. Mitt. d. Sächs.-Thür. Ver. f. Erdkunde, 39. bis 43. Jahrg. Halle a. S. 1920, S. 94 bis 99.
7. —, Die tertiären Landoberflächen in Thüringen. Berlin 1923.
8. **Fulda**, Die Oberflächengestaltung in der Umgebung des Kyffhäusers als Folge der Auslaugung der Zechsteinhalze. Zeitschr. f. prakt. Geol., 1909, S. 25 bis 28.
9. **Gehne**, Beiträge zur Morphologie des östlichen Harzes. Halle a. S., 1911.
10. **Koch**, Cypridinen-schiefer im Devongebiet von Elbingerode und Hüttenrode. Jahrb. d. Kgl. Preuß. Geol. Landesanstalt f. 1894, S. 199 bis 221. Berlin 1895.
11. **Loffen**, Ueber die fraglichen Tertiärablagerungen im Gebiet der Elbingeröder Mulde. Schriften d. Naturwiss. Ver. des Harzes in Wernigerode, 1891, S. 1 bis 29.
12. **Meincke**, Ueber die Entwicklungsgeschichte des Werratal. Mitt. d. Sächs.-Thür. Ver. f. Erdkunde, Halle a. S. 1913, S. 77 bis 110.
13. **Philippi**, Ueber die präoligocäne Landoberfläche in Thüringen. Zeitschr. d. D. Geol. Ges., 1910, S. 305 bis 404.
14. **Siegert**, Beiträge zur Kenntnis des Pliocäns und der diluvialen Terrassen im Flußgebiet der Weser. Abh. d. Preuß. Geol. Landesanstalt. N. F. Heft 90. Berlin 1921.
15. **Siegert und Weißermel**, Das Diluvium zwischen Halle a. S. und Weißenfels. Abh. d. Kgl. Preuß. Geol. Landesanstalt. N. F. Heft 60. Berlin 1911.
16. **Soergel**, Die Ursachen der diluvialen Aufschotterung und Erosion. Berlin 1921.
17. **Metzschblätter**: Zorge, Bennedenstein, Hasselfelde, Ellrich, Nordhausen N., Stolberg, Schwenda, Worbis, Bleicherode, Nordhausen S., Heringen, Kelbra, Reula, Echernberg, Sondershausen, Frankenhausen.
18. **Geol. Spezialkarte von Preußen mit Erläuterungen**, herausgegeb. v. d. Preuß. Geol. Landesanstalt: Blatt Zorge, Bennedenstein, Hasselfelde, Ellrich, Nordhausen, Stolberg, Hann, Heringen, Kelbra, Frankenhausen.
19. **Geol. Uebersichtskarte der Kalisalzvorkommen am Südharz**. 1:100 000. Zusammengestellt von Bepfslag. Berlin 1907.



B.-M.-Neude  
5.1.1930

Tertiäre Landoberfläche

V

präglaziale Terrassen

VI

Die Verbreitung der tertiären Verwitterungsrinde und der präglazialen Schotter bei Nordhausen

Maßstab 1 : 425 000



# Dom alten Brauchtum in den Landen zwischen Harz und Hainleite.

Von

Hans Silberborth.

Alle Völker ohne Ausnahme werden mehr durch Sitten und Gebräuche als durch Gesetze und Gebote regiert. Je mehr ein Volk lebendige Sitten und Gebräuche hat, desto weniger bedarf es der Gesetze.

E. M. Arndt.

Es liegt im Wesen der Wissenschaft und bedingt ihren Wert, daß sie systematisiert und bestrebt ist, vielgestaltiges Leben auf nur wenige Formeln zu bringen. Was das Leben an Glanz und Bunttheit dabei verliert, das gewinnt der betrachtende und um Erkenntnis ringende Mensch, der erst dadurch befähigt ist, die Wahrheit in weiter Ferne wenigstens zu erahnen.

Ein ganz besonders farbenschilderndes, trautes Bild bietet unsere Volkheit dar, wenn wir ihr noch heute in fröhlicher Ursprünglichkeit allenthalben blühendes, aber von allem möglichen Kraut und Unkraut überwuchertes Leben durch alle die tausend Gassen und Andern bis in seine vielverzweigten und vielverborgenen Wurzeln zurückverfolgen. Nicht leicht ist es, da Ordnung und Klarheit hineinzubringen, und es ist wohl verständlich, wenn die Wissenschaft der Volkskunde immer wieder versucht hat, von einem Punkt aus das ganze Gestrüpp zu durchleuchten und zu durchdringen, weil ein Absuchen von mehreren Ausgangspunkten aus nur neue Verwirrung im Gefolge zu haben schien. So hat es Grimm versucht, unser gesamtes Brauchtum aus der germanischen Mythologie abzuleiten; Mannhardt hat gezeigt, wie stark urmensliche Vorstellungen von Vegetationsgeistern noch heute nachwirken. Heute gehen manche Forscher noch weiter in die Anfänge menschlicher Lebensgestaltung zurück und führen noch heute geltenden Brauch auf urzeitliche Furcht vor Toten und Dämonen zurück; was sie aber dabei nicht einordnen können, soll zuweilen nichts weiter als jugendliches, erst in den letzten Jahrhunderten gesunkenes Kulturgut sein, d. h. ein Brauchtum, das einstmals gehobenen Ständen eignete, dann aber, vom Volke vielfach mißverstanden,

nach seinem Geschmade umgebildet und, mit seinen Mitteln ausgestattet, übernommen worden ist. Wieder andere sehen beinahe in jedem Brauche kultische Opfer, und noch andere wollen die meisten Handlungen als alten Fruchtbarkeitszauber deuten.

Gewiß eröffnet jeder Durchschlag durch das Urbild einen Ausblick, aber der Ausblick läßt nur einen Ausschnitt klar erkennen, und das übrige bleibt ihm verhüllt. Bei der Durchforschung unseres Brauchtums müssen wir doch wohl mehrere Ansatzpunkte wählen und versuchen von da aus, unter Vermeidung von verschlungenen Irrgängen, auf mehreren Wegen zum Ziele zu gelangen.

Dabei ist gerade auf dem Gebiete der Volkskunde, die deutsches Gemütsleben erschließen soll, nichts nötiger, als daß der Forscher nicht nur mit dem Verstande in deutsche Wesensart einzudringen bemüht ist, sondern diese Wesensart mit seinem Herzen nacherlebt und miterlebt. Nur darf er, hingerissen von der Liebe zu seinem Stoffe, nicht deuten wollen, wo eine Deutung nicht mehr möglich ist, nicht verherrlichen wollen, wo nun einmal an dem oft recht robusten Volksbrauch nichts zu verherrlichen ist. Gar zu leicht und gar zu oft haben gerade dem Volkskundler seine Phantasie und seine Begeisterung auf Kosten der Wahrheit einen Streich gespielt. Wie aber die Geschichte, so soll doch auch die Volkskunde unsere Lehrmeisterin sein, indem sie nur das wahre Wesen unseres Volkes kennen lehrt. Zur Lehrmeisterin aber kann sie nur werden, wenn man aus ihrem Buche herausliest, und nicht, wenn man in ihr Buch hineinliest, was nun einmal nicht darinsteht.

Leicht freilich ist es auch um deswillen nicht, das wahre Wesen unseres Volkes aufzudecken, weil auf dem Gebiete der Volkskunde der Forscher mit Forschen und Deuten allein nicht vorwärtskommt, wenn er selbst sich schon zu weit von dem einfachen, derben Fühlen und Denken des Volkes entfernt hat. Nicht der wird das Wesen unseres Brauchtums erkennen und erfüllen können, der sich durch jahrelanges Vorgaukeln bunten Glittertrams die Augen verborgen hat und unfähig zu natürlichem Denken und einfachem Erklären geworden ist, sondern nur der, der aus dem Volke stammend, volksnahe geblieben.

Die Wahrheit, daß noch alle Zeitalter leben, geht einem niemals mehr auf als bei der Betrachtung unseres Brauchtums. Vom Glauben und Brauch der Steinzeit bis auf den Eindruck, den ein Kinobesuch oder eine Radioübertragung gemacht hat, lebt nachweisbar alles bewußt und unterbewußt im Volke und führt zu Äußerungen aller Art. Dieses eigenartig zähe Festhalten an bestimmten Anschauungen und Lebensformen läßt sich aber nur daraus erklären, daß die Kräfte der menschlichen Seele seit 5000 Jahren im wesentlichen dieselben geblieben sind. Aller Umbruch der

Zeiten, alle Religionen und Lehren, alle Wanderungen und Verwüstungen, alle Entdeckungen und Erfindungen haben die menschliche Grundveranlagung nicht wesentlich zu beeinflussen vermocht. Nur um oberflächliche Klarheit zu gewinnen über die Ueberlagerungen und Ueberschneidungen, die noch heute sämtlich im Volkstum wirksam sind, treffe ich folgende Anordnung:

1. Steinzeitlicher Toten- und Dämonenglaube.
2. Bronzezeitliche Naturbeseelung und Seelenglaube. Beginn des Götterglaubens.
3. Eisenzeitlicher Seelen- und Götterglaube.
4. Christliche Anschauung und christlicher Brauch.

Die ersten und ältesten Entwicklungsstufen sind im heutigen Brauchtum deshalb noch z. T. zu erkennen, weil unser Seelenleben gewisse Urformen bewahrt hat. Von den in späteren Entwicklungsstufen ausgebildeten Bräuchen und Vorstellungen sind vor allem die in die Lebensäußerungen unseres Volkes eingegangen, welche an die Jahrtausende alten Wirtschaftsformen der Viehzucht und des Ackerbaus der Germanen geknüpft sind. Dieses Brauchtum scheint mir in seinen wesentlichen Zügen in der Bronzezeit, 2000—800 Jahre vor Christi Geburt, ausgebildet zu sein, als ein mildes und gesundes Klima die Völker Nordeuropas und der südlichen Umrandung der Nord- und Ostsee zu einer außerordentlichen Kulturhöhe auf der Grundlage von Ackerbau, Viehzucht und Schifffahrt führte. Solarische Veränderungen zwischen 1000 und 700 v. Chr. bedingten es, daß diese Kulturhöhe die folgenden tausend Jahre nicht überall beibehalten werden konnte. Durch einen Klimumschwung gezwungen, drängten die germanischen Völker nach Süden und eroberten im schwersten Ringen mit den Kelten allmählich den ganzen heutigen deutschen Lebensraum.<sup>1)</sup> Wanderungen

<sup>1)</sup> Auf Grund der Torfmoorforschungen des schwedischen Geologen Sernander hat zuerst Kossinna nachdrücklich auf die Folgen des Klimawechsels in kultureller Beziehung aufmerksam gemacht. Vergl. Kossinna, Mannus IV und Kossinna, die deutsche Vorgeschichte . . ., Leipzig<sup>6</sup>, 143 ff. — Der Nußbaum kam in der Bronzezeit in ganz Skandinavien fort, Weizen und Hirse konnten bis Finnland angebaut werden. Entsprechend wärmer waren natürlich Polen, Deutschland, Frankreich. Nur so ist es zu erklären, daß die Germanen später, als sie nach Süden drängten, ähnliche klimatische Bedingungen wie einst im Nordland vorfanden, ihre alte Beschäftigungsweise fast unverändert beibehalten konnten und damit uraltes Brauchtum. Strasser hat recht, wenn er schreibt: „In dieser ruhig-schöpferischen und ausgeglichenen Jugendzeit — der Bronzezeit — haben die Germanen ihren inneren Reichtum und ihre riesenhafte Kraft gesammelt, mit der sie dann in der Eisenzeit Alteuropa überwältigten und das neue gestalteten.“ Und weiter: „Auch wenn wir durch die frühen Geschichtsschreiber nicht das geringste über den bei der Wende zur Eisenzeit einsetzenden Völkersturm wüßten, würde uns der weithinreichende damalige Kulturnieder- gang auffallen.“ — K. Th. Strasser, Die Nordgermanen, Hamburg, 12.

und Kämpfe beeinträchtigten eine günstige Fortentwicklung; unter ihrem Einfluß wandelten sich auch die Anschauungen und die Formen des gesellschaftlichen Lebens in geringem Ausmaße nach der negativen Seite hin, die Grundhaltung des seßhaften Viehzüchters und Ackerbauers wurde aber doch im wesentlichen beibehalten, rettete sich auch durch die Stürme und Volksverluste der historisch deutlich erkennbaren Völkerwanderungen nach Christi Geburt und war danach, ständig gut unterbaut von der gleichbleibenden sozialen und wirtschaftlichen Struktur, so volksverwurzelt und kräftig, daß der Einbruch des Christentums zwar die alten Götter und Dämonen entthronen und in andere Funktionsbereiche überführen, aber nicht völlig auslöschen konnte und auch nicht auslöschen wollte. Wenn auch das Christentum manchen Volksbrauch umgebogen und seinen ursprünglichen Sinn verdunkelt hat, so hat es doch nur in geringem Maße altes Brauchtum wirklich ausgerottet. Der tatsächliche Zerfall begann erst, als die bürgerlich-individualistische Kultur alle geistigen Kräfte in bisher unmöglichem Ausmaße freiverden und sich entwickeln ließ und durch die unerhörte Ueberwindung der Natur seit dem 18. Jahrhundert der bisherigen Lebensgestaltung und Lebensanschauung die Grundlage entzog. Dadurch und u. E. allein dadurch und nicht durch das Christentum ist erst in den letzten hundert Jahren vieles alte Lebensgut verschüttet gegangen. Das liegt im Zuge der Entwicklung, man darf es deshalb nicht beklagen, sondern muß es verstehen. Darüber, daß mit dieser Feststellung „noch lange keinem wurzellosen Hinvegetieren von Augenblick zu Augenblick das Wort gesprochen sein soll“, habe ich mich schon in der Einleitung zu meinen heimatlichen Sagen geäußert. Heute, wo die Gefahren, die unseren völkischen Bestand bedrohen, klar erkannt sind, kommt es darauf an, zu scheiden zwischen dem, was über Bord gehen mußte, weil es an nunmehr überholte soziale Bedingtheiten geknüpft war, und zweitens dem, was zutiefst in unserer Wesensart ruht. Das erstere ist dahin; es wäre vergebliches Bemühen, es erneuern zu wollen; nicht naturgewachsen, sondern gemacht und verkrampft müßte es erscheinen. Das andere aber, unsere völkische, ewig aus dem Boden unserer Heimat Kraft und Nahrung empfangende Art, kann gar nicht pfleglich genug behandelt werden. Denn nur wenn ein Volk sich auf seine Eigenart und seinen Eigenwert besinnt, sie hegt und pflegt, von ihnen nimmer läßt, kann es seine ihm von Gott verliehenen Fähigkeiten entwickeln und für sich und andere nutzbar machen.

Danach ist also von unserem Brauchtum noch Zweifaches lebendig und gilt es lebendig zu erhalten: Einmal das, was unserer tiefsten Naturanlage entsprossen ist. Unter dem Einfluß dieser Ur-



anlage, die nur sehr oberflächlich durch Erziehung und Konvention abgedeckt ist, stehen wir dauernd, und also äußert sie sich auch dauernd. Vor allem fühlt sich der deutsche Mensch allezeit unter der Hand des allgewaltigen Schicksals, dessen Gewalt er anerkennt, mit dessen Gewalt er aber auch ringt; und so treffen wir immer wieder und zu jeder Zeit auf die Bräuche, die sich bittend und angstvoll fragend an das Schicksal wenden, als da sind: Furcht vor bösen Gewalten, Abwehrmittel dagegen, Wahrsagung und Glückwünschung. Dazu treten die Bräuche, die geknüpft sind an die gegenseitigen Bindungen und Abhängigkeiten der Gesellschaftsschichten sowie an die Ausbildung und Erziehung, soweit sie aus natürlichem Zwang und nicht aus sekundären Ueberlegungen resultieren.

Zweitens ist das lebendig, was an die ursprünglichen Beschäftigungsformen der Germanen geknüpft ist. Seit Urzeit aber pflegt der Germane in erster Linie das Kriegswesen, die Schifffahrt und den Ackerbau und dann, in einigem Abstand, den Handel. Wo die Entwicklung im Laufe der Zeit und insbesondere im letzten Jahrhundert diese Betätigungen, z. B. das Kriegswesen, umgestaltet hat, ist an sie gebundenes Brauchtum abgestorben und läßt sich nicht zu neuem Leben erwecken; soweit andererseits diese Betätigungen naturgebundene, unveränderliche Formen aufweisen, wie z. B. die Landwirtschaft, ist auch noch alter Brauch vorhanden. Aller Fäntierung natürlichste Abhängigkeit aber ist durch die Abfolge der Jahreszeiten bedingt. Wenn man also das Jahr in seinem Ablauf verfolgt, wird man auch unser lebendiges Brauchtum erfassen können. Dabei ist freilich zu bedenken, daß neben manchem durchaus bewußt geübten schönen Brauch heute der tiefste Sinn unseres Brauchtums nicht mehr deutlich erkannt, oft kaum noch geahnt wird. Bei Begehung dieser in ihrer Wesenheit nicht mehr begriffenen Bräuche ist es natürlich vielfach zu willkürlichen Abänderungen, oft auch zu Vergröberungen gekommen, oder man hat die Begehung aus äußeren Gründen zeitlich gänzlich verschoben. Hier wäre zu wünschen, daß mit dem wieder Bewußtwerden altheiliger Sitte auch die rechte Form ihrer Begehung wieder Platz griffe.

## I.

### Der Frühlingskreis.

Die Zeit der heiligen Nächte von Weihnachten bis zum Dreikönigstage ist die Uebergangszeit vom alten zum neuen Jahre. Es ist eine besonders ausgezeichnete Zeit, voller geheimnisvollen, gegenwirkenden, aber auch verderblichen Zaubers und deshalb erfüllt von Sitten, zu denen von der Steinzeit bis auf die jüngste



Vergangenheit alle Zeiten beige-steuert haben. Darauf, nach der Jahreswende, folgt eine stille Zeit. Der Mensch muß sich einleben in das neue Jahr und einfühlen in die Befürchtungen und Verheißungen. Die im alten Jahre gestellten Schicksalsfragen haben, vor allem in der Silvesternacht, ihre Beantwortung gefunden. War die Frage aber auch richtig gestellt, und ist die Antwort richtig gedeutet worden? Unter diesen Zukunftsgedanken sind die Menschen ins neue Jahr eingetreten und verhalten sich wartend und still. So sind die germanischen Menschen zu allen Zeiten in den ersten Wochen des neuen Jahres gar still und in sich gefehrt gewesen. Freilich ist es im Laufe des letzten Jahrhunderts ganz besonders trübselig geworden. Das rührt daher, daß die alten fröhlichen und anheimelnden Spinnstuben nun schon seit manchem Jahrzehnt ihre Pforten geschlossen haben, seitdem Flachs nur noch wenig angebaut wird, seitdem die ausländische Wolle die heimische Schafzucht fast zum Erliegen gebracht hat und besonders seitdem der mechanische Webstuhl im Fabriksaal den Frauen und Mädchen die heimische Winterarbeit entwandte. Und die in unserer Heimat anstelle der Spinnstuben getretenen Kränzchen bieten doch nicht vollgültigen Ersatz. Aber auch die mancherlei Polizeimandate haben ihren Einfluß gehabt, daß die Zeit stiller und stiller geworden ist. Leider artete in der traurigen Zeit des 17. Jahrhunderts manches schöne alte Fest in wüste Völlerei und Kauferei aus, daß Staat und Kirche eingreifen und die verwilderten Sitten bekämpfen mußten.

Doch nicht lange währt die natürliche Bänglichkeit der Erwartung, und der Fortfall des Spinnrades und die obrigkeitlichen Verfügungen können nicht hindern, daß neue Freude emporblüht. An den gefunden, natürlichen Menschen tritt die Sorge immer nur für kurze Zeit heran, dann setzt er lebenbejahend und lebensfreudig die schweren Schwaden hinfort. Und die sich allmählich dehnen den Tage und das sich allmählich reckende und streckende neue Leben geben seiner Hoffnungsfreudigkeit recht. Vom Sebastianstage (20. Januar) heißt es: „Fabian und Sebastian Soll der Gast in die Bäume gahn“. Liebebedürftigen Mädchen aber, die zur Winterwende schon mehrfach das Schicksal nach dem zukünftigen Liebsten befragt haben, beginnt das Blut so zu pochen, daß sie am Tage Pauli Bekehrung (25. Januar) voll Sehnsucht nochmals die Frage stellen.<sup>1)</sup>

Bedeutungsvoller als diese Tage des stillen Januar ist der Tag der Lichtmesse (Mariae Reinigung, 2. Februar). Mit diesem Tage beginnen die Feiern, welche die Germanen seit der Bronze-

<sup>1)</sup> Sonst heißt es: Pauli Bekehr,  
Gans, gib dein Ei her.

zeit abhalten, um das ihrige beizutragen, der langsam zunehmenden Kraft des Lichtes zum Siege zu verhelfen. Dabei ist nicht an die Verehrung eines Sonnengottes zu denken, sondern der Sonne schlechthin, von der alles Leben und Gedeihen auf der Erde abhängig ist. Von dieser altheidnischen ersten Sonnenfeier des Jahres ist nichts auf uns gekommen. Das Christentum hat sie aus dem Gedächtnis der Menschen ausgelöscht, dadurch daß es selbst eine schöne erhebende Lichtfeier an ihre Stelle setzte. Im Gotteshause wurden die Kerzen vom Priester geweiht, und dann zog die Gemeinde, Marienlieder singend, mit angezündeten Kerzen um die Kirche.<sup>1)</sup>

Doch wenn auch von dem altgermanischen Sonnenfest, von christlicher Begehung überdeckt, nichts übriggeblieben ist, so hat sich doch für diesen Tag der Lichtmesse ein Brauch erhalten, der wohl in ähnliche ferne Vergangenheit zurückführt wie die alte Sonnenfeier. In Groß-Berndten übt die Bauersfrau zuweilen noch heute den Zauber, daß sie einen Wagenreif auf den Hof legt oder auch wohl nur einen Kreis auf dem Hofe zieht und das Futter für die Hühner dort hinein streut. Dieser Brauch gibt ihr die Gewißheit, daß die Hühner das ganze Jahr hindurch in das Nest und nicht abseits ins Heu oder Gras legen. An anderen Orten gebraucht man einen ähnlichen Bann am Karfreitage. So hat sich in Liebenrode die Sitte lange erhalten, am Karfreitage die Hühner beim Füttern mit einer langen Kette zu umgeben, um sie einmal am Weglegen zu hindern. In Rottleberode aber kennt man ein noch sichereres Mittel. Dort glaubt man, man müsse am Karfreitag vor Sonnenaufgang einen Reif auf den Hof legen, in den man dann das Futter streut und dies die Hühner fressen läßt.

Wir treffen hier auf den alten Aberglauben des Bannens. Diese Kunst des Bannens schrieb man einst vielen Dämonen und Zwergen zu, ja, man glaubte bis in die jüngste Zeit hinein an die Kraft mancher Menschen, diesen Zauber üben zu können.<sup>2)</sup> Und ein solcher Bannzauber ist auch bei mancherlei häuslicher Verrichtung nützlich. Die Bauersfrau, die das Futter in einen ganz bestimmten, abgegrenzten Raum tut, zwingt die gefütterten Tiere, die Eier an dem dafür bestimmten Platz niederzulegen.

Doch kann man Lebewesen nicht nur nach den vorgesehenen Punkten hinzwingen, sondern man kann durch den Bann auch feindliche Mächte abhalten, einen bestimmten Raum zu betreten. Deshalb zog man einst, z. B. in Rehmsstedt, im Frühjahr Furchen oder

<sup>1)</sup> Vergl. Aus der Heimat, 1891, 7.

<sup>2)</sup> Friedrich Schmidt, Der Kreis Sangerhausen, 2. Heft, Sangerhausen 1930, 61.

gar Ketten um einzelne Felder zur Abwehr böser Geister, die den Saaten Schaden konnten.

Ein anderer ebenfalls seit Urzeit geübter Brauch zu Lichtmeß besteht darin, daß am frühen Morgen dieses Tages die Knechte die Mägde und umgekehrt die Mägde die Knechte aus den Betten prügeln, eine Sitte, die in unserer Heimat für den dritten Weihnachtstag als „Kindeln“ bekannt ist und deshalb dort ihren Platz finden soll. Wahrscheinlich liegt aber ein Frühlingszauber vor: Der von jugendlicher Kraft strotzende Menschenleib erhält einen Schlag mit der Lebensrute, auf daß er seinen Zweck erfülle und fruchtbar sei.

Daß schließlich ein solcher Tag, an dem die Sonne sichtbarlich aufgerückt ist, für den Landmann ein Wettertag erster Ordnung ist, beweisen seine vielen Wahrsprüche:

Lichtmessen können die Herrn am Tage essen.

Lichtmessen ist der Winter halb gemessen.

Lichtmeß hell und klar, gibt noch viel Schnee,  
aber ein gut' Frühjahr.

Lichtmeß dunkel, macht den Bauern zum Junter.

Sonnenschein auf dem Altar, Gras und Futter rar.

In dieser Zeit des Hornungs müssen die Urgermanen auch ein Opferfest gefeiert haben, von dem schwache Nachklänge noch bis zu uns herüber rauschen. Für den Peterstag, Petri Stuhlfest, 22. Februar, stoßen wir nämlich auf die Sitte des Nisteln. Diese Sitte lebt noch in der Erinnerung in Groß-Berndten, Bischofferode, Kaja, Hainrode unter der Wöbelsburg, Wülfingerode, war also durch die ganze Grafschaft und die angrenzenden Bezirke hin verbreitet. In Klein-Turra wird sie noch heute geübt. Ein Bewohner beschrieb sie folgendermaßen: „Die Knaben schleichen sich in das Nachbarhaus oder zu guten Bekannten und streuen Spreu oder Häcksel in den Hausflur oder die Wohnstube; wer dabei ertappt wird, hat Prügel oder einen Guß kalten Wassers zu gewärtigen.“ Auch im benachbarten Rügelen, in Oberdorf und in Rehungen findet das Nisteln noch hin und wieder statt. Doch hat sich die Sitte zuweilen recht verfeinert, indem man statt der häßlichen Spreu auch wohl Blumen in die Stube wirft.

Eine Erklärung für diese eigenartige Sitte des Nisteln wird kaum versucht. Hr. Schmidt weist sie für den Kreis Sangerhausen nicht für den Peterstag, sondern für Matthias (24. Februar) nach. Er erklärt nisteln als nüsseln, d. h. prügeln, weil sich an diesem Tage die Jugend die Köpfe mit Glacksknoten bearbeitete.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Hr. Schmidt, a. a. o., 98. — Vergl. „Kopfnuß“.

Diese Erklärung stößt aber schon sprachlich auf Schwierigkeiten, denn aus einem ursprünglich vorliegenden Nüßeln kann, da die Sprache immer mehr verschleißt, nicht das differenzierte Nisteln werden, das allenthalben allein bezeugt ist. Tatsächlich ist nisteln gleich nisten mit einer l-Ableitung und entspricht dem englischen to nestle. Am Peterstage machte die Bauersfrau nämlich den Hühnern die Nester, nistelte also. Dieser Ausdruck wurde dann von der Tätigkeit der Hausfrau auf den Schabernack der Dorfjugend, der an demselben Tage stattfindet und auch in ursächlichem Zusammenhang mit dem Nestbauen steht, übertragen. Die Knaben sangen nämlich einst beim Nisteln:

Nistel, Nistel bunt Ei;  
Wenn sie geraten,  
gebt mir zwei.



Diese Bitte um eine Gabe am Peterstage muß man zusammenbringen mit dem für diesen Tag bezeugten heidnischen Brauch, den Toten Opfer darzubringen. Das Konzil von Tours verbot im Jahre 567 diese Seelenopfer. Wir haben es also ursprünglich mit einer Opferung zu tun, die den Toten, den Unfruchtbaren dargebracht wurde, um sie zu versöhnen und zu veranlassen, dem neu heranwachsenden, fruchtverheißenden Leben gnädig zu sein. Wahrscheinlich wurde in Urzeiten den Toten an diesem Tage ein Menschenopfer dargebracht und zwar ein junges Menschenkind. Später traten Speiseopfer an die Stelle des Blutopfers. Die Kinder aber, von denen eines den Toten zum Opfer gefallen war, wurden zu Ostern beschenkt, wenn tatsächlich das Opfer genügt hatte und ein reicher Segen an fruchtträchtigen Eiern eingetreten war. Den Opferbrauch für die den Menschen gefährlich werdenden Toten, die man sich in substantieller Form, nicht als Seelen weiterwirkend dachte, muß man bis in praeanimistische Zeiten, bis in die jüngere Steinzeit zurückverlegen.

Mit diesem Brauch, der im Nistelverse nur noch ganz verschollen an klingt, hat sich m. E. nun im heutigen Nisteln ein zweiter, viel jüngerer Brauch verwoben, auf den das Häckelfstreuen und Beschußen der Stuben hinweist. Es ist eine Verspottung der Hausfrau, die Nester baut und auf den Frühling hofft; aber der

Winter mit seinem Schmutz und abtauenden Schnee ist noch da, er macht sich noch recht unangenehm bemerkbar. Das wird der Hausfrau zu Gemüte geführt, die sich freilich mit einem Kübel Wasser gegen den Schmutz und die ihn verbreitenden Knaben zur Wehr setzt.<sup>1)</sup>

Mit des Winters Schmutz und Unsauberkeit hängt auch ein anderer am Peterstage nicht mehr bei uns, aber sonst im deutschen Vaterlande geübter Brauch zusammen. An diesem Tage muß man bei Sonnenaufgang mit einem Hammer an die Eckpfosten des Hauses und der Ställe klopfen. Dadurch werden Larven, Ratten, Mäuse und jegliches Ungeziefer vertrieben, und das Vieh bleibt gesund. Dieselbe Vorstellung liegt der Sitte zugrunde, die aus Elende bezeugt ist, daß man am Karfreitag dreimal mit dem Dreschflegel um die Scheune herumdreschen müsse, damit keine Mäuse hineinkommen. Man glaubt, daß tödtliche Dämonen und Teufel in garstige niedere Tiere eingehen, die sich zur Winterszeit in die Ecken und Winkel der Häuser eingenistet haben und nun mit dem kommenden Frühling gewissermaßen durch einen Reinigungszauber vertrieben werden sollen. Wie ja auch Goethe weiß, daß der Teufel der Herr des Ungeziefers ist, wenn er Mephistopheles sagen läßt:

Der Herr der Ratten und der Mäuse,  
Der Fliegen, Frösche, Wanzen, Läuse  
Befiehlt Dir, dich hervorzuwagen  
Und diese Schwelle zu benagen.

So wird man denn am Peterstage das wertlose Winterungeziefer los; aber auch von dem Wertvollen, was man in Kammer und Küche aufgespeichert hat und was übriggeblieben ist, trennt man sich nun gern und füllt die Vorratsräume mit frischer Ware auf. Die alten schon etwas abgelagerten guten Dinge mögen die Gemeindebeamten, insbesondere mag sie der arme Schulmeister bekommen, und so war der Peterstag auch der Tag, an dem die Kinder ihren Lehrern Erbsen, Bohnen, Äpfel, Speck, Wurst, Eier, Glachs darbrachten und danach ein Schulfest mit ihm begingen.<sup>2)</sup>

---

<sup>1)</sup> Vergl. P. Herrmann, *Altdeutsche Kultgebräuche*; Jena, 1928<sup>4</sup> 40. *Indiculus superstitionum et paganiarum* Nr. 3 verbietet das Schmutzfest. — Die Römer feierten Anfang Februar ein großes Sühne- und Reinigungsfest.

<sup>2)</sup> Wetterprüche: Wie es Petrus und Matthias macht,  
So bleibt es 40 Tag' und Nacht. —  
Wenns friert Petri Stuhlfeier,  
Friert es noch vierzigmal heuer.

Nun aber, mit dem Ende des Schmutzmonats, des Februars,<sup>1)</sup> rüstet sich alle Welt, den Frühling festlich zu empfangen. Schon wagen Burſchen und Mädchen ſonntags einen Spaziergang in den Buchenwald und ſind erfreut, wenn ihnen aus den bisher toten Farben die ſeltſam purpurn leuchtende, ſtark duftende kleine Blüte des Zeidelbaſtes oder beſſer Zeidelbaſtes entgegenprangt. Das Erblühen des Zeidelbaſtes, der Blume, die dem urgermaniſchen Himmelsgotte Tiwas, Ziu heilig war,<sup>2)</sup> kündigt die Zeit an, da der Himmelsgott ſich aufmacht, ſich der Erdmutter zu nähern, auf daß aus ihrer Umarmung alles Leben neu erweckt werde.

Eine ſolche Zeit regt zu neuer Schaffensluſt und neuer Hoffnung an und die Hoffnung zu übermütigem Tun. Wenn die Ströme ihrer Bände freiwerden, wenn man mit der Küſtenſchiffahrt wieder beginnen kann, wenn der Landmann ſeine Arbeit im Freien aufnehmen und der Meiſter daheim ohne künstliches Licht eine Stunde länger werken kann, dann hat man bei all' dem neuen frohen Treiben nach der Dunkelheit und Untätigkeit des Winters wohl Grund, ausgelassen und beinahe toll zu ſein. Dann muß man faſeln, Anſinn begehen, die Faſenacht feiern.<sup>3)</sup>

Mit dieſem Feſte begeht man noch heute eine Kultfeier, die bis auf die Bronzezeit zurückreicht und ihren Urfprung hat in der Verehrung der heiteren und friedlichen Götter der Schiffahrt und des Ackerbaus, offenbar eines Kultus, welcher der Vorgänger der Wanenreligion, der Verehrung des Freyr und Nerthus durch die ſpäteren ingväoniſchen Germanen iſt, im Gegenſatz zu der dann aufkommenen Verehrung Wotans oder Odins und ſeines Kreiſes, dem Menſenkult, der kriegeriſcher und heroischer iſt.

Auch dieſe Faſtnacht iſt gedeutet worden als alte Totenfeier, bei der nach Darbringung des Opfers wacker geſchmauſt und gezecht wurde, um die Toten zu ehren und um durch die Verſpeißung der Opferreſte ſelbſt an der Segnung durch das Opfer teilzuhaben. Gebäcke, deren Anfertigung an dieſem Tage gebräuchlich iſt, ſcheinen, ſo meint man, ſpäte Nachbildungen des einſtigen blutigen Opfers zu ſein. So wurden z. B. in Sangerhauſen von

<sup>1)</sup> Der Februar heißt germaniſch Hornung. Hornung iſt zwar nicht mit ahd. *horo* = Schmutz zuſammenzubringen, ſondern es bedeutet Sohn des Hornes, d. h. der auf den Hornmonat, den Januar, folgende Monat. Viele Bräuche kennzeichnen ihn aber als Schmutzmonat.

<sup>2)</sup> Zeidelbaſt, ahd. *Ziolinta*. Vergl. im übrigen Herrmann, a. a. o., 36.

<sup>3)</sup> Zu Grunde liegt das Verbum faſeln = Anſinn machen; mhd. *faſenacht*. — Von der Kirche iſt das Feſt dann in Faſtnacht umgedeutet, d. h. die letzte Nacht vor Beginn der Faſtenzeit. Uebrigens ſtammt das Wort faſten nicht aus der Kirchensprache, ſondern iſt gemeingermaniſch; unſere heidniſchen Vorfahren müſſen alſo mit dem Wort ſchon einen religiöſen Begriff verbunden haben.

Fastnacht bis Ostern Brezeln gebacken und zwar nach Innungsvorschrift jedesmal nur von einem Bäcker.<sup>1)</sup>

Doch der ganze übermütige Charakter der Fasenacht, der nicht erst mittelalterlich oder neuzeitlich, sondern uralte ist, dazu manche andere sinnvolle Ausgestaltung des Festes weisen nicht auf ein Totenfest hin, sondern auf ein Fest, bei dem der abziehende Winter verspottet und der Einzug des Frühlings gefeiert wird. Wahrscheinlich sind dabei auf das Fasenfest verschiedene Bräuche anderer Frühlingsfeste, die einstmals etwas später im Jahre be- gangen wurden, übertragen worden. Ueberhaupt liegt ein bestimmter Brauch selten für eine Begehung allein fest, sondern meist wiederholt er sich in derselben Jahreszeit, manchmal sogar durch das ganze Jahr hin des öfteren.

Im wesentlichen sind in der heutigen Fastnacht zwei ursprüngliche Feiern zusammengeschlossen: erstens die Umfahrt der Fruchtbarkeitsgottheiten, insbesondere des zwiegeschlechtlichen Nerthus. Auf einem Wagen hielt die Gottheit feierlichen Umzug durch die Lande, segnete sie, und überall wurde die Erdmutter fröhlich empfangen und verehrt. Zweitens aber deutet noch heutiger Brauch bei der Fastnachtfeier auf ein altes Schiffsfest hin. Bronzezeitliche Felszeichnungen in Schweden, die der Schwede Almgren richtig erklärt hat, zeigen Schiffe ohne Segel und Ruder, auf denen das Sonnenzeichen angebracht ist, in denen betende Menschen stehen und die feierlich über Land gezogen werden. Wir haben es also mit einem Feste zu tun, bei dem nach gebrochener Winterkraft die Schiffe wieder ins Wasser gezogen werden. Noch frühneuzeitlicher Brauch beweist, daß tatsächlich der Beginn der Schifffahrt festlich begangen wurde. Hatten doch die Weber vom Niederrhein das Recht, im Frühling im festlichen Zuge die ersten Schiffe ins Meer hinunterzuziehen, damit sie neue Wolle aus England holten. Vor allem aber beweist die Ausstattung des Festes bei süd-europäischen Völkern seinen Sinn. Wenn nach den Stürmen des Winters die Nachen wieder zu Wasser gelassen werden können, begeht man ein ausgelassenes Fest, in dessen Mittelpunkt ein Wagen mit der Nachbildung eines Schiffes, der carrus navalis, der Karneval, steht.

Um noch etwa Widerstand leistende Winterdämonen zu vertreiben, laufen vor dem Festzuge die Pritschenmänner her, die mit ihren Pritschen und Peitschen um sich schlagen und knallen, um die Wintergeister vollends zu verscheuchen. Die Verkleidung aller

<sup>1)</sup> Vergl. unten zu Totenfesten das Erntedankfest, Martinsfest und Schlachtfest. — Zu Sangerhausen vergl. Schmidt, a. a. O., 77, Brezel aus lat. braccellum, frz. bracelet = Arming, Armspange, die man den Toten mit ins Grab legte; dann die Nachbildung der Armringes aus Teig.

Art und die Masken sollen ursprünglich gegen die bösen Geister unkenntlich machen. Demselben Zwecke dient das zuweilen geübte übermütige Schwärzen der Mädchen, die dadurch entstellt und von den Dämonen nicht erkannt werden. Dieser Brauch des Schwärens wird mehrfach, auch bei anderen Festen begangen, so z. B. in unserer Heimat in Urbach zu Ostern, wo man die Mädchen heute nur noch zum Schabernack schwärzt, oder zu Walpurgis, um sie für die zum Broden fahrenden Herren unkenntlich zu machen, oder zur Kirmes durch den Erbsbär. Daß auch in unserer Heimat der Aberglaube verbreitet ist, die Begegnung des schwarzen Mannes, des Schornsteinfegers, sei glückbringend, ist auf dieselbe Meinung zurückzuführen.<sup>1)</sup>

Die Vertreibung des Winters, der Einzug des Frühlings hat auch zu dramatischen Spielen an diesem Tage Anlaß gegeben. Teilnehmer am Festzuge führen mit verteilten Rollen einen Wettkampf zwischen Winter und Frühling auf, bei denen es nicht bloß zu derben und drastischen Prügelzenen kommt, sondern zu mindestens ebenso drastischen Wortgefechten. Da ist dann der gewiesene Ort, in diese heiteren Plänkeleien auch manche Anspielung auf alle Geschehnisse des Jahres und die daran beteiligten Menschen einzufügen. In unserer Heimat, wo schon in alter Zeit die Fastnacht gegenüber anderen Frühlingsfesten zurücktrat und nie so ausgestattet war, übt man diese Satire zur Kirmes. Jedenfalls ist ein derartiges Rüge- und Narrenspiel in den seit alters von rein deutscher Bevölkerung besiedelten Gebieten überall gebräuchlich und beweist, daß zu allen Zeiten die Germanen genug Offenheit und genug Humor besessen haben, ebenso freimütig Kritik zu üben wie sie sich gefallen zu lassen.<sup>2)</sup> Aus dem Narrentreiben und dem Rügespiel haben sich dann seit dem 14. Jahrhundert die Fastnachtspiele entwickelt. Eine niederere Form der Neckerei ist auch in unserer Heimat zur Fastnacht, ähnlich wie die vom 1. April, bekannt, wenn man Kinder zum Kaufmann schickt und sie unmögliche Waren, etwa Zwirnsamen u. dergl., holen läßt, und dieser ihnen Steine in den Korb packt.

<sup>1)</sup> Eine andere uns nicht einleuchtende Deutung gibt Naumann: Die Zeichen, vor denen der Primitive Furcht hat, laufen leicht bläulich oder schwärzlich an. Diese Toten gehen in Dämonen ein, die durch die Bemalung mit Ruß nachgeahmt werden. In Verbindung damit stellt N. das Wort Hüne, das Siebs als der Tote, Hoops als der Dunkle, Schwarze deutet. Selbst auf die schwarzen Husaren verweist Naumann. — Hans Naumann, Primitive Gemeinschaftskultur, Diederichs, 1921.

<sup>2)</sup> Das fröhliche Spotten und das sich fröhlich Verspottenlassen scheint ein Charakterzug aller Starken und Selbstsicheren zu sein. Vergl. J. Burdhardt über die Spartaner. J. Burdhardt, Kulturgeschichte Griechenlands, die Polis in ihrer historischen Entwicklung, 2, Sparta.



Der eigentliche Sinn des Faschestes ist bei uns sehr früh untergegangen. Deshalb haben wir dafür auch nur geringe Belege. In der Goldenen Aue fanden einst Umzüge mit Verkleidungen und Narrenpossen statt; der Brauch ist längst vergessen. Erhalten hat sich in einigen Orten der Erbsbär zur Fastnacht, der aber im allgemeinen auf die Herbstzeit verlegt ist. Deshalb soll vom Umzug des Erbsbären auch später gesprochen werden. Tatsächlich gehört der Erbsbär aber ins Frühjahr, und wenn er noch in Stempeda im Osten, in Tettenborn im Westen und in Badra im fernsten Südosten unseres Gebietes zur Fastnacht auftritt, so ist das ein Beweis dafür, daß er einstmals in unserer ganzen Heimat bei beginnendem Frühjahr bekannt war. Offenbar ist in dem Auftreten des Bären nur der eine Teil des Fastnachtsspieles übriggeblieben, nämlich die Verhöhnung des Winters, während man den Einzug des Frühlings später feiert und ihn mit anderen Festen in Verbindung gebracht hat. In Badra heißt es noch heute: Der Bär soll den Winter darstellen.<sup>1)</sup> In Windehausen beging man einst zu Fastnacht unter ähnlichen Formen das Wildemannsfest, bei dem der wilde Mann auch nichts weiter als der Winter war.<sup>2)</sup>

Sonst war es in unserer Gegend noch üblich, zur Fasenacht sich an Schmausereien gütlich zu tun. Am Sonntag und Montag vor dem Feste war Tanz, dann sammelte man im Laufe des Dienstags Gaben ein und verzehrte sie am Dienstagabend. Das Fest wurde besonders gern in den Spinnstuben gefeiert. In Groß-Berndten war man einst so üppig, gar acht Tage zu feiern. Auch in Nordhausen muß es in früheren Zeiten reichlich ausgelassen hergegangen sein, wie die vielen Ratsmandate, z. B. aus den Jahren 1669, 1678, 1695 beweisen. In einer solchen Ratsverordnung heißt es: „... befehlen wir . . ., daß sich niemand, er sei, wer er wolle, Bürger, Bürgerkind oder Fremder, des Fastnachtslaufens und -Saltens gelüsten lassen noch sich dessen unterfangen, viel weniger einige unserer Bürger für sich oder unter dem Schein des Bierchenkens solche üppigen Fastnachtsgefallen und ihre Anhänger aufnehmen, haufen noch dulden solle.“ Besonders Handwerksburschen und Ackerknechte sollen ihre Zusammenkünfte unterlassen und das dabei entstehende „Tumultieren, Schlagen und Raufen.“

Doch auch ernsthafte Stücke wurden an diesem Tage von den Schülern des Nordhäuser Gymnasiums aufgeführt.

<sup>1)</sup> Mannhardt, Antike Wald- und Feldkulte, II, 184 ff. glaubt im Erbsenbär einen Kornämon nachweisen zu können.

<sup>2)</sup> In Hüpstedt und Zauröden war der „wilde Mann“ der Frühling, ein Bursche, mit Laub und grünem Reisig umkleidet, den die anderen Burschen suchten mußten und den sie dann unter lauten Freuderufen durchs Dorf führten.

Mit am längsten hielt sich die Feier am Harzrande, z. B. in Ilfeld und in Dietersdorf, wo man Kuchen und Kräpfel buk, Kaffee, Schokolade und Punsch trank und ein Tanzvergnügen veranstaltete. Und der letzte Rest des einstigen Heißhens von Gaben, die man dann am Abend verschlemmte, ist noch übriggeblieben in dem Umzug von Kindern zur Fastnacht. Da singen sie dann, um sich Geld zu erbetteln, das bekannte Lied, das noch mehrfach im Jahre wieder tönt, besonders zu Neujahr:

Rosen rot, Rosen rot,  
Zwei auf einem Stengel.  
Der Herr ist schön, der Herr ist schön,  
Die Frau ist wie ein Engel.

Heute ist die Erinnerung an alten Fastnachtsbrauch nur noch in Steigerthal lebendig, wo vom Fastnachtsdienstag über den Aschermittwoch hinfort bis zum Donnerstag hin wader geschmaust und oft auch noch am folgenden Montag gefeiert wird. Natürlich hat diese Art der Festbegehung allein durch Tanz und Schmauserei keinerlei Anklang an alte heidnische Bräuche bewahrt, sondern ist nur der Abschied von den gewohnten Mahlzeiten und die Vorbereitung auf die christlich-kirchliche Fastenzeit.

Neben dem Gabenheischen für den Festabend steht in unserer Gegend noch der ernsthaftere Brauch einzelner Handwerke, zu Fastnacht die ausstehenden Forderungen einzutreiben oder sich einen Sonderlohn zu erbitten. Die Schmiede, die Böttcher und Stellmacher, die während des Winters die Gerätschaften für den Landmann haben ausbessern müssen, sind an diesem Tage unterwegs, um den Dank für ihre Arbeit einzufordern. Dazu gesellen sich in manchen Orten noch die Müller und Schäfer. In Hase- rungen, Rohra, Ilfeld, Sülzhayn, Athleben u. a. Ortschaften ist es noch heute üblich, daß die Handwerker, vor allem die Schmiede, zu Fastnacht, oder, wie in Sülzhayn und Kottleberode, am Donnerstag vor der Fastnacht herumziehen. Noch bis vor wenigen Jahren sagten sie dabei folgende Verse auf:

Jetzt kommt der Schmied geschritten.  
Hätt er ein Pferd, er käm' geritten.  
Hätt' er einen Wagen,  
Er käme gefahren.  
Unsere lieben Alten,  
Haben es so gehalten,  
Haben es so befohlen,  
Die Fastnachtswurst zu holen;  
Keine von den kleinsten,  
Keine von den größten,

Aber eine von den allerbesten.  
Und ist es keine Wurst,  
So ist es ein Stückerl Geld,  
Ganz wie es dem Herrn gefällt.<sup>1)</sup>

Nach Empfang der Wurst trat der Schmied ab mit den Worten:

So will ich mich bedanken.  
Der liebe Gott erhalt' es in Ihren Schränken;  
In der Stube bei der Tür.  
Der Hufschmied trinkt nun ein Glas Bier.

Nun, nach dem Umzug der Fruchtbarkeitsgottheiten drängt alles zum Wachstum. Und der natürliche, unverbildete Mensch wird erfüllt von jauchzender Fröhlichkeit beim Betrachten des frischen Sprießens und Blühens und Befruchtens, das ihn rings umgibt. Ihn ergreift die Seligkeit, die der Anblick hoffnungsfroher junger Keimlinge gewährt, die allem zum Tode verdamnten irdischen Leben ein Pfand für ewiges Dasein sind. An diesem Keimen und Aufgehen und Heranwachsen bei aller Natur, auch beim Menschen Anteil zu nehmen, es hilfsbereit zu fördern, ihm den Anreiz zu geben, daß es gerade wachse und nicht verderbe, muß das Bestreben der ganzen menschlichen Gemeinschaft sein.

Wie man am Emporquillen der Saaten, am Emporsprossen der Gräser schon aus rein materiellen Gründen seine Freude hat, so auch an der ordnungsgemäßen Vermehrung des Viehbestandes. Der Gemeindebulle ist ein durchaus nützliches Tier für die Aufzucht der Rinder und die Wohlhabenheit der Bevölkerung. Kein Wunder, wenn die ganze Dorfschaft ein Interesse an dem Wohlbefinden dieses Tieres hat und seine Tüchtigkeit feiert. Bis über die Mitte vorigen Jahrhunderts hinaus stattete Klein-Bodungen seine sogenannte Ochsenhochzeit zu einem übermütigen Feste aus. Am Montag nach Invocavit schmückten frühmorgens die Mägde den Bullen mit grünem Gerant und Blumenkränzen und ließen dann das geschmückte Tier durch den Ort führen. Vor der Gemeindefeier erhielt der Führer einen Imbiß, während der Bulle vor dem Gasthause stand zur allgemeinen Bewunderung. Dann kam das Tier wieder in den Stall. Am Abend aber fand „das Hochzeitsfest“ statt, bei dem der Bauer, der in diesem Jahre die Unterhaltungspflicht für den Bullen hatte, eine Tonne Bier zum besten geben mußte.

<sup>1)</sup> Die letzten drei Verse stammen aus Sülzbach. — Am Aschermittwoch verbot der Aberglaube das Spinnen. Am Stolberg und Dietersdorf herum glaubten die Holzfäller, sie dürften an diesem Tage nicht in den Wald gehen, weil dort der Teufel sein Spiel treibe und ihnen ein Unglück zufüge.

Aber auch der heranwachsenden Menschein, der kleinen und der größeren, gedenkt man im Frühjahr und nimmt teil an ihrer Freude und an ihrem Stolz, wenn sie wieder einmal bei ihrer Entwidlung eine Stufe emporgestiegen sind. Dann muß man sie auch beschenken oder durch feinere oder aber meist gröbere Späße anregen, sich dem neuen Grade, den sie nun erklommen haben, würdig zu erweisen. Seit alten Zeiten schon wird die Beendigung des alten und der Beginn des neuen Schuljahres als Freudenfest begangen. Die Kleinen, die neu eingeschult werden, erhalten die bunte Tute. Die Größeren feierten einst am 12. März das ausgelassene Gregorsfest. Dieses Fest ist nach dem Papste Gregor IV., einem Kinderfreunde, genannt, der das Schulfest 830 gestiftet hat. Für die Nordhäuser Gelehrtenschule können wir es bis zur Reformationszeit zurückverfolgen, es ist aber wahrscheinlich schon im Mittelalter begangen worden. Abgesehen davon, daß die Kleinen an diesem Tage in die Schule aufgenommen und mit süßem Backwerk beschenkt wurden, war es für groß und klein so recht ein Fest aus dem Uebermut und der Spottsucht der Germanen heraus, an der sich selbst in gebundener Gemeinschaftskultur der zum Individualismus neigende Charakter unserer Vorfahren erkennen läßt. Um die Schülerlein zu fördern und an diesem Tage ja keine Scheu vor Rang und Stand, Alter und Würde aufkommen zu lassen, galten, ähnlich wie bei den Erkneipen der Studenten, gewissermaßen „umgekehrte Semester“. Die Schüler waren die Herren, die Lehrer und Pfarrer mußten gehorchen. Zu ausgelassenem Zuge trat die ganze Schülerschaft mit einem als Bischof verkleideten älteren Schüler an der Spitze an. Dieser schritt unter einem Balbachin daher, den Lehrer und Diakone tragen mußten, bis zur Nikolaikirche. Hier, in der Kirche hielt der „Bischof“ eine witzige, mit Anzapfungen von Lehrern und Standespersonen gespickte Rede. Das Fest endete mit einer gemeinsamen stattlichen Mahlzeit aller älteren Schüler.<sup>1)</sup>

Am Abend fanden sich dann die vornehmen Kreise der Stadt Nordhausen mit den Pfarrern und Lehrern zu einem recht üppigen und wiederum Redefreiheit in weitestem Maße gewährenden „Convivium scholasticum“ zusammen. Hierbei war so ziemlich alles gestattet, und der jüngste Kollege durfte seinen Rektor, den Pastor primarius als Inspektor der Schule oder gar die Herrn Bürgermeister zausen.

---

<sup>1)</sup> Indogermanisch ist der Brauch, an Wendetagen möglichst fröhlich, gar närrisch zu sein und alle Lebensverhältnisse umzulehren. Vergl. die römischen Saturnalien zu Neujahr, bei denen die Sklaven Herren waren. — In unserer Heimat fanden einst in mehreren Dörfern, meist um Pfingsten herum, Feste statt, bei denen die Bauern und Frauen die jungen Burschen und Mädchen bedienten.

Auch diesem schönen, der Spottlust der Germanen so genehmen Feste machte die Verwilderung der Sitten nach dem Dreißigjährigen Kriege den Garaus. Es wurde in den 70er Jahren des 17. Jahrhunderts in Nordhausen „propter excessus“ verboten.<sup>1)</sup>

Doch nicht nur die Schuljugend hält im Frühjahr Rückblick über die verflossene Zeit und Ausblick dahin, wo das Leben winkt, sondern auch die Lehrbuben werden in die Lehre aufgenommen, die Gesellen machen ihr Gesellenstück und werden zu Meistern erklärt, das alles unter mancherlei Zeremonien und nicht ohne waderen Umtrunk. Auch die Heeresmusterungen wurden voreinst im Frühjahr auf dem Märzfelde oder Maifelde abgehalten. Und bei allem fanden Prüfungen statt, welche den Stand der Tüchtigkeit oder die Reife feststellen sollten.

Nebenher gehen die Prüfungen, welche die Jugend seit uralten Zeiten über ihresgleichen selbst abnimmt, um die Bewährung zu erproben. Der aus der Dorfschule entlassene Knabe wird von den Burschen, den Bengeln, wie sie in unserer Heimat heißen, noch nicht für voll genommen. Aber ein Jahr nach der Entlassung kann man einmal nachschauen, ob er zu einem tüchtigen „Bengel“ herangewachsen ist. Zur Ueberprüfung seiner Tauglichkeit wird er in Rohra und anderwärts in einen Kübel Wasser getaucht, und danach muß er den Burscheneid ablegen. So wird er „gebengelt“.

Ganz allgemein dient jeder Wassersegen zur Förderung der Entwicklung und Tüchtmachung. So ist es auch mit dem Wasserbad, das den Konfirmanden von Klein-Furra und Rürleben zuteil wird. Die Schüler und Schülerinnen müssen nämlich hier zwei Jahre in die Konfirmandenstunde gehen, und der jedesmal ältere Jahrgang treibt den neu hinzugekommenen durch den Dorfbach. Damit hat man dann die Gewähr für seine Tüchtigkeit und Zünftigkeit.

Jeder unverbildete, naturhafte Mensch fühlt sich als ein Stück Natur, er bildet mit der ganzen Natur, ob Stein, ob Strauch, ob Pflanze, ob Tier eine harmonische Einheit. Erst spätere Religionen und philosophische Systeme nehmen die Trennung von Körper und Geist, Sinn und Seele nicht nur als sprachlich-dialektischen Notbehelf an, sondern als unumstößliche Wahrheit. Die Natur und der naturverwurzelte Mensch kennt solchen Unterschied nicht, Körper und Seele, Mensch und Natur sind ihm eins, und so weiß er sich auch jedem Wesen verwandt. Daher meint auch der Mensch, daß die Kräfte der Natur, der Pflanze, des Tieres in ihn eingehen, wenn er, Fleisch von ihrem Fleische, sie genießt. Mit den Frühlingsfesten war einstmals deshalb auch der Genuß

---

<sup>1)</sup> Vergl. Silberborth, Gesch. des Nordhäuser Gymnasiums, 70 f.

von frisch sprossenden Pflanzen allgemein verbunden. Vor noch nicht garzu langer Zeit mußte der in Elende jährlich unter Freuden-gejauchze eingeholte Frühlingsprinz ihm feierlich überreichte Weidenkäzchen oder Knospen verzehren: Die Erstlinge des Frühlings dem Frühlingsgotte, sie beide sind eins. Und für den Grünen Donnerstag hat ja allenthalben das deutsche Vaterland diese Sitte beibehalten. Es liegt hierbei ein durchaus heidnisches Brauchtum der germanischen Zeit zugrunde, in der neben die Wanengötter schon die Aßen getreten waren. Der Donnerstag ist dem westgermanischen Donar, dem nordgermanischen Thor geweiht, dem asischen Fruchtbarkeitsgotte.<sup>1)</sup> Ihm zu Ehren ist man am Gründonnerstage alles, was er mit dem Einzuge des Frühlings beschert hat: Salat, Spinat, Blaufohl, Rapunzel, Lauchsalat, Petersilie, Grüntfohl von Blättern des Raps (früher in Hainrode), dazu am besten frisch gelegte Eier. Wie stark das Bewußtsein an dem einst dem Donnergotte geweihten Tage noch vorhanden ist, sieht man daran, daß bis vor kurzem in Mörbach der Glaube lebendig war, daß man am Gründonnerstag gelegte Eier aufheben müsse, weil sie gegen den Zorn Donars, gegen Blißschlag schützten. Auch der Glaube, wer am Gründonnerstag grünen Salat esse, den würden das ganze Jahr hindurch die Fliegen, Flöhe, Mücken nicht stechen, hat seine Bedeutung (Oberdorf, Rehungen). Das Ungeziefer meidet Gesundes, sich kräftig Entwideldes und sich gesund Ernährendes. Mit einem bloßen Aberglauben dagegen hat man es wohl zu tun, wenn überall in unserer Heimat die Meinung verbreitet ist, daß die am Gründonnerstag gelegten Eier bunte Küchlein ergäben, die jährlich ihre Farbe wechselten. Ebenso beruht auf mittelalterlichem Wahn, man könne die Zukunft weisagen, wenn man das Eiweiß eines am Gründonnerstage gelegten Eies in ein halb mit Wasser gefülltes Glas schlage, oder man könne Hexen erkennen, wenn man ein solches Ei mit in die Kirche nehme.

Die christliche Kirche hat sich die Gesamthaltung der Bevölkerung und ihre Freude an frischem Grün jeder Art zunutze gemacht und feiert deshalb das Palmfest. Zu Palmarum weiht der Priester Palmzweige in Erinnerung an Jesu Einzug in Jerusalem, und die protestantische Kirche hat in rechter Wertung uralter Bräuche auf diesen Tag die Einsegnung der Konfirmanden gelegt, bei denen es noch heute in vielen unserer Dörfer üblich ist,

<sup>1)</sup> Bei den Angelsachsen Thunresdaeg; bei den Nordgerm. Thorsdagr. Vergl. auch den Himmelfahrtstag unten S. 208. — Der spätere Aße Donar gehört ganz in die Nähe des Wanen Freyr. Seine besondere Ausgestaltung hat er verhältnismäßig früh erfahren. Er ist neben Tiu eine der ältesten Göttergestalten.

daß der Knabe einen von seiner Konfirmandin geschenkten Strauß angesteckt trägt und das Mädchen ein ihr von ihrem Partner verehrtes Kränzlein auf dem Haupte.<sup>1)</sup>

Weniger verwurzelt mit volklichem Denken als mit dem erhabenen Gedankengut der christlichen Kirche ist der Karfreitag.<sup>2)</sup>

Mit diesen letzten Feiern, Pfalmsonntag, Gründonnerstag, Karfreitag sind wir Anfang Februar bis Anfang Juni, daß man beinahe meinen könnte, alle Frühlingsfeiern seien nur zur Umrahmung dieses Osterfestes vorhanden. Die Vorstellungen und Bräuche, die bei den Begehungen der anderen Feste vorliegen, erhalten im Osterfeste sämtlich eine Zusammenfassung, und ihre Natur tritt hier noch heute reiner und eindeutiger zutage als bei den übrigen Frühlingsfesten. Wir finden beim Osterfeste in klarster Ausprägung den Gedanken eines Sonnenkults zur Zeit der Früh-



in den Bezirk der christlichen Ostern getreten. Viel weiter aber rückwärts und vorwärts im Jahr reicht das Einflußgebiet des heidnischen Osterfestes. Ja, dieses Ostern steht so im Mittelpunkt aller Feiern von An-

<sup>1)</sup> Weigel bringt selbst diesen harmlosen Brauch, der z. B. bis in jüngere Zeit in Sundhausen im Schwange war, mit einer Geschlechtsymbolik zusammen. Weigel, Lebendige Vorzeit rechts und links der Landstraße, Meßner, 1934, 53. — Natürlich zeigt der Strauß nichts weiter als den Stolz des Knaben, der Kranz die Anmut des Mädchens.

<sup>2)</sup> An germ. Brauchtum finden wir für den Karfreitag so gut wie nichts. In unserer Heimat bannt man wohl, wie schon oben erwähnt, die Hühner am Karfreitag oder treibt Angezieser aus. Man glaubt auch, daß junge Reiser, an diesem Tage um ein krankes Glied gewunden, dieses heilen können, wie mehrere Berichte aus Ilfeld bezeugen. Im übrigen ist der auch sonst in Deutschland verbreitete Aberglaube auch bei uns vorhanden: Der Tag, an dem der Herr gelitten, ist ein Unglückstag. Am Freitag darf man keine Reise antreten, nichts Wichtiges unternehmen, keine Hochzeit machen, die Wöchnerinnen dürfen nicht aufstehen, die Eier, die an diesem Tage gelegt sind, bringen Unglück. Damit zusammen hängt auch der Glaube, daß der Dieb, der an diesem Unglückstage nicht gefaßt wird, im ganzen Jahre bei seinem Gewerbe Glück hat (Ilfeld, Holzdiebe). Am Karfr. muß man fasten, um nicht krank zu werden (Haferungen), darf kein Fleisch essen (Webra), es darf nichts gepflanzt werden (Bennungen). Kurzum, an dem Kreuzigungstage kann nichts recht geheißen. — Schließlich gilt der Karfr. noch überall in unserer Heimat so recht als ein Tag für Sympathiekuren. Zahnschmerzen, Gicht, Flechten, Bruchleiden, Gesichtsröse werden an diesem Tage gebüht. Nägel von Fingern und Zehen geschnitten und an bestimmten Orten vergraben, helfen gegen allerlei Schmerzen.

jahrs-Tag- und Nachtgleichen. Ebenso kehrt, wie bei anderen Frühlingsfesten, die Freude wieder am Wachstum und Gedeihen aller Lebewesen im Frühjahr und damit der Wunsch, bei dieser Entwicklung nachzuhelfen, aber auch der Wunsch, Leistung und Fortschritt des Heranblühenden zu überwachen und zu überprüfen. Diese Verehrung der Sonne und die Ausübung von Fruchtbarkeitszauber beruhen sicher auf bronzezeitlichem Glauben, gruppieren sich später um den Wanengott *Freyr* oder den ihm nahestehenden Asen Donar und haben seit mehr als 3000 Jahren alle Zeiten überdauert.<sup>1)</sup> Jünger, wenigstens in seiner Ausgestaltung, wird der dritte Kreis der Osterbegehung sein, der sich um den Gedanken des Sieges und der Verehrung der Frühlingsgöttheit schmiegt. Sicher findet sich hier in der Vorstellung der Flucht der Winterdämonen vor den lichten Frühlingswesen auch urindogermanisches Kultgut, aber über dem Geisterglauben erhebt sich doch schon ein Glaube an eine persönlich gedachte Gottheit, die idealisierte menschliche Züge trägt, unsterblich ist und ihren Sitz außerhalb dieser Erde hat, auf die sie nur zu Zeiten niedersteigt. Dieser Glaube an einen persönlichen Gott ist nachbronzezeitlich.

Mögen die einzelnen Vorstellungen und Begehungen aber älteren oder jüngeren Datums sein, — soweit sie heidnisch sind, sind sie alle aufs engste an die Natur geknüpft. Das religiöse Gefühl der Germanen ist durchaus identisch mit der Freude über die Schönheit, mit der Demut vor der Erhabenheit, mit dem Erschauern vor der Allmacht der Natur. Wo nun die Verbundenheit mit der Natur erhalten geblieben ist, da finden wir bis auf den heutigen Tag auch diese Naturreligion erhalten, bei den Hauptfesten sogar so stark erhalten, daß das alte Brauchtum durch alle neueren Ueberlagerungen und Entstellungen hindurchleuchtet. Beim Osterfeste ist das in dem Maße der Fall, daß die christliche Religion dem Feste keinen christlichen Namen gegeben, sondern den ursprünglichen, heidnischen übernommen hat. Das alte Brauchtum war so fest im Charakter der Germanen verankert und lag so fest

---

<sup>1)</sup> Vergl. C. Engel, *Bilder aus der Vorzeit an der mittleren Elbe*, I, Burg b. Magb., 1930, 307. Engel ist in seinem ausgezeichneten Werke ein sehr vorsichtig und unboreingenommen abwägender Gelehrter. Er sagt: „Auch sonst sprechen mancherlei Anzeichen dafür, daß die Religion der bronzezeitlichen Germanen ganz von den Vorstellungen beherrscht war, die uns aus den ersten geschichtlichen Quellen (Caesar, Tacitus) fast zwei Jahrtausende später überliefert worden sind und die — ein weiteres Jahrtausend später — in der Edda und den ältesten deutschen Heldenliedern am Beginn der geschichtl. Zeit anklingen.“ — Eine germanische Frühlingsgöttheit mit Baldr, Baldr zu identifizieren, unterbleibt besser. Der Lichtgott Baldr ist spätgermanisch und ursprünglich sicher eine vorderasiatische Göttergestalt. Vergl. Nedel, die Ueberlieferungen vom Gotte Balder. Dortmund, 1920.



begründet in ihrer wesentlichen Sanktionierung, dem Ackerbau und der Viehzucht, daß an ein Ausmerzen des Festes gar nicht zu denken war. Aber auch alle Vorstellungen, die mit diesem Frühlingsfeste verbunden waren, kamen den christlichen Anschauungen derart entgegen, daß die Kirche keine weitgehende Umgestaltung nötig hatte. Der Auferstehungsglaube der germanischen Naturreligion und der christlichen Heilslehre lösen in dem Menschen ganz ähnliche Gefühlsreaktionen aus und damit auch Feierlichkeiten, in denen diese Gefühle ihren Ausdruck finden können. Nur der Erlösungsglaube ist bei den Germanen in der vom Christentum ausgebildeten Form nicht vorhanden.

So finden wir denn im Osterfeste ähnlich wie beim Weihnachtsfeste friedlich nebeneinander heidnische und christliche Anschauungen.

Der Name Ostern ist urgermanisch und sicher urverwandt mit Osten. Ostern ist zunächst das Fest des im Osten aufgehenden Tagesgestirns. Die spätere Personifikation schuf dann eine Lichtgöttin Austro, Ostara, ein Name, der freilich nirgends bezeugt ist, aber angenommen werden muß für die zu Ostern verehrte Gottheit.<sup>1)</sup>

Bei den einzelnen Feierlichkeiten des Osterfestes können wir für unser heimatliches Brauchtum keine Opferungen, am allerwenigsten Menschenopfer nachweisen. Wo Andeutungen vorhanden sind, scheinen sie jüdisch-christlicher Natur zu sein und aus dem Erlösungsglauben dieses Kreises zu stammen. Der jüdische Gott befahl dem Abraham, seinen Sohn zu opfern, um ihn zu prüfen. Die Juden auferlegten dem Sündenbock ihre Sünden und opferten ihn. Die Nordgermanen nahmen zu Upsala große Opferungen vor, doch sind diese für die Westgermanen nicht nachweisbar. Dagegen finden wir überall die Feier des Auferstehungswunders. Das Symbol dafür ist das Ei, der Keim aller Dinge. Wunderbar wirkt und wächst das verborgene Leben im Ei, in der Aehre, in jedem Keim und Korn. Das verborgene Leben im Ei nehmen die Dinge an, mit denen man das Ei in Berührung bringt. Deshalb legte man früher Eier in den Acker, um ihn fruchtbar zu machen. Später ward es Brauch, sie wiederzufinden und herauszunehmen, wenn man glaubte, sie hätten ihre Aufgabe erfüllt. Die Sitte des Ostereiersuchens der Kinder stammt daher. Das Ei ist der Kirche auch das tiefe Sinnbild des Erlösers, der aus dem Grabe erstanden. Eine sehr fröhliche und liebliche Naturphantasie unserer Vorfahren aber ist die Fabel, die

<sup>1)</sup> Bei Osten liegt idg. *austa* zu Grunde, anord. *aust*, lat. *aurora*. — Ostern ist abh. *ostarun*, ags. *eastron*. Die Frühjahrgottheit *austrō* ist nicht bezeugt, im ags. Dialekt kommt aber *Eastre* vor.

der Osterhase habe die Eier gelegt. Im kurzen Gras und Halm sieht man zu Ostern die alten Hasen die Ohren spitzen, sehr stolz und würdig, da sie ihren Pflichten pünktlich nachgekommen sind, wie man an den vielen jungen Häslein sieht, die sie umhüpfen.

Wie in weiten Gegenden Deutschlands, besonders in denen, die von den Sachsen beeinflusst sind, noch heute die Osterfeuer am ersten Osterfeiertagabend emporflammen, so auch in unserer Heimat. Wir feiern durch die Feuer auf den Bergen die Frühjahrs-Tag- und Nachtgleiche, dagegen nicht die Sommersonnenwende. Südlich von uns, wo kein sächsischer Einfluß vorhanden ist, werden die Johannisfeuer entzündet, die wir ursprünglich nicht kennen, die wahrscheinlich nicht germanischer Brauch sind und die bei uns hie und da erst in den letzten Jahren, ohne daß irgendein Grund dafür vorläge, angezündet werden.<sup>1)</sup>

Nach unserer Meinung sind die Osterfeuer ursprünglich nichts weiter als die Nachahmung des Tagesgestirns. Die Sonne bringt alles Heil, das Feuer als Sonnensymbol ist ein Heilszeichen. Der Name Ostern deutet darauf hin und auch der bei uns weit verbreitete Glaube, zu Ostern hüpfе die Sonne beim Aufgang, oder, wie man wohl auch sagt, sie mache drei Sprünge. Daß es ferner in der Tat ursprünglich nur um die Verehrung des Gestirns geht, erweist auch der Brauch, daß man sich beim Gebete zunächst nach Osten wandle und dann dem Laufe der Sonne nach auch in die Richtungen der anderen Himmelsgegenden.

Das Osterfeuer soll durch seinen Glanz der Sonne den Dank der Menschen entgegen schicken, weil sie nunmehr ein ganzes halbes Jahr lang mehr als 12 Stunden über dem Horizont bleibt, und es soll sie „anfeuern“, ihre Strahlen ja recht brav und barmherzig herniederzusenden. Insofern kann man wohl die Feuer als eine Darstellung der Verbindung zwischen göttlicher und irdischer Welt betrachten, darf dabei aber nicht an Geistiges denken, sondern an durchaus Substantielles. Aus der Vorstellung der Sonne und des Feuers erwuchs dann auch der Glaube an die reinigende und läuternde Kraft der Flammen. Viel geschrieben ist im Hinblick hierauf über die sogenannten Notfeuer oder wilden Feuer, die man entfachte, wenn eine Seuche die Viehherden befiel und sie zu vernichten drohte. Der Glaube, daß das Notfeuer den Tieren, die durch die Flammen getrieben werden, nur dann nütze, wenn es nicht durch Stahl, Stein oder Schwefel hervorgebracht würde, sondern durch das Drehen des harten Quirlstabes im weichen Holze,

---

<sup>1)</sup> Vergl. Aus der Heimat, 1891, 27. Aus 1000 Zuschriften war zu ersehen, daß die Osterfeuer im Schwange sind, wo sächsische Sitte herrscht, sonst die Johannisfeuer.

erweist den Brauch allerdings als uralte. Ein Notfeuer, das 1842 in Gerterode wegen einer bösartigen Klauenseuche angezündet worden war, beschreibt der Heiligenstädter Heimatforscher Waldbmann eingehend.<sup>1)</sup> In Oberdorf und in Rehungen haben sich längste Zeit Erinnerungen an einst entfachte Notfeuer gehalten.

Bis auf den heutigen Tag steht die Inbrandsetzung des Osterholzstoßes im Mittelpunkt des Osterfestes. Schon wochenlang vorher wird Reissig für den Holzstoß herbeigeschafft; jede Dorfschaft setzt ihre Ehre darein, recht viel Feuerungsmaterial zusammenzubekommen. Naheaneinanderliegende Ortschaften, die miteinander rivalisieren, suchen sich auch wohl gegenseitig Holz vom Holzstoß zu entwenden. Deshalb muß er bewacht werden, wie es z. B. in Kelbra zuweilen geschieht, wo die Bewohner des eigentlichen Kelbra und des Altendorfs, natürlich die jugendlichen Bewohner mit besonderer Leidenschaft, ihre Rechte und ihr Eigentum eifersüchtig voreinander behüten. Am Nachmittage des ersten Ostertages ziehen dann beinahe in allen unseren Dörfern die jungen Burschen, noch einmal besonders lebhaft heischend, durch die Straßen:

Wellen rus,  
Obder mi schlan en Loch ins Hus!

Oder nicht ganz so heftig:

Wellen rus,  
's Füer geht us!

Mit diesem letzten Einsammeln von Brennstoff für den Holzstoß ist noch heute in Kelbra das „Todaustragen“ verbunden. Der Brauch wurde früher in vielen Ortschaften geübt, und zwar nicht zu Ostern, sondern zu Lätare, dem schwarzen Sonntage.<sup>2)</sup> Weil sich diese Sitte dort am längsten gehalten, wo die Frauen nach wendischem Brauche in weißer Gewandung trauerten, meint man, das „Todaustragen“ sei nicht ein germanischer, sondern ein wendischer Brauch. Tatsächlich finden wir es aber bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts auch in vielen deutschen, keinem slavischen Einfluß ausgesetzten Dörfern, besonders Thüringens. In Kelbra führt man am ersten Ostertage auf einem Wagen eine mit alten Kleidern behangene Strohuppe, den „armen Tod“, durch die Straßen: Die begleitende Jugend ruft höhnisch dazu:

Teilt dem armen Tod auch 'was met,  
En Wellchen us 'm Ställchen.

<sup>1)</sup> Waldbmann, Progr. des Heiligenstädter Gymnasiums, 1864. — In Rom durfte das erloschene Feuer der Vesta nur durch Reiben zweier Holzstäbe neu entfacht werden.

<sup>2)</sup> Von Lätare bis Ostern waren die Altäre schwarz verhängt.

Am Abend wird diese Puppe auf den brennenden Holzstoß geworfen und verbrannt. Nach den Formen, in denen in unserer Heimat das Herumführen und der Flammentod des Strohmannes vor sich geht, kann man diese Verbrennung nicht als alten Opferbrauch ansprechen, sondern nur als endgültige Abfertigung des Winters.<sup>1)</sup> Selbstverständlich haben bei allen heidnischen Festen Opferungen stattgefunden, aber sie haben nicht überall so im Mittelpunkt gestanden, wie es zuweilen hingestellt wird. Schon die Tatsache, daß uns das germanische Wort für Opfer nicht erhalten geblieben ist, beweist, daß die Germanen das Opfer nicht bei jeder Kulthandlung als das Wesentliche ansehen. In der allerdings sehr rauen nordgermanischen Spätzeit wird ja sogar gelehrt, karg im Opfern zu sein.<sup>2)</sup>

Und nun flammen die Osterfeuer am Abend des ersten Ostertages auf. Alt und jung versammeln sich um den prasselnden, glühenden, Feuergarben zum blauschwarzen Himmel sendenden Holzstoß. Vom fernen Kyffhäuser im Osten bis zu den Tafelbergen Bleicherodes und des Ohmfeldes im Westen, von den Vorhöfen der Hainleite bis zum Harzrande und zwischen diesen Höhenzügen aus der Aue und den rötlichen Gefilden des oberen Wipper- und Helmetales lodern die Feuer und tragen die Grüße herüber von den Menschen, die daselbst ebenso fröhlich und andächtig versammelt sind wie diejenigen des eigenen Feuers. Nicht eine kleine Gemeinde, sondern eine ganze weite Landschaft fühlt in diesem Augenblicke ihre Glaubensverbundenheit und ihre Schicksalsverbundenheit seit Jahrtausenden, und die feierliche Stille, während die Flammen am höchsten emporschießen, senkt das Gefühl der Zusammengehörigkeit und der Liebe zur heimatlichen Scholle tiefer in die aufgeschlossenen Herzen, als es rauschende Kundgebungen je vermögen.

Nicht mehr üblich ist es bei uns, daß der Bursch mit seinem Mädchen über das ausglühende Feuer springt. Ebenso hat das Schwärzen der Mädchen mit den vertohltten Resten des Holzes allen Sinn verloren und wird in Urbach und anderen Orten höchstens noch als harmloser Schabernack geübt. Dagegen ist bis vor kurzem noch das „Fadelschwingen“, wie es in Hase-

<sup>1)</sup> Vergl. Aus der Heimat, 1890, eine Mitteilung von Waldbmann, Heiligenstadt und Aus der Heimat, 1891, 11. Glafer, Der Sommergewinn oder das Tobastragen am Sonntag Lätare. — Für einen Opferbrauch, Menschenopfer sieht Herrmann das Tobastragen an.

<sup>2)</sup> Opfern lat. Lehnwort von offerre; vergl. auch Oblate. Das germanische blōtan ist ausgestorben. — In der Edda heißt es: Besser nichts erlöst als zuviel geopfert: Auf Vergeltung die Gabe schaut. Besser nichts gegeben als zu Großes gespendet; eitel manch Opfer bleibt. (deutsch von Gengmer.)



rungen und Iffeld, oder das „Schwärmen“, wie es in Mörbach und Nohra genannt wird, in Brauch gewesen. Aus dem Osterfeuer gerissene Brände oder ins Feuer getauchte und in Brand gefetzte Knüppel und Besen werden jubelnd herumgeschwungen, wieder und wieder gedreht und schließlich emporgeschneilt. Das Sonnenrad wird nachgeahmt, und das Schwingen der Fadeln soll der Sonne zum Siege verhelfen und die Winterdämonen vertreiben.

Die reinigende und sühnende Kraft des Osterfeuers teilt sich auch der Asche mit. Früher wurde sie für den Wiesen düngung verwertet, oder die abgeschwollenen Wellen wurden in den Futtertrog getaucht; dann, so meinte man, bleibe das Vieh gesund, wie man in Iffeld, Haferungen, Furra u. a. Ortschaften glaubte.

Vom heidnischen Brauchtum hat die katholische Kirche ein weihervolles Begängnis übernommen. Sie entzündete am Osterjonnabend früh in oder vor der Kirche ein Osterfeuer, um von dieser Quelle aus alle übrigen Feuer, insbesondere auch die Herdfeuer in den Wohnungen, aufs neue in Brand zu setzen.

Das verkohlte Holz vom geweihten Feuer aber bewahrte man auf, malte damit zu Walpurgis drei Kreuze an die Türen und verbrannte erst die Scheite bei drohenden Gewitters Gefahr.

Leben zu spenden, Leben zu fördern, werden die Gottheiten zu Ostern angerufen. Neben dem Feuer gehört zum Erhalten, Fördern, Erquickden allen Lebens das Wasser. So wird zu Ostern auch das Wasser durch vielfältiges Brauchtum gefeiert. Leider hat sich nur noch wenig von den Sitten, die sich um die Verehrung des Wassers gruppieren, erhalten, und wo der Väter Weise noch im Schwange, ist doch der ursprüngliche Sinn des Brauches so gut wie ganz dem Gedächtnis entschwunden. In manchen Dörfern, z. B. in Görsbach, gießt man noch heute am Ostermorgen dem Nachbarn oder guten Freunde Wasser in die Stube oder in den Keller. Oder den Mädchen, die zu lange geschlafen haben, überschwemmt man die Zimmer. Doch gelten diese Bräuche eigentlich nur als Anflug. Sie und da ist es noch Sitte, am Ostermorgen das Vieh mit Wasser zu besprengen; in Tettenborn besprengen sich am Abend vor Ostern die Knaben gegenseitig mit Wasser. Zu Grunde liegt natürlich derselbe Glaube vom tüchtmachenden, die Fruchtbarkeit fördernden Wasser wie beim Wassersegen, der den Konfirmanden von Furra und Rügelen zuteil wird. Noch vielfach üblich ist es, den Knecht oder die Magd, die im Jahre zum ersten Male zum Gras- oder Grünfütterholen ins Feld gehen, oder wenn sie von der Arbeit kommen, mit Wasser zu begießen. In Heringen besprengt man den Schäfer, wenn er das erste Mal heraustreibt, in Groß-Berndten die Frau, die das erste Gras in der Kiepe heimholt, in Rohra die Knechte. Doch vom tieferen Sinn weiß das Volk nicht mehr viel. „Damit sie nicht faul werden im Jahre“, heißt es gemeinhin.

Wer an einem solchen Tage wie dem Ostertage, an dem alles zum Leben und zur wackeren Arbeit erwacht und tüchtig wird, die guten Stunden verschläft, dem kann natürlich nichts gedeihen. So sagt man in Liebenrode, daß der Bauer, der sogar am ersten Ostertage mittags sein Schläfchen halten muß, sich Dornen und Disteln auf sein Land schläft.

Der eigentliche Sinn des Osterwassers als Lebenswassers tritt nur zutage bei dem noch selten geübten Wassers schöpfen. In der Osternacht um 12 Uhr ganz heimlich und ganz lautlos schöpfen es die Mägdelein aus fließendem Wasser. Von den Haserungern, Mörbachern, den Lipprechteröbern, den Liebenröbern, den Rohraern und Oberdorfern haben wir es gehört. Die jungen Mädchen aus Petersdorf gingen einst bis nach dem Gesundbrunnen bei Nordhausen, um Osterwasser zu schöpfen. Auch werden wohl noch andere ans fließende Wasser gehen, doch teilen sie es nicht

gern mit, weil alter schöner Brauch heute leider gar leicht der Lächerlichkeit verfällt. Auch brauchen die Buben nichts vom Wasser schöpfen der Mädchen zu wissen, sonst kommen sie dazwischen, lärmten, stellen törichte Fragen und suchen auf alle Weise die Schweigslamen zum Plappern zu bringen. Dann aber ist es aus mit der Zauberkraft des Lebenswassers.

Der Ueberlieferung nach soll das Wasser mit dem Strome geschöpft werden, ein sehr schwieriges Beginnen. Doch nur aus Sülzhayn war dieser Brauch in Erfahrung zu bringen, sonst hieß es, man entnehme das Wasser gegen den Strom. Dieses in der Osternacht gewonnene Wasser hält sich das ganze Jahr, hilft gegen Hautunreinigkeiten und Sommersprossen besser als jedes teure Kosmetikum, heilt auch die Wunden. Vom Christentum in den alten Glauben hineingebracht ist natürlich die Ansicht, das Wasser wandle sich in der Osternacht in Wein. So wird vom Siegenborn bei Steinbrücken berichtet und vom Sackengraben bei Oberjachswerfen.

Ostern soll Feuer und Wasser alles in der Entwicklung Stehende fördern, tüchtig machen und kräftig. Doch wird es nun Zeit, diese Tüchtigkeit zu prüfen und zu versuchen. Aus den uralten Wettspielen, Wettkämpfen und Wettrennen der Germanen, die veranstaltet wurden, wenn die Bitterung und der grüne Rasen es wieder gestatteten, haben sich unsere Osterballbräuche entwickelt. Wer seine Tüchtigkeit und Mannbarkeit schon erwiesen hat, regt die nachfolgenden Jahrgänge an, die Kräfte zu messen für den Nachweis des eigenen Standes der Entwicklung. Noch weit verbreitet bei uns ist die alte schöne Sitte, daß das jüngste Ehepaar im Orte entweder zu Palmarum oder — häufiger — zu Ostern Bälle an die Knaben und jungen Burschen, Nabelkissen oder Halstücher an die Mägdelein verteilt. Am ersten Ostertage ziehen die jungen Burschen unter fortwährendem Rufen:

Bälle rus, Schöße rus

vor das Haus des jüngsten Ehepaares. In Woltramshausen heißt es:

Bälle rus, der Paster gukt us'n Loche rus,

oder:

De Bälle rus, de Kerch' is us. —

Der Ruf erschallt nämlich nach dem Kirchgange am 1. Ostertage.

Dieser bringenden Aufforderung kommen dann die jungen Eheleute schleunigst nach, der Ehemann wirft die Bälle, die Gattin die Nabelkissen heraus. Bei den sich nun entwickelnden Wettkämpfen mit dem Balle wird sich herausstellen, wer der

tüchtigste und gewandteste Bursche ist. Und an den Nadelkissen können sich die Dirnlein erproben. Oder aber, während die Knaben ihr Spiel abhalten, laufen die Mädchen nach den als Preise ausgelegten Tüchern. Die Sieger in den Spielen dürfen ihrer Tüchtigkeit das meiste Unrecht darauf haben, das bisher jüngste Ehepaar abzulösen, auf daß es nicht mehr das jüngste bleibe.

Die Wettspiele gehen in den einzelnen Orten recht verschieden vor sich. In Rürleben und Haferungen spielen die Knaben Ball, die Mädchen laufen nach Tüchern. In Sülzhayn mußte einst in guten Zeiten die Siegerin am weißen Sonntage, dem Sonntag nach Ostern, ihren Kameradinnen einen Kaffee geben. In Mohra bekommen die Knaben kleine Bälle, die Burschen und Männer je einen großen Ball, mit dem sie ein Kreiballspiel veranstalten. Schließlich wird der Ball versteigert, der Erlös wird in der Schenke verjubelt. In Groß-Berndten findet das Ballspiel Palmarum statt. Hier singen die Kinder die Bälle aus, die Burschen erhalten sie zugewiesen, und die Männer versteigern einen großen Ball. Ein Ballspiel der männlichen Jugend, ein Wettlauf der weiblichen nach Tüchern und Haarschleifen schließt sich an. In Groß-Furra haben sich die Spiele nicht mehr gehalten, sondern es werden die Bälle und Nadelkissen nur noch ausgegeben, ohne daß sich ein Spiel anknüpft. In Niedersachswerfen ist der alte Brauch sogar so weit gesunken, daß nur noch die Kaufleute die Kinder mit Bällen oder Schieferstiften und anderen Kleinigkeiten beschenken. Doch war der Brauch des Spiels und des Wettlaufs in unserer Heimat so allgemein verbreitet, daß er sich selbst in dem der Hauptstadt unserer Landschaft Nordhausen so nahen Crimderode noch lange unverfälscht erhalten hat. Zu Palmarum zogen die Kinder in die Wohnungen der jüngst Verheirateten und erhielten dort, die Knaben Bälle, die Mädchen Nadelkissen. Reichten Bälle und Nadelkissen nicht aus, so gab es wohl auch Brezeln und Schieferstifte. Am Nachmittage bekamen die Burschen von der jungen Frau einen größeren Ball, den Brautball. Dabei sangen sie:

Grüne Laub, grüne Staub,  
Grüne überall.  
Diesen Sommer, diesen Winter  
Tragen wir die Bälle.  
Einen Ball groß und breit  
Mit seidnem Unterkleid,  
Mit goldnen Spitzen oben raus.  
Schön Bräutigam, schön Braut,  
Gebt einen schönen Ball heraus.



Auf der Gemeindewiese entwickelte sich dann ein Spiel ähnlich unserem noch überall üblichen Schlagballspiel.<sup>1)</sup>

Diese Osterfeier, die wichtigste Frühlingsfeier, leitete einstmals eine ganze Reihe von weiteren Frühlingsfeiern ein. Zu Ostern, am Tage der Tag- und Nachtgleiche, hatte man die Sonne gefeiert, und nun, wo sie von Tag zu Tag länger ihre segnenden Strahlen herniederschickt und das Blühen und Treiben kein Ende nimmt, mußte man fröhlich sein in der fröhlichen Natur. Heute sind von den vielen Bräuchen der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten nur noch ganz kümmerliche Reste erhalten. Aus reichlich fließender Ueberlieferung wissen wir, welche Bräuche bis tief ins 19. Jahrhundert hinein geübt worden sind; wenn man aber heute in die Dörfer kommt und nach dem alten Brauchtum forscht, begegnet man meistens nur Kopfschütteln, und den ältesten Leuten fehlt die Erinnerung an ihren einstigen kostbaren Besitz. Die alten so sinnvollen und doch so selbstverständlichen Spiele sind dem komplizierten und verwöhnten Menschen der heutigen Zeit zu einfach, sie mußten modernen, mit den Errungenschaften unserer Technik ausgestatteten Unterhaltungen weichen. Anstelle der schönen Bänder- und Reihentänze sind längst die modernen Rundtänze getreten, die womöglich allsonntaglich stattfinden und durch zu häufige Veranstaltung den Sinn für seltener begangene, aber eblere und beziehungsreiche Volksfeste abgestumpft haben. Nur die reichliche Verwendung von Grünschnuck in dieser grünenden und blühenden Jahreszeit bei allen möglichen Gelegenheiten hat sich noch erhalten. Am Himmelfahrtstage und zu Pfingsten erinnern noch Ausflüge und Tänze an die einstige Herrlichkeit, lassen aber auch unsere heutige Verarmung an wahrhaft sinnvollen und zweckvollen Begehungen deutlich werden. Vor allem die modernen Verkehrs- und Nachrichtenmittel sorgen dafür, daß das alte Brauchtum nicht wiederersteht. Zu ändern ist das nicht; das zeigen alle Versuche, neue Belebung alter Kultur zu erreichen. Von der Neuromantik des Wandervogels seit der Jahrhundertwende bis auf die Versuche in jüngster Zeit beweisen die Bestrebungen, daß alle Vorauszukungen dafür abhanden gekommen sind. Die äußeren Lebensformen sind andere geworden, vor allem aber auch unsere seelische Haltung. Das Lebenstempo und der um ein Vielfaches härtere Daseinstampf hat uns zurück zur Natur und zu zweckmäßiger Lebenshaltung geführt; aber auch hier können wir nicht mehr nur spielen und Feste feiern, sondern müssen kämpfen und uns stählen für den bald wieder einsetzenden stahlharten Lebenskampf. Wir bedauern das nicht. Vielleicht aber kann das Wissen um einstiges

---

<sup>1)</sup> Vergl. Kolbes Heimatland, II. 1905/06, 121.

jorgloseres Hingeben an den Tag und die Natur, die Freude über so viel unbekümmertes Feiern, die Erinnerung an die größere Einheitlichkeit und Selbstverständlichkeit alles Tuns auch auf unser seelisches Gleichgewicht einwirken. Dann fühlen vielleicht auch wir noch von einem güldenen Morgenstrahl, der aus versunkener Herrlichkeit zu uns herüberglüht, ein stilles, verklärendes Leuchten. —

In der Frühlingszeit nach Ostern hat der Mensch besonders seine Freude an dem frischen, hellen Grün von Laub und Gras und verwendet es wieder und wieder. Die Heiligtümer wurden einst mit Binsen und Laub bestreut und von Pfosten zu Pfosten reiche Gewinde gezogen. Die Wohnungen wurden mit dem Grün des Lebensbaumes, der Birke, geschmückt. Aber nicht nur der einzelne stellte an Türen und Fenster die Maie, sondern auch die Weiler und Ortschaften richteten den Maibaum auf. Arbeitsbereite, fröhliche Hände schälten ihn ab, und kräftige Jünglingsäufte richteten ihn auf, nachdem er oben mit dem Maibüschel versehen war. Ob freilich dieses Schälens wegen des Angeziefers geschah, das zwischen Holz und Rinde sein Unwesen treibt und in das unholde Geister eingegangen sind, die durch das Schälens zum schmählischen Abzug gezwungen werden sollen, möchten wir dahingestellt sein lassen. Vielleicht ist die Deutung zu schön und scharfsinnig, als daß sie richtig wäre, und das Schälens des Stammes hat nichts weiter auf sich, als ihn recht glatt und ansehnlich herzustellen.<sup>1)</sup>

Bei allem diesen Schmücken und Putzen geht es recht lustig und lärmig zu, es wird ein „Heidenlärm“ gemacht, vielleicht nur zur Befundung der Freude, vielleicht aber einst auch mit dem tieferen Sinn, alle bösen Dämonen zu verscheuchen. Und wenn man sich dann so auf die Maienzeit vorbereitet hat, kann man auch den Maikönig oder den Maiprinzen einholen. Ein Spiel wird veranstaltet, das den Einzug des lichten, mit allen seinen Gaben geschmückten Frühlingsgottes symbolisieren soll. Dieser Maienprinz, also der Frühlingsgott, wird im festlichen Zuge eingeholt, nachdem er lange genug hat auf sich warten lassen und nachdem mancher Bittgang und manches Suchen nach dem langersehnten Frühling vergebens gewesen.<sup>2)</sup>

<sup>1)</sup> Das Germanische unterscheidet Ziefer und Angeziefer. Ziefer werden die Tiere genannt, die rein sind und den Göttern dargebracht werden dürfen. ahd. zebra, agl. tifer, portugiesisch Zebra, franz. Lehnwort toivre = Vieh. — Die unreinen Tiere sind das Angeziefer.

<sup>2)</sup> Dieser Maiprinz als Sinnbild des Frühlingsgottes war auch bei uns bis vor wenigen Jahrzehnten dicht umhüllt mit Gras, Laub, Birkengeizweig und anderen Gaben des Frühlings. Dieser Brauch ist nicht zu verwechseln mit Opferbräuchen, die einst im Frühling stattfanden, um den ersehnten Regen herbeizuzaubern. Bei diesen Opfern mußte in grauer Vorzeit ein Menschenkind, ein junges Mädchen, dem erzürnten Gotte fallen. Später nahm man die

Bei uns begann Elende mit diesem schönen Frühlingsfest des Einholens des Maikönigs. Am dritten Ostertage wurde der jüngste Ehemann, der sich versteckt hielt, von den Burschen des Dorfes aufgesucht. Beim Suchen mußte ein Heidenlärm mit Johlen, Trommelschlagen und Peitschentnallen gemacht werden. Hatte man ihn in seinem Versteck ausfindig gemacht, so wurde er auf den nahen Osterberg geführt, wo ihm ein Teller mit Knospen vorgesetzt wurde, von denen er einige essen mußte. Dann wurde er, damit der kostbare Prinz ja nicht wieder entlaufe, mit Striden gebunden und ins Dorf zurückgeführt. Doch um die Freude zu verlängern, gab man ihm unterwegs Gelegenheit, sich zu befreien und in den Wald zu flüchten. Und nun gab es noch einmal ein lustiges Spiel, bis man ihn wieder hatte und ins Dorf zur Schenke führte, wo er sich mit einem Fäßchen Bier loskaufen mußte. „In die Knospen treiben“ nannte man das Fest, und das Dörschen Elende hat den Ruhm, es bis in die jüngste Zeit beibehalten zu haben. Seit einigen Jahren ist es nicht mehr begangen worden, „wegen der schlechten Zeiten“, wie man mitteilte.

Ganz ähnlich ging die Einholung des „Schoßmeiers“ in Deuna vor sich, wo sich ein mit Gras und grünen Reifern ganz umhüllter Knabe im Walde verbarg, gesucht und schließlich unter Freudenbezeugungen ins Dorf zurückgeführt wurde. Dort sammelten dann die Burschen Gaben ein, den Schoß, weshalb der Maiprinz auch „Schoßmeier“ genannt wurde.

Daß in unserer Heimat in ihrer ganzen Ausdehnung diese nunmehr ausgestorbenen Feste voreinst im Schwange waren, geht daraus hervor, daß ebenso wie Tilleda im äußersten Osten Haröderden im äußersten Westen zur Maienzeit ihren „wilden Mann“ aus dem Holze holten. In Kelbra-Altendorf läuft ein mit Birten umkleideter Knabe, der Maiprinz, unter dem Lärm seiner ihn begleitenden Gespielen durch die Straßen; in Bennungen puzte sich der Maikönig mit Maien heraus und versah sich mit einer Maske. Auf dem Kopfe trug er eine Krone mit Glöckchen. Er versteckte sich, und wenn er gefunden war, mußte erraten werden, wer unter der Maske verborgen sei. Wenn die Umstehenden falsch geraten, schüttelte er mit dem Kopfe, daß die Schellen erklangen. In Thürungen feierte man in gleicher Weise wie in anderen Dörfern das Einholen des Maiprinzen, nannte es aber das „Frosch-

---

Menschenopferung nur noch symbolisch vor, entkleidete das Opfer, umhüllte es mit grünem Laub und sprach den Regenzauber. Allein hierauf bezieht es sich und nichts mit dem Maiprinzen zu tun hat es, wenn Herrmann sagt: „Die Umhüllung des ursprünglich nackten Menschen mit Laub und Kräutern ist die Befrängung des Opfers.“ Herrmann, Altdeutsche Kultgebräuche, Niederichs, 1928, 12. — Beispiele für das Regenopfer siehe: Aus der Heimat, 1891, Nr. 20.

königfest“. Morgens wurde ein junger Bursche vom Kopf bis zu den Füßen mit frischem Grün bedeckt. Dann wurde er von einigen seiner Kameraden in einer Wiese versteckt. Am Nachmittage machte sich die Dorfjugend beritten und zerstreute sich zur Suche durch die Gluren. War er gefunden, setzte man ihn triumphierend auf ein Pferd und führte ihn durch die Straßen des Dorfes. Ein Tanz beschloß das Frühlingsfest. Recht fröhlich und beziehungsreich hat man das Fest das „Froschkönigsfest“ genannt. In den Auwiesen um Thürungen herum sind genügend Frösche daheim, im Frühjahr vermehren sie sich auch in so erfreulicher Weise, daß man ihre Fruchtbarkeit gern auf alle Früchte des Feldes und auf die Menschen übertragen möchte; ein grünes Rädchen haben sie auch an, wie alle Kinder des Frühlingsgottes: so ist der Maikönig der Froschkönig geworden. Auch dieses Fest hat sich lange gehalten, wird aber jetzt nicht mehr begangen. Es gäbe heut' keine Militär-entlassenen mehr, insonderheit Kavalleristen, die das Reiten verstünden und immer zu allerlei Feierlichkeiten und Späßen aufgelegt gewesen seien, gab man als Grund an für den Ausfall des Festes seit einem Jahrzehnt.<sup>1)</sup>

An die Stelle aller dieser Frühlingsfeiern ist heute in vielen Dörfern ein allerdings nicht regelmäßig gefeiertes Begängnis getreten, die Altweibermühle, ein gröberes Fest als die früheren; aber durch alle moderne und in den einzelnen Ortschaften verschiedene Ausgestaltung kann man doch noch manches Stück alten Brauchtums erkennen, das aus der Erinnerung an andere Feste entlehnt und modern ausgestattet ist.

Im Wirtshause wird eine Mühle aufgebaut, und nach dieser Mühle begibt sich ein seltsamer Zug. Da finden wir einen großen und einen kleinen mit Erbsstroh umhangenen Bären, auch wohl einen Mann mit weißgetreidem Antlitz, der den Tod darstellen soll. Diese Gestalt symbolisiert den sterbenden Winter, den „armen Tod“, wie er in Kelbra heißt. Dann sind da geschwärzte Männer im Zuge zu sehen, uns auch schon bekannte Gestalten, die sich mit der Deckfarbe versehen haben, um von bösen Dämonen nicht erkannt zu werden und dem Tode zu verfallen. Der Pritschenmeister oder Baias, der den Zug anführt, tut allerdings mit dem Geflatzche einer Pritsche das Menschenmögliche, die schlimmen Geister zu vertreiben und die dem Tode und den Bären folgenden alten Weiber zu retten. So gelangt man in das Wirtshaus und vor die Mühle. Da wandern nun die als alte Weiber Verkleideten hinten hinein, die Mühle wird gedreht, und siehe, vorn aus der Mühle schlüpfen die jüngsten und appetitlichsten Jungfräulein heraus, die

---

<sup>1)</sup> Vergl. Aus der Heimat, 1891 Nr. 16, 17. Maibräuche und König Mai.

alsbald mit den Burschen recht munter und altersunbeschwert zu tanzen beginnen. — Alles neu macht der Mai! —

Sin und wieder wird freilich die Freude am Frühling und an der lindern Witterung getrübt durch böse Gegenangriffe und Rückzugsefekte des Winters. In der christlichen Zeit sind es die drei Eisheiligen Mamertus, Pantradius und Servatius, die nochmals Nachfröste und Unbeständigkeit des Wetters bringen. In urheidnischer Zeit war es am 1. Mai, wo das wilde Heer noch einmal durch die Lüfte brauste. An diesem Tage soll Wotan mit Fria das Fest der Vermählung begehen; an die Stelle Frias setzte das Christentum dann die heilige Walpurg, weshalb der 1. Mai der Walpurgistag ist. Alles scheint aber darauf hinzuweisen, daß der 1. Mai für unsere Vorfahren eine andere Bedeutung hatte und daß der Glaube, der an diesem Feste haftet, älter ist als die Vorstellung von Wotan als höchstem Himmels-gotte. Erst in der kriegerischen Zeit der Jahrhunderte nach Christi Geburt hat ja der westgermanische Wotan seine überragende Stellung unter den Göttern erhalten und ist dann als Odin auch von den Nordgermanen übernommen worden. Ursprünglich aber war er das, wozu ihn das Christentum später wieder gemacht hat, ein Wetterdämon, der mit seinen Sturmmädchen, den Walküren, das Meer peitscht und in wilden Nächten durch das zerfetzte Wettergewölk fährt. Als solcher saust er am 1. Mai an der Spitze der Walküren oder Hexen in wildem Ritt durch die Lüfte.<sup>1)</sup> Unser Volk kennt also den wilden Wote aus einer früheren Zeit als die deutsche Heldensage.

Daß die wilde Jagd am 1. Mai den Broden als Ziel hat, ist erst ein aus dem 16. Jahrhundert stammender Glaube. Dieser

<sup>1)</sup> Wodan, Wotan, Wode, Wote ist ursprünglich ein Wetter- und Sturmdämon. Vergl. Wut, wütend. Er wird unter westgermanischem Einfluß in kriegerischer Zeit zum Himmels-gott. Wotes Sturmmädchen werden zu den Walküren, die seine Befehle auf dem Schlachtfelde ausführen. Sie sind identisch mit den ursprünglicheren Hagazussa, den Hexen. — hac, hages = Wald, Hege. hagazussa, Heze = Waldgeist. Der Wald war den Germanen kein Ort für romantische Spaziergänge, sondern ein unheimliches, von bösen Geistern bevölkertes Revier. Der Glaube an Hexen scheint, wie der germanische Name schon zeigt, gemeingermanisch zu sein. Der Ebstus Rothari gibt für die Langobarden, die *Capitulatio de partibus Saxoniae*, VI für die Sachsen den Nachweis des Glaubens an Hexen. Vergl. Förries, *Germ. Religion und Sachsenbefehre*, S. 3. S. 14. Regino von Prüm erzählt, daß Weiber selbst glaubten, es ritten einige ihres Geschlechts nächtlicherweise zum Dienste der heidnischen Göttin Diana. Wenn aber auch die Vorstellung von Hexen offenbar urgermanisch ist, so ist doch unzweifelhaft, daß eigentlicher Hexenwahn und Hexenverfolgung sich erst, und zwar nicht bloß unter Duldung, sondern unter Förderung der Kirche, im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit findet. Vergl. dazu auch Rosenberg, *An die Dunkelmänner unserer Zeit*, 56 ff. — Zu Wotan vergl. unten Seite 223.

aber ist ein Rest letzter Erinnerung an die altgermanischen Opferfeiern auf hohen Bergkuppen, bei denen auch Opfertänze stattgefunden haben mögen. Für das christliche Mittelalter wurde das Wesentliche der Ritt der wilden Jagd durch die stürmische Nacht. Er ist deshalb früher auch in unserer Heimat allenthalben nachgeahmt worden. Knaben schnitzten sich zum 1. Mai Weidenruten, schälten sie und ahmten auf ihnen den Ritt nach. In Wallhausen hat man diesen alten Brauch 1927 zu erneuern versucht.<sup>1)</sup> Sonst stellt man sich seit dem ausgehenden Mittelalter die Hexen auf Ofengabeln und Besen reitend vor. Ein Besen, vor die Haustür gestellt, schützt vor den Hexen; Distelstöcke in den Hausflur gehängt, ein Hufeisen auf die Schwelle der Tür gelegt, wehrt ihnen den Eintritt. Vor allem aber muß man aus Kreide oder noch besser aus Kohle nach Sonnenuntergang drei Kreuze an die Haustür machen, wie es noch vor Jahren in Elende, Groß-Furra, Rehungen, Rottleberode üblich war. In Bischofferode müssen die Kreuze von der Holzkohle des Osterfeuers gemalt sein, sonst helfen sie nichts. Diese Kohle in der Tasche gewährt Schutz vor den Nachstellungen der Hexen. Der Neugierige, der durchaus den Hexenritt sehen will, muß sich um Mitternacht auf einen Kreuzweg in recht unbequemer Lage hinlegen, unter eine Egge, deren Zinken nach oben gerichtet sind.

Im Anschluß an den Glauben vom Hexenritt wird unbeliebten Mädchen in der Walpurgisnacht auch manch' Schabernack gespielt. In Haferungen stellt man Langschläferinnen Ofengabeln oder Besen ans Bett und meint, sie schliefen so lange, weil sie sich von den Anstrengungen des Brodenerlebnisses ausruhen müßten. In Lipprechterode stellt man ihnen Dornwellen vor die Tür. Auf dem Eichsfelde war man einst noch unhöflicher. Burschen mit Gießkannen, Blashörnern, Peitschen zogen vor die Tür älterer Mädchen und vollführten da einen furchtbaren Lärm, legten auch Eggen hin, damit die Hexe nicht ausreiten könnte.

Ein Tag wichtigen Brauchtums ist der 1. Mai immer für den Harz gewesen. Hier haben sich einige der Bräuche auch bis auf den heutigen Tag gehalten, weil sie mehr mit dem täglichen Leben und seinen Wirtschaftsformen verknüpft sind. Am 1. Mai muß im Harze Schnee und Eis von allen Straßen und Plätzen fortgeschafft sein. Vom 1. Mai ab darf keiner mehr die Harzwiesen betreten. Am 1. Mai findet auch der Austrieb der Herden statt; der Hirte in seiner historischen Tracht, in blauem oder schwarzem Kittel, hellen Tuchgamaschen, schwarzem, federgeschmücktem Hut, schwarzledernem Schulterriemen mit Messingbeschlagen treibt zum

---

<sup>1)</sup> Schmidt, Kreis Sangerhausen II, 88.



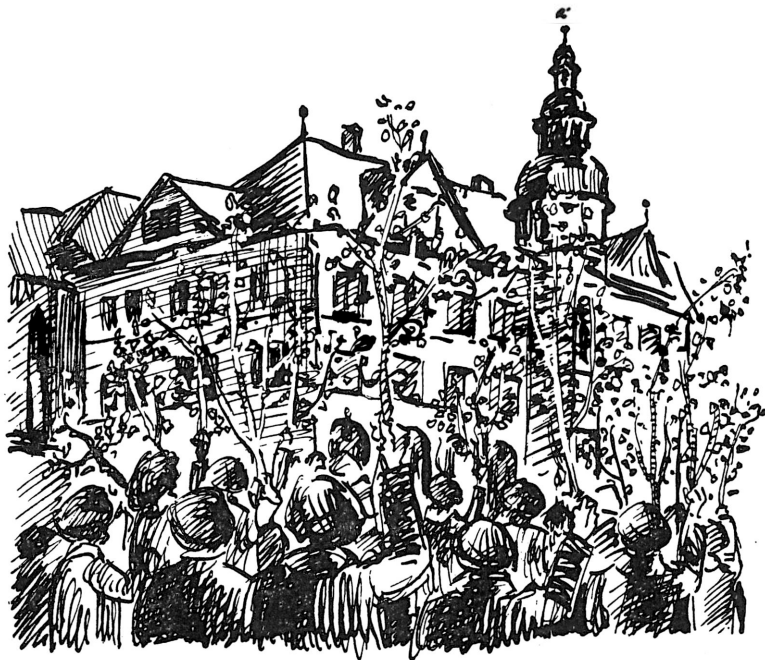
ersten Male die Kuhherde aus und ist an diesem Tage der gefeierte Held, den man mit Blumen schmückt und den man wohl auch auf seinen ersten Weideplatz begleitet, wo man zusammen mit ihm einen Umtrunk veranstaltet.

Ganz in den Pfingstkreis mit seinen vielen Volksfesten kommen wir um Himmelfahrt hinein. Es sind zumeist Feste, die einzelne Gruppen von Menschen, welche ihrem Stande, ihrem Brauchtum, ihrem Gewerbe nach zusammengehören, veranstalten. Um Pfingsten hielten die Ritter ihre Turniere, die Bürger ihr Armbrustschießen ab, Innungsfeste wurden gefeiert, gesellige oder religiöse Vereine machten ihre Ausflüge. Hierher gehört auch das berühmte Merwigs lindensfest der Nordhäuser Schuhmacher und Gerber, das bis ins 18. Jahrhundert hinein zunächst alle Jahre, später alle sieben Jahre veranstaltet wurde. Den Zug leiteten ein Musikkorps und die Innungsfahne ein, dahinter marschierten die Innungsmeister in vollem Waffenschmucke, dann die Gesellen und schließlich die Lehrbuben. Auch alle Angehörigen durften sich anschließen, und so zog man in buntem Zuge nach der alten Merwigs linde, die damals noch einsam in Gras und Heidekraut auf der Höhe des Geiersberges stand. Hier lagerte man sich und hielt ein ausgelassenes Fest. Am Abend aber brach sich jeder einen Zweig von der Linde und trat, mit diesem geschmückt, den Rückmarsch an. Als sich die Gerber 1734 von den Schuhmachern trennten und deshalb bei dem Feste Reibereien hätten entstehen können, verbot der Rat der Stadt Nordhausen 1736 das Fest.

Ein anderes altes, von edelstem Väterglauben durchwobenes und innigstes Naturempfinden beweisendes Frühlingsfest ist die Maien- oder Rutenlese, die nun leider auch schon mehr als 100 Jahre unterblieben ist. Die Birke ist der Baum der Maienzeit. Sie prangt am längsten im hellen, freudvollen Grün der freudvollen Zeit, ihr Stamm ist schlank und rank, ihre Zweige sind geschmeidig und biegsam wie die Jugend. Sie ist deshalb in erster Linie das Symbol des heranwachsenden Lebens, und ein Schlag mit einem ihrer Zweige fördert Wachstum und Kraft und

Fruchtbarkeit. So ist die Birke so recht der Baum der heranreifenden Schuljugend geworden.

Jahrhundertlang ist einst die Nordhäuser Jugend, sind die Domschüler und später in protestantischer Zeit die Gymnasiasten in der Woche vor Pfingsten drei Tage lang in den Kohnstein gewandert und haben dort auf den hohen Gipsfelsen über Niedersachswerfen, wo noch heut' die Birken stehen, Maien geschnitten. Drei Tage feierte die Schulgemeinschaft draußen in den herrlichen Wäldern unserer Heimat ihr Schulfest. Reigen und Wettspiele, Wanderung und Raft wechselten ab, und zwischendurch wurden die Birkenreiser geschnitten. Diese wurden dann am Abend jeden Tages auf einen Wagen geladen und bis vor das Altentor gefahren. Hier wurden sie den Schülern von dem Wagen gereicht, die Schule stellte sich auf, jeder Schüler mit einer Maie. Die Kleinen begannen den Zug mit den schwächsten Zweigen, hinterdrein marschierten die Großen mit kräftigen Ästen. Der Zug führte durch die Stadt bis auf den Markt. Hier zwischen Rathaus und Weinkeller schloß man einen Ring, hob die Maien empor und „hielt, als in einem schönen Lustwald stehend, eine Musi“, wie der Chronist sagt. Dann wurden die Maien an die Bürger





verteilt. Es blieben aber auch immer noch genug für die Schule selbst übrig zu ihrem Gebrauch während des langen Schuljahres, auf daß die Reiser bei der Erziehung die nötige Hilfsstellung gäben, die Faulheit in Fleiß verwandelten, zur Aufmerksamkeit anspornten und in allzu langsames Denken das nötige Tempo hineinbrächten.<sup>1)</sup> Nach dem Glauben unserer Vorfahren hat ein Schlag mit der Birke Glück und gutes Vorwärtkommen im Gefolge. Die Nordhäuser Gymnasiasten jener Zeit werden wohl viel Glück im Leben gehabt haben und sämtlich trefflich vorwärtsgelommen sein.

In der Freude über die schöne Maienzeit gedachten unsere Vorfahren auch des Gottes, der den Aedern Fruchtbarkeit schenkt. Wie der Grüne Donnerstag vor Ostern, war ein Tag auch im Mai dem Gotte Donar geweiht. Es ist unser christlicher Himmelfahrtstag. Ein Glaube erinnert noch heute an den Donnergott: Am Himmelfahrtstage darf man keine weibliche Handarbeit vornehmen, sonst schlägt der Blitz ins Haus.

Sonst aber hat das Christentum der früheren Jahrhunderte aus der Zeit um Pfingsten herum einen sinnvollen Brauch aus dem Heidentum übernommen. Bei unseren heidnischen Vorfahren fand an diesem Tage bei Sonnenaufgang eine Bittprozession in die Felder statt, bei der Götterbilder mitgeführt wurden und deren Schluß die Opfertiere machten, die man dem Gotte der Fruchtbarkeit darbrachte. Dieser Tag, den später das Christentum Himmelfahrtstag nannte, war tatsächlich ein Opfertag erster Ordnung für die Germanen.<sup>2)</sup> Das Christentum hat aus diesem heidnischen Bittgang ein christliches Begängnis gemacht mit gottesdienstlicher Handlung mitten im Felde, um des Himmels Huld auf die Fluren herabzurufen.<sup>3)</sup> Für Nordhausen ist bis in den Ausgang des 18. Jahrhunderts ein solcher Feldgottesdienst zwar nicht für den Himmelfahrtstag, aber für den zweiten Pfingsttag bezeugt. So erzählt uns der wadere Nordhäuser Chronist Bohne, daß noch im 18. Jahrhundert beim Hospital St. Cyriaci vor dem Siechentore jährlich drei Feld- und Flurpredigten abgehalten seien, am 2. Ostertage, am 2. Pfingsttage und im August vor oder nach Cyriacus „bei angehender Ernte“.

<sup>1)</sup> Vergl. Silberborth, Geschichte des Nordh. Gymnasiums, 70 ff.

<sup>2)</sup> Indiculus superstitionum et paganiarum Nr. 28 handelt „von den Götterbildern, die sie durch die Fluren tragen.“

<sup>3)</sup> Diese Bittprozessionen dürfen nicht verwechselt werden mit ganz anders gearteten Umgängen der Bauern zwecks Festlegung der Feldmark, der sogenannten Versteinung. Diese fand im Frühjahr oder, noch häufiger, im Herbst statt. — Vergl. Aus der Heimat, 1890, 2. Vergl. den Flurumzug der Römer, die Ambarvalia.

Die Flurpredigten fanden damals vor dem Siechenhofe statt, früher ist aber sicher eine Prozession unter Vorantragen des Bildes des heiligen Cyriacus ins Feld hinaus erfolgt.

Noch im 18. Jahrhundert war der Siechhof vollständig von uralten Linden umgeben, und hier im Schatten dieser Linden versammelte sich die ganze Nordhäuser Gemeinde am 2. Pfingsttage zu andächtigem Feldgottesdienst. Das Fest war weithin berühmt, so daß es auch viele Fremde anlockte, „worunter auch vielmahls vornehme von Adel von Mann- und Weibspersonal auf ihren Chaisen und Carossen dorthin aus sonderlicher theils Pietät theils Curiosität fuhren . . .“ Beim Gottesdienste wurde „dem allmächtigen Gotte die Wohlfahrt . . . des Landes und der Feldfrüchte inbrünstig . . . empfohlen“.<sup>1)</sup>

Vergleichen Prozessionen und Feldgottesdienste sind für die Monate Mai und Juni aus unserer Heimat noch eine ganze Reihe bezeugt. Hier sei nur daran erinnert, daß am Fuße des Bauersberges südlich Trebra der Steinborn liegt, an dem am Himmelfahrtstage ein Volksfest stattfindet. Einst, in katholischer Zeit, ging am Johannistage eine Prozession zu der dort gebauten Kapelle.<sup>2)</sup>

In diesen Tagen des ausgehenden Mai und beginnenden Juni bittet man aber nicht nur um ein ungestörtes Heranreifen der Feldfrüchte, sondern man weiß auch, daß sich die unerschöpflichen Kräfte der Erde und das geheimnisvolle Fruchttragen der Halme auch auf die Menschen übertragen kann, die sich ja nur als ein Stück dieser Gesamtnatur fühlen. Wie die Bewohner uns besonders vertrauter Ortschaften mitteilen, ist es deshalb noch heute Brauch, daß junge Ehepaare, die noch keine Kinder bekommen haben, um den Junibeginn herum zu stiller Stunde in das auf grünem Halme stehende Korn gehen und dort erhoffen, ihr Bund werde vom Donar oder Freyr, den Fruchtbarkeitsgöttern, gesegnet, wie diese Götter den Schoß der Erde gesegnet haben.

Für die Pfingsttage selbst ist leider an altem Brauchtum so gut wie nichts mehr übrig geblieben, als daß man noch die

<sup>1)</sup> Christoph Böhne, Nordhäusische Chronica, Frankf. u. Leipzig, 1701, ed. Heineck, 45 ff. — Vergl. noch Jan de Vries, die Welt der Germanen, Leipzig, 1934. Im Jahre 939 befiehlt eine Äbtissin in Westfalen, die Nonnen sollten in jedem Jahr am 2. Pfingsttage den Schutzpatron ihrer Kirche in Prozession heraustragen. Sie sollten sich selbst als Opfer bringen, als Ersatz für zwei Umzüge durch die Felder eine Nacht im Klostergarten zubringen. „Ich setze in die Barmherzigkeit eures Schutzheiligen das Vertrauen, daß nach Abhaltung eines solchen Umzugs die Feldfrüchte reichlich gedeihen, daß der Schade, den schlechtes Wetter nach sich zieht, dadurch abgewehrt wird.“

<sup>2)</sup> Vergl. Aus der Heimat, 1889 Nr. 43. Der Bauersberg und der Gesundbrunnen bei Trebra.

Pfingstmaie vor die Häuser setzt und Ausflüge macht. Allgemein üblich ist noch heute, daß die Burschen ihren Mädchen Maien darbringen; den unbeliebten aber werden Dornsträucher vor die Tür gesetzt, und es ist gut, daß weder der Beleidiger noch die Beleidigte den tieferen Sinn dieser Handlung verstehen. Denn ebenso wie die Birke das Symbol für alles Lebensfrische, Fruchtbare ist, so ist der Dorn das Symbol für alles Absterbende und Unfruchtbare. Auch Stroh männer werden wohl mißliebigen Schönen auf das Dach gesetzt, wie es aus Haferungen und Nohra noch für die jüngste Zeit bezeugt ist. Nicht mit einem vollsaftigen Prachtferl, sondern mit einem Strohmann sollen sich die armen Mädchen begnügen.

Früher fanden Pfingsten außerdem die schönsten Volksfeste statt. Ueberall im Hohensteinschen zog man einst auf den Pfingstrasen, einen Platz, den noch heute beinahe jedes Dorf besitzt. Dieser Pfingstrasen wurde Ostern mit abgeschälten Weiden gehegt, diente nur zur Pferde-, nicht zur Kuhweide und wurde erst nach Pfingsten, am Pfingstmittwoch für die Kühe freigegeben, die dann festlich geschmückt als „Bunte Kühe“ oder „Pfingstochsen“ auf die Weide geführt wurden. Auf diesem Pfingstrasen fand am 2. Pfingsttage ein Ringel- und Kranzstechen der Bauernburschen statt, eine offenbar ritterlichem Brauch nachgeahmte Veranstaltung. An einer Schnur zwischen zwei Pfählen hing ein Kranz, und die Burschen mußten, der Reihe nach anreitend, versuchen, den Kranz herabzustechen.

Der 3. Pfingsttag galt dann an vielen Orten als Burschentag, den die Burschen ihren Mädchen gaben, wofür diese sich 14 Tage oder 3 Wochen später durch einen Mädchenball erkenntlich zeigen mußten. Auch bei diesen Tanzvergnügungen betätigte sich der Baia, trieb seine Späße, wirkte als Tanzordner. In Oberdorf zieht am 2. Pfingsttag der Erbsbär herum, dem der Baia auf einem Schimmel voranreitet. Nach diesem Umzuge gibt es unter der Linde das Pfingstbier.

Im allgemeinen aber war man am 3. Pfingsttage von all dem Feiern noch so faul und von all dem Bier noch so öde im Kopfe, daß man für tüchtige Arbeit im eigenen Haushalte noch nicht fähig war. So wurde denn dieser Tag zur Arbeit angelegt, die alle gemeinsam und hübsch langsam und ohne allzu großes Interesse vornahmen. Es war das sogenannte Gemeindewerken; man besserte für die Gemeinde die Wege in der Feldmark, holte die Gräben neu aus oder erprobte die Feuerpriße. Mit solchen Verrichtungen hatte man sich dann allmählich wieder in die

Alltagsarbeit hineingefunden, und den nächsten Tag konnte es nun wirklich energisch an die eigene Arbeit gehen.<sup>1)</sup>

Zu diesen Pfingstfeierlichkeiten gehört für unsere Landschaft am Südharzrande auch das alte schöne Questenfest. Dieses Fest wurde 1924 folgendermaßen gefeiert und wird alljährlich ähnlich begangen:

Die jungen Burschen vom Dorfe Questenberg im Südharz holen am Sonntage vor Pfingsten einen Eichenstamm aus dem Walde. Er darf mit keinem Metall in Berührung kommen, wird also auf Männersehultern — 16 Mann — vom Ursprungsorte nach dem das Dorf überragenden Questenberg getragen. Hier wird der Stamm geschält.

Am 1. Pfingsttage nachmittags bereiten die Burschen dann eine Sezmaie auf dem Dorfplaze. Nach Sonnenuntergang wird dieser Pfingstbaum gerichtet; er besteht aus einer geschälten Stange mit einem Maibusch darauf. Um ihn herum werden kleine Maien gestellt, welche die Pfingst- oder Tanzlaube gegen die Außenwelt abgrenzen. An dem Maibaume warten in der Nacht vom 2. zum 3. Pfingsttage die Questenberger Burschen bis „der Mann von Rothe“ mit seinen Abgaben an die Questenberger Pfarre kommt. Vor Sonnenaufgang, nach Bewirtung durch den Pfarrer verläßt dieser wieder das Dorf.

Am 3. Pfingsttage gegen 2 Uhr morgens nimmt man auf dem Questenberge den alten Kranz ab vom Questenbaum und verbrennt ihn. Danach singt man einen Morgenchoral. Um 10 Uhr morgens nach dem Gottesdienste schmückt man den Baum mit einem neuen Questenfranz. Zuletzt werden drei Schüsse durch den Kranz abgegeben. Dann versammelt man sich in der Dorfschenke zum Tanz.

Mit dem „Mann von Rotha“ hat es nach der Sage folgende Bewandnis: Das einzige Töchterlein des Burgherrn der Questenburg verirrte sich einst am Pfingsttage beim Blumenpflücken im Walde. Die geängsteten Eltern boten die Einwohner der umliegenden Dörfer zum Suchen auf. Endlich am 3. Pfingsttage fanden es die Questenberger Bauern bei Rotha auf einer Wiese sitzend; es hatte einen Kranz, mit zwei Quasten daran, gewunden. Von den übergelücklichen Eltern wurden die Dörfler reich beschenkt; die Rothaer erhielten die Wiese, auf der das Kind gefunden worden war, jedoch mit der Bestimmung, daß sie alljährlich am 2. Pfingsttage vor Sonnenaufgang 1 Brot und 2 Käse in die Pfarre nach Questenberg zu bringen hatten. Der Ueber-

---

<sup>1)</sup> Manche Orte, wie z. B. Petersdorf, übten mit der Feuerspritze am 3. Ostertage und am 3. Kirmestage.

bringer sollte eine Empfangsbestätigung erhalten und mit Kuchen bewirtet werden. Sein Sprüchlein bei der Uebergabe von Brot und Käse lautet:

Ich bin der Mann von Rothe  
Und bringe die Käse zum Brote.

Wenn die Rothaer den Brauch nicht innehalten, dürfen die Questenberger das beste Rind aus der Rothaer Herde entführen.

Um diesen Tatbestand und um diese Sage hat sich nun die Wissenschaft und noch mehr die Pseudowissenschaft reichlich bemüht. Der Heimatliebe und dem klaren Blick des Lehrers Fr. Schmidt aus Sangerhausen ist es zu danken, daß den Phantastereien gründlichst der Garau gemacht worden ist. Worum es sich in den Grundzügen handelt, hat Schmidt klar herausgestellt; das Herumdeuten an Einzelzügen überläßt er mit Schmunzeln auch weiterhin den „Mythographen“.

Zwei für uns wichtige Ergebnisse haben Schmidts gründliche Untersuchungen. Erstens: Die Sage vom Rothaer Mann ist eine Entstehungsfrage, wie es deren viele gibt und wie sie sich im benachbarten Siebengemeindewalde gleich noch einmal wiederholt. Brot und Käse sind eine mittelalterliche Lehnsabgabe. Das verlorengegangene Burgfräulein ist ursprünglich weder eine germanische Göttin, nach welcher der Frühlingsgott sucht, noch der Maiprinz, der aus dem Walde eingeholt wird. Zweitens: Questenberge gibt es in Deutschland mehrere, in unserer engeren Heimat noch zwei. Es sind Anhöhen, die nicht mit Wald, aber auch nicht allein mit Gras oder Heidekraut bewachsen sind, sondern mit Gestrüpp aller Art.<sup>1)</sup> Die Eigenart der Umgebung hat dem Dorfe, der über dem Dorfe stehenden Burg, dem Berge, dem Feste den Namen und dem Kranze die Quasten gegeben. Die beiden am Maifranze befestigten Questen oder Quasten dienen dem Kranze zur besonderen Zierde. Auf dem Questenberge läßt sich nichts nachweisen, was mit heidnischem Brauchtum zu tun hätte, wenn auch eine vorhistorische Siedlung oder Wallburg auf ihm wahrscheinlich ist.

Was H. Wirth, Marburg, über die von Schmidt eindeutig festgelegten Zeichen auf der Questenburg sammelte, hat mit Recht von Schmidt eine scharfe Abfertigung erfahren. Schmidt beschränkt sich auf eine alle Ueberlieferungen erfassende Untersuchung. Bei der Ausdeutung des Brauchtums aufgelegt er sich größte Zurückhaltung; die Auslegung will er seinen „Mytho-

<sup>1)</sup> Quaste, Queste = Laubbüschel. nld. Kwast-Bürste, dän. Koft = Reifigbaum. anord. Roifster = Zweig. Vergl. Kluge, Deutsches etymol. Wörterbuch. — Gerade in unserer Heimat auf den trockenen Gipfen des Südhazgrandes kommen die Questen, die Maquie, wie sie in Südeuropa heißt, häufig vor.

graphen“ überlassen. — Uns scheint folgendes Brauchtum vorzuliegen:

Das Wesentliche ist allein die Aufrichtung des Kranzes. Dieser Kranz symbolisiert des Sonnenrad. Wir haben im Questen-  
feste den Rest eines alten schönen Sonnentultus vor uns. Der bei  
der Neuanbringung des Sonnenrades vollführte Lärm und die  
nach der Aufrichtung durch den Kranz gegebenen Schüsse sollen  
die bösen Dämonen abwehren. Die Questen hängen als Zierrat  
am Kranze. Daß der Pfingstbaum, wie jeder andere Maibaum  
auch, einen Lebensbaum darstellen soll, ist selbstverständlich. Auch  
das Herbeiholen allein mit Hilfe von Menschenkraft und die Ent-  
fernung des Ungeziefers durch das Abschälen der Rinde mag her-  
angezogen und mag um unsertwillen in Zusammenhang mit dem  
Fruchtbarkeits- und Wettergotte Donar gebracht werden. Gänz-  
lich abwegig aber scheint uns die letzte Deutung des Questenfestes  
zu sein, die R. Th. Weigel gibt, der meint, Kranz und Queste  
hingen am Lebensbaum. „Wenn nicht das Kränzlein, das weibliche  
Symbol, mit der Quaste (Phallus) als männlichem Symbol am  
Lebensbaum vereint würden, würde dieser verdorren.“ Zumindest  
hinsichtlich des Questenfestes möchten wir meinen, daß Weigels  
Neigung, Urväterbrauch reichlich einseitig auf Fruchtbarkeitszauber  
zurückzuführen, unangebracht ist.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> R. Th. Weigel, Lebendige Vorzeit rechts und links der Landstraße.  
Berlin, 1934, 53. — Im Zusammenhang hiermit deutet Weigel sogar den  
Strauß, den die Knaben beim Johannisfeuer im Harze tragen als Quaste und  
als Phallussymbol und ähnlich das Kränzlein der Mädchen. — Fr. Schmidt,  
die Wahrheit über Questenberg, Questenfest und Questenburg, Sangerh. Zeitung  
1925, 38—44. — Fr. Schmidt, der Kreis Sangerhausen, Heft II, 3 ff. Hier  
auch erschöpfende Literaturangaben.



## II.

### Der Kreis der Mittsommerzeit und der Herbst-Tag- und Nachtgleiche.

Mit Pfingsten sind für längere Zeit die rauschenden Feste dahin, wenigstens für die Erwachsenen. Stille wird es im heidnischen, ganz still im christlichen Kreis. Hahne, dem wir sonst nicht überall folgen können, hat eine schöne Erklärung dafür gefunden, warum das christliche Jahr in seiner Erfüllung und Reise so still werde. Ankündigung des Kindes, des Heilandes Geburt, sein Tod, seine Auferstehung sind den Gläubigen Beweise höchster Gottesliebe und Gottesverkörperung, dazwischen steht sein Lehren, dem man andächtig lauscht, und sein Wirken, das man fromm zu erleben sucht, und beide, die Lehre und das Werk, regen wieder und wieder Gedanken und Gefühle zum Forschen und zu künstlerischer Darstellung an, aber sie regen nicht an zu sich alljährlich wiederholendem Brauch. Das vermöchten Ehe und Zeugung, wie sie sonst auf der Höhe menschlichen Lebens natürlich sind; doch diese finden im Leben des Heilandes keine Statt. So fehlt für die Reisezeit des Jahres die Anknüpfung und damit christliches Brauchtum.<sup>1)</sup>

Für die Germanen war der Sommer die Zeit, wo die Sonne den endgültigen Sieg über die Mächte der Finsternis davongetragen hat und wo sich unter dem Segen des Himmelslichtes alles zur Reise und zum Fruchttragen entfaltet. Nun kann der Mensch eine Zeit lang beschaulich und bequem dahinleben, voll Vertrauen auf des Himmels Güte, und nur hin und wieder mischt sich einige Furcht ein vor der Zerstörungslust neidischer Gewalten. Neben den Dankopfern an das Himmelsgestirn und die befruchtenden Wässer auf Erden schleichen sich die bangen Fragen ein, ob die Ernte geraten, ob die Kinder gedeihen werden. Der Segen des Himmels wird nirgends mit lautem Jubel und lauter Festlichkeit erwartet, sondern voller Stille und Demut. „In 14 Tagen wird die Ernte beginnen, und es ist hier immer so gewesen, daß man vorher eine Weile ganz still ist, die Menschen und auch die Tiere“, schreibt Ernst Wiechert.<sup>2)</sup>

Wie überall in unserem Vaterland, so finden wir auch in unserer Heimat den Johannistag voller Geraun davon, wie die Mächte der Finsternis besiegt und zurückgedrängt sind in ihr unterirdisches Reich, wo sie unerlöst und sehnuchtsvoll schmachten müssen. So kommt es um den Johannistag herum zu den vielen

<sup>1)</sup> Hahne, Vom deutschen Jahreslauf und Brauch, 48.

<sup>2)</sup> E. Wiechert, die Majorin, Langen, 1935, 151.

Sagen von der Frau Holle. Die Frau Holle ist nach unserer Auffassung ja ursprünglich ein Wettergeist der vorheroischen Gemeinschaftskultur und gehört an die Seite des Seelentönigs und Wetterdämons Wote. Wie Wote als Anführer der Abgeschiedenen durch das Wettergewölk braust, so herrscht in den Klüften und Höhlen der Erde, in der Hölle, die Totengöttin Hel oder Holle. Erst später mit der Erhöhung Wotans zum Allvater hat auch Frau Holle Züge der Göttin Frja angenommen und erscheint als Beschützerin des Herdes und hausfraulicher Arbeit. Als uralte gemanische Toten- und Jahreszeitendämonin ist sie aber zur Mittsommerzeit gänzlich in ihr unterirdisches Reich verbannt und denkt vergeblich auf Erlösung. Den in der Johanniszeit in Wald und Feld herumstreifenden Menschenkindern, jungen Hirten oder Landleuten, erscheint sie wohl als weiße Frau oder als Schlüsselfrau, zeigt ihnen köstliche Blumen, führt sie in ihr unterirdisches Reich und hofft den Retter zu finden, der sie aus dem Schattenreiche ans Licht führe. Auch drückt sie wohl den Menschen eine Wünschelrute in die Hand, der sich verborgene Schätze öffnen, wenn die Erlösung gelingt. Aber alle ihre Sehnsucht wird zu Schanden, sie muß unerlöst und ohne Anteil an Freude und Licht weiter schmachten und darben.

In diesen gerade in unserer Heimat außerordentlich häufigen Sagen tritt uns wieder und wieder die Wunderblume entgegen, die zu Johannis ihren Kelch erschließt. Und mit ihr blühen alle Blumen der heißen Jahreszeit, nicht zart und sehnüchlich wie die Blumen des Frühlings, sondern stark duftend, verlangend und verheißend, voller Kräfte und Zauber. Die Rose, die Kamille, der Beifuß, das Johannistraut sind die Zauberkräuter unserer Heimat, die Krankheiten heilen, vor Hexen schützen, verborgene Schätze erschließen, vor allem zum Liebeszauber gut sind, da man mit ihrer Hilfe, und sei es durch Abzupfen der weißen Kamillenblättchen, die Zukunft erfährt, die so wichtig für Ehe und Ernte. In anderen Gegenden unseres Vaterlandes kennt man sogar neun zauberkräftige Kräuter, die die Mädchen in der Johannisnacht zu einem Kranze zusammenflechten, welchen sie danach, rückwärts-gewandt, solange in einen Baum schleudern, bis er hängen bleibt. Sooft der Wurf mißglückt, soviel Jahre muß die Jungfrau noch auf Ehe und Erfüllung ihres Daseins warten. Es dürfte sich also empfehlen, daß sie mit dem Zauber in früher Jugend beginnt. Doch auch die Jünglinge fragen zu Johannis an, ob ihr Mädchen bereit ist, mit ihnen den Lebensgang zu wagen. Sie haben es freilich einfacher als die armen Mädel, denen sich ein Bursche noch nicht offenbart hat. Denn sie gehen einfach vor das Haus der Liebsten, der sie zu Pfingsten eine Maie gesetzt haben. Sängt ein



Thymiankränzlein heraus, dann dürfen sie gern die Frage tun; schaut ihnen ein Distelzweig entgegen, so müssen sie sich wenden und ihr Glück bei einer anderen suchen.

Auch im Traum der Johannisnacht sagen höhere Mächte das Schicksal voraus, besonders verkünden sie den Ausfall der Ernte; deshalb muß man auf diesen Traum wohl achten. Selbstverständlich ist Johannis auch ein Wettertag: In Obergebra weiß man, daß nach verregnetem Johannistage die Rüße taub werden. Und allgemein bekannt als Verkünder der Wetterlage ist ja der Sieben schläfer (27. Juni), der das Wetter sieben Wochen lang bestimmt. Der Flachs, den man an diesem Tage sät, schläft nur sieben Tage in der Erde. Vom Marientage, dem 2. Juli, heißt es, daß Regen an diesem Tage noch sechs Wochen Rässe, also eine verregnete Ernte bedeute. „Wie Maria über den Harz geht, trocken oder naß, so kommt sie wieder“, heißt es in unserer Heimat, und voll Sorge schaute deshalb früher der Bauer am Morgen dieser Wettertage nach dem Himmel, da sie ihm volle Scheunen oder eine Mißernte bringen konnten.

Mehr als heute, wo dem Landmann künstliche Mittel genug zur Verfügung stehen, war er einstmals auf die natürliche Hilfe von Sonnenschein und Regen beim Wachstum angewiesen. Nasses Frühjahr, trodener Sommer waren ihm erwünscht. Also auch auf die Wassergeister kommt es an, daß sie höchstens bis Johannis die Fluten anschwellen lassen und die Wiesen wässern. Viel Schaden können sie stiften, wenn sie zur Unzeit ihre Tätigkeit entfalten. Deshalb haben unsere Vorfahren, — und zwar seit uralten Zeiten, denn bei Baum- und Quellenkulten handelt es sich um Urkulte — um Johannis herum Quellen und Flüsse sicher Opfer dargebracht, auch Menschen, vor allem Kinder als Opfer, weil sie das Zarteste und Reinste sind, was man spenden kann. Kinder werfen noch heute ihre Kränzlein und Sträuße als Opfer in den Quell, um dem Wassergeist zu danken oder ihn zu versöhnen, wie es beim Brunnensfest zu Popperode bei Mühlhausen geschieht.<sup>1)</sup>

Wenn man den Wassern nicht freiwillig opfert, so holen sie allein, was ihnen zusteht. Die Wipper fordert nach heimatlichem

---

<sup>1)</sup> Weigel sieht auch in diesem artigen Brauchtum den Ueberrest eines alten Phalluskults. Weigel, a. a. O., 53 f. Vergl. die Fontinalia der Römer am 13. Oktober, bei denen man auch Blumen in die Quellen warf. — Daß Fruchtbarkeitstulte die Geschichte der Germanen von den ältesten Zeiten bis an die Wende zum Christentum begleitet haben, steht außer Frage. Die Felsbilder der Bronzezeit ebenso wie Adams v. Bremen Berichte über Upsala reden eine zu deutliche Sprache. Hier soll nur abgelehnt werden, daß jedes harmlose Symbol mit dem Phalluskult in Zusammenhang gebracht wird.

Glauben alljährlich am Johannistage ihr Opfer, Anstrich und Leine bedrohen den Badenden.

Der Glaube an die Tücke der Gewässer am Johannistage ist in ganz Deutschland verbreitet und führt überall zu ähnlichem Brauchtum. Dagegen ist uneinheitlich die Verehrung der Sonne in ihrem höchsten Stande, durch die man einen Zauber herbeizwingen will, der die Saaten endgültig heranreifen läßt. In unserer Heimat kennt man nur die Osterfeuer, nicht die Johannisfeuer, die südlich und östlich von unserer Gegend entzündet werden. Auch das scheint darauf hinzudeuten, daß sie nicht urtümlich germanisch, sondern aus romanisierten Ländern übernommen sind. Dort leuchten auf den Bergen noch einmal die Feuerlein der Menschen als armseliges Abbild der großen gütigen Sonne entgegen, die die Saaten reifen lassen kann und die Viehseuchen abwendet. Zutal gerollte Feuerräder sollen wohl mehr die heilsame Kraft der Sonne in die Felder und Siedlungen der Menschen tragen, als andeuten, daß nun allmählich das Jahr sich neigt. In alten Zeiten war es auch Brauch, am Mittsommertage alle Herdfeuer auszulöschen, ein neues Feuer mit Hilfe von zwei in schnelle Umdrehung gesetzten Hölzern zu entfachen und an diesem Mutterfeuer nunmehr alle Feuer neu anzuzünden. Von ähnlichem christlichem Brauch zu Ostern ist schon berichtet.

Da unsere Heimat kein Johannisfeuer kennt, ist auch keine kultische Handlung, ein Fest oder ein Opfer, an diesem Tage vorhanden. Wohl aber freuen sich die Erwachsenen des langen, warmen Tages und setzen sich in ihre Lauben beim Kerzen- oder Lampionscheine fröhlich zusammen, oder sie machen nach Art der Pfingstfeste einen Ausflug und tanzen unter der Linde, wie es unter der Linde zu Raltshmsfeld geschieht, zu welcher am Johannistage das Jungvolk der umliegenden Dörfer zieht. An manchen Orten, z. B. in Bennungen, war es früher auch üblich, daß die Schenkenspächter, die Pächter des Gemeindebadhauses, der Gemeindegastgeber den Ortsvorstehern eine Mahlzeit gaben, die Hirten- oder Herrenmahlzeit.

Für uns aber ist Johannis kein Fest der Erwachsenen, sondern der Kinder. Vom Eichsfelde herab bis zum Kyffhäuser hin ist der Johannistag überall Kindertag. Der Brauch scheint mit dem alten Wasser- und Brunnenopfer zusammenzuhängen. Eins von den Kindern hatte als Opfer dargebracht werden müssen, die anderen, dem Leben geschenkt sind fröhlich und guter Dinge. Damit sie das nötige Geld und die nötigen Speisen zu ihrem Feste zusammenbekommen, machen sich die Kinder schon einige Wochen vor Johannis auf, das Ihre zusammenzubetteln. Je zwei von ihnen nehmen ein rotes Bändchen, halten es einem Vorübergehenden

vor und lassen ihn nicht eher weiter, als bis er sich durch eine Gabe gelöst hat. Dieses sogenannte Hemmen war in unserer Heimat früher in den Wochen vor Johannis allgemein üblich, ist aber vielfach behördlich verboten worden, weil es in lästige Bettelei ausartete. In kleinen Orten wie Rügleben, Grimderode u. a. hat sich aber das Hemmen als Heischegang der Kinder bis in unsere Tage hinein gehalten. Aus diesen Orten ist uns auch das Sprüchlein bekannt, das die Kinder beim Hemmen her sagten:

Heut ist der Tag,  
Wo man hemmen mag.  
Mit dem roten Bändelein  
Soll der Herr gehemmet sein.  
Better N. N. wird uns die Freiheit verzeihn;  
Gott möge Euch viel Glück und Segen verleihn!

Heute ist dieses Heischen der Kinder vor oder zu Johannis kaum noch üblich, wohl aber überall zur Hochzeit. Wenn das junge Paar aus der Kirche kommt, wird ihm ein Bändlein vorgehalten, und der Bräutigam muß sich und die Braut durch kleine Spenden lösen. Es ist ein Brauch, der auf raube Urvätersitte weist, wo der Mann noch um die Auserwählte kämpfen oder sie aus der Munt des Vaters loskaufen mußte.

Am Johannis-Nachmittage fand früher in allen Ortschaften unserer Heimat ein Kinderfest statt. Dazu wurden Blumengewinde über die Straße gehängt oder Ketten von ausgepusteten Eiern gemacht, ein Johannisbaum wurde angepußt und auf dem Dorfplatze oder vor dem Schulhause aufgestellt. Hier fanden sich die Kinder bei Kaffee und Kuchen zusammen, sangen, spielten, tanzten, die Knaben schossen nach der Scheibe oder dem Vogel, und die Mädchen schlugen den Rosentopf. Dieses Topf schlagen war für das JohannisKinderfest so charakteristisch, daß es bis auf den heutigen Tag in Nordhausen einfach „Johannis“ oder „Rosentopf“ heißt. Ein umgestülpter Blumentopf nämlich barg allerlei kleine Geschenke, die das Mädchen erbeutete, das mit verbundenen Augen und mit höchstens drei Schlägen den Topf traf. Ursprünglich gehörten unter den Topf freilich keine gleichgültigen Gaben, sondern ein Hahn, und erwachsene Dirnen schlugen danach, veranstalteten das „Hahnen schlagen“, wie es hie und da in Deutschland noch heute Brauch ist. Der Hahn aber ist das Sinnbild des verzehrenden, verderblichen Feuers, es ist der „rote“ Hahn. Auch kannte der germanische Mythos den rostbraunen Hahn neben dem Höllenhund Garmr als Tier der Unterwelt. Bei der Deutung unseres alten Brauchtums ist es kaum beachtet, daß hier derselbe Gedanke wie bei den Sagen um die Frau Holle zugrunde liegt.

Die Kräfte der Hölle, der Finsternis suchen wohl selbst zur Zeit des höchsten Sonnenstandes emporzubringen, werden aber erschlagen. In den Dörfern am Kyffhäuser fand das Hahnen schlagen der jungen Mädchen einstmals Johannis statt, in anderen Dörfern unserer Heimat zu Michaelis oder zur Kirchweih.

Auch die Rose und der Rosentopf haben ihre Bedeutung. Neben dem zaubergewaltigen Johanniskraut ist die Rose die Blume der sommerlichen Hochzeit. Sie symbolisiert die Sonne in ihrem höchsten Glanze, und der Topf dieser Blume deckt völlig den Hahn, den Geist der Unterwelt.

Während die Mägdelein bei ihrem Feste den Rosentopf schlagen, schießen die Knaben mit der Armbrust oder dem Pustrohr nach der Scheibe oder dem Vogel, der Fatterfscheibe. Merkwürdig, daß unsere heimatlichen Dörfer diese Begehung des Johannisfestes kaum noch kennen, daß es dagegen in Nordhausen bis auf den heutigen Tag, wenn auch nicht mehr als großes Gemeinschaftsfest, so doch in kleinen Kreisen mit Anpuß einer Maie und Topf schlagen begangen wird. Bis zur Zeit des großen Krieges bestand in Nordhausen auch die schöne Sitte, daß das Waisenhaus am Johannistage ein großes Kinderfest mit Rosentopfschlagen der Mädchen und Pusterohrschießen der Knaben veranstaltete. Jedes Kind erhielt ein Geschenk. Der beste Schütze aber wurde Schützenkönig und durfte bei dem Umzuge durch die Stadt, der vor das Haus des Bürgermeisters als des Protectors des Waisenhauses ging, den Johannistranz vor der Kinderschar hertragen. Am Abend bewirtete die Stadt ihre Waisen dann noch mit einem Abendessen, mit Bratwurst und Kartoffeln.

Ähnlich wie in Nordhausen der Schützenkönig, so trugen auch in Rossla die Kinder zu Johannis einen grünen Busch herum, der mit Ketten und Eierschalen, Blumen und Bändern geschmückt war. In manchen Orten, z. B. in Stockhausen, Sundhausen, Stolberg war Johannis ein Fest, das die Kinder um die Maie versammelte.

In anderen Orten wieder, wie z. B. in Groß-Werther, fällt den Mädchen ein, daß sie sich gerade am Johannistage auf die Schaukel setzen müssen, ein in Deutschland weit verbreiteter Brauch, der aber bei der Dürftigkeit der Ueberlieferung und der ungenügenden Vergleichsmöglichkeit jedem Deutungsversuch spottet.<sup>1)</sup>

---

<sup>1)</sup> Hähne versucht mit allem Vorbehalt eine uns nicht einleuchtende Deutung: Das Schaukeln der Mädchen hängt vielleicht mit dem uralten Bilde des Schaukelns, richtiger Umschlingens der Himmelsräume (?) zusammen. Hähne, a. a. O., 44.

Nun lastet Sonnenglut mehr und mehr über den Feldern. Der Landmann hat das Seine getan, die Saat zum Aufgehen und zur Reife zu bringen; jezt kann er nichts weiter tun als warten und den Wettergottheiten vertrauen. So verrinnt ihm die Zeit bequem und still; doch wird die Beschaulichkeit wieder und wieder gestört durch Hoffen und Sorgen. Es ist eine Zeit zum Grübeln und Denken. Und der menschliche Geist, so viel Neues er auch im Laufe der Jahrtausende erdacht hat, so ähnlich ist er sich doch in den Grundformen seines Sinns geblieben. Das Zweifeln und Wissen, Ahnen und Fühlen des Bauern heute ist noch dasselbe wie das jener Urgeschlechter, die in der Bronzezeit germanischen Ackerbau und germanische Viehzucht gegründet und die agrarische Religion geschaffen haben. Es ist durchaus eine Gemeinschaftsreligion, aber nicht mehr primitiver Art, sondern schon belebt und beseelt sie phantasievoll die ganze Natur mit Naturgeistern, diese allerdings räumlich und zeitlich beschränkt gedacht, nicht ewig wie die späteren Götter. Diese Geister stehen ferner in mancherlei Beziehung zu den Menschen, stellen aber noch keine sittlichen Forderungen an sie wie die Unsterblichen. Es sind nicht mehr die Dämonen des steinzeitlichen Menschen, in denen die Toten fortleben und den Menschen quälen, sondern sie leben und weben, nunmehr schon ohne Zusammenhang mit den Abgeschiedenen, überall in der Natur, doch weniger zum Nutzen als zum Schaden, woran man noch ihren Ursprung aus dumpfem Totenglauben erkennen kann.

So sehr sich menschliche Vorstellung von diesem ursprünglichen Geisterglauben entfernt hat, — die Geister gehen doch noch heute um: Der Roggenwolf, der in Groß-Furra durchs Korn geht, oder die Wölfe und Säue, die in Rodishain die heranreisenden Gefilde unsicher machen, oder die wilden Schweine, wie sie in den meisten Dörfern unserer Heimat in den hohen Saaten gedacht werden. Auch der Kornstuger von Groß-Wechsungen, der Kornbock von Püßlingen oder der Johannisschnittter von Werna und Sülzhayn sind Erntedämonen in Tiergestalt,<sup>1)</sup> oder es ist die Mittagsfrau, die im wabernden Leben der Mittagsglut aufsteigt und die bei uns mit der Frau Holle identisch ist. Meist verbindet man irgendein Unheil mit diesen Vegetationsdämonen. Wer sie sieht, muß sterben oder erblindet oder fällt in jahrelange Krank-

<sup>1)</sup> Ueber den Kornbock vergl. Mannhardt, Antike Wald- und Feldkulte, II, 156 ff. Ebenso Mannhardt II, 318 ff. viele Beispiele, wie allgemein verbreitet der Glaube durch ganz Europa war: In der Bourgogne, le loup est dans les blés. Die Kinder warnt man in der Champagne: Le loup vous mangera. Bei den Esten: hunt istub ruggis, der Wolf sitzt im Korn. — Dazu die römischen Hirei Sorani.

heit. Doch legt man, auf etwas höherer Stufe, diesen Geistern auch schon ethischen Gehalt bei. Der Johannisschneider, die Frau Holle warnen die Kinder, während der Reifezeit in die Halme zu gehen, und bedrohen sie, wenn sie es tun, um Kornblumen oder roten Mohn zu pflücken. Hier liegt schon der Uebergang vor von einfachen Dämonen zu höher begriffenen Geistern, welche die agrarwirtschaftliche Religion der späteren Bronzezeit geschaffen hat und die der Ursprung der seligen, friedlichen Wanengötter Njörd und Freyr sind.

Und nun steht die volle Aehre als Lohn für die Mühe auf gelbem Halm. Gut ist geraten, was man einst zur rechten Zeit unter Anrufen der Gottheiten gesät.<sup>1)</sup> Auch alle Gebräuche bei der Aussaat sind richtig innegehalten, insbesondere bei der Saat des einst so wichtigen Flachs. Der rankeste Bursch hat ihn gesät und hat alsdann einen hohen Sprung getan; denn so hoch man springen kann, so hoch wächst der Flachs, und schön lang wird die Faser. Dieser Glaube galt einst ganz allgemein und ist zuletzt noch aus Mörbach auf uns gekommen. Wo kein schneidiger Jungferl zur Stelle ist und der Bauer selbst die Saat besorgen muß, hat er doch nicht vergessen, sobald der Same aus dem Sacke ins Sätuch gesät ist, den leeren Sack in die Höhe zu werfen, damit der Flachs ansehnliche Höhe erreiche.

Bei uns gilt allgemein der 25. Juli, der Jakobstag, als Erntebeginn, im Magdeburger Land der Margaretentag, der 13. Juli; am Lorentztag, dem 10. August oder bei uns am Bartholomäustage, dem 24. August soll die Ernte beendet sein.<sup>2)</sup>

Diese vierwöchige Erntezeit ist eine Zeit ernster, würdiger Arbeit ohne Hast und Gelärm, ohne Fadel und Feier. Wie der Sämann einst mit sorgender, gelassener Hand die Körner in der Erde Schoß gesenkt, so waltet jetzt gelassen und fromm der Schnitter seines Amts. Aussaat und Ernte sind Gottesdienst.<sup>3)</sup>

<sup>1)</sup> Roggen und Weizen 8 Tage vor oder 8 Tage nach Michaelis, Flachs am 100. Tage nach Epiphanias.

<sup>2)</sup> Lorenz und Bartholomäus sind Wettertage:

Sind Lorenz und Bartholomäus schön,

Ist guter Herbst vorauszusehen. —

Wie sich Bartholomäus hält,

Ist der ganze Herbst bestellt.

<sup>3)</sup> Die Feierlichkeit der Aussaat hat schön gefühlt C. F. Meyer in seinem Gedichte „Der Ull“:

„Gelassen schreitet dort im Aehrenfeld

Ein rüst'ger Mann, der späte Saat bestellt.

Schön ist ein jedes Wort das Jahr entlang,

Am liebsten ist mir doch des Säers Gang.

Mein wadrer Albrecht Dürer mal mir heut'

Den lieben Heiland, wie er Körner streut.“ —

Der Vormäher hieß früher bei uns, z. B. in Groß-Gurra, der Stoppelvogt. Die erste Garbensuhre brachte der Bauer selbst ein mit den aus Liebenrode bezugten Worten: „Hier bringe ich den Mäusen etwas zu saufen und nicht zu fressen. Im Namen Gottes . . .“ Damit versuchte er einen ähnlichen Ungezieferzauber zu üben wie einst im Frühjahr, wo er das Gewürm und alle Rager herausklopfte, sehr nötig in jenen Zeiten, die noch keine Chemikalien und Bazillen kannten, sondern sich mit Gallen und Ragen allein gegen das Ueberwuchern des Ungeziefers zu retten wußten.

Vor dem Schnitter her flüchten die Vegetationsdämonen, die sich im Korn aufgehalten haben. Solche Dämonen niederer Art sind die Wölfe oder Hasen, die aus dem letzten Strich stehengebliebener Halme davonlaufen. So sagt man von dem Mäher, der in Bemmungen das letzte abhaut: „Er hat den Wolf“. „Er jagt den Hasen heraus“, heißt es in Sollstedt und Wülfingerode; „er hat den Hasen“, sagt man in Sülzbahn. Und diesen Hasen, der entweder entweicht oder mit dem letzten Sensenschwung sterben muß, kennt man beinah in jedem Dorfe unserer Heimat noch heute.<sup>1)</sup>

Eine Zeit mit höheren Geistervorstellungen, aber offenbar noch nicht mit Göttervorstellungen schuf zu diesen einstigen Totendämonen einen Anführer, den Wote. Von ihm heißt es nicht mehr, daß er mit der letzten Aehre sterben müsse, oder daß er sich nach abgehauenen Felde auf und davon mache, bei ihm ist nicht mehr ein Leib in einen anderen eingegangen, der Leib eines toten Menschen in einen Wolf oder einen Hasen, sondern hier waltet schon ein Wesen, das man sich natürlich noch leiblich vorstellt, das aber doch nicht zu fassen ist, weil es schon mit überirdischen Kräften begabt ist. Dieser Geist stirbt nicht, sondern ist ewig da mit seinem Zorn oder seiner Gnade, und neben den männlichen Geist tritt auch ein weiblicher, die Frau Holle. Beide faßt man nicht mehr robust an, fängt sie nicht oder treibt sie aus, sondern verehrt sie voll Furcht, voll Demut, voll Dankbarkeit und bringt ihnen von den letzten Aehren des Feldes ein Opfer. In früheren Jahrhunderten brachte man dem Wote feierlich das Dankopfer dar, ließ ein Büschel Getreide stehen, umband es mit Aehren und Gelbblumen, besprengte es mit Wasser oder Bier. Dann zogen die Schnitter die Hüte ab, schlangen die Sensen empor und riefen dreimal:

Und dem kleinen Ali Zwingli, der mit dem Vater zum ersten Male vom Hochgebirge herabgekommen und noch nie Bauers Arbeit gesehen, treten die Tränen ins Auge:

„Was ist Dir, Ali? Weinst Du? Schäme Dich!“

„Ei, Vater, es ist gar so feierlich.“

<sup>1)</sup> Mannhardt, a. a. O., 162 f.

„Wode, hol deinem Rosse Futter!“<sup>1)</sup> Vereinfacht ist dieser Brauch in unserer Heimat bis auf unsere Tage lebendig geblieben von Bennisungen im Osten bis auf das Eichsfeld im Westen: In Bennisungen ließ man drei Aehren für Wode stehen, in Teistungen drei für Frau Holle. Und noch heute kommt es bei Kelbra vor, daß beim Binden der letzten Garbe oder beim Aufstellen der letzten Mandel die Schnitter rufen: „Oller Mann ho!“ Der Alte aber ist Wode.<sup>2)</sup>

Während der langen und schweren Arbeit auf dem Felde muß man nun aber auch schon darauf denken, sich von den Anstrengungen zu erholen und die nötigen Mittel zu den Feierlich-

1) Vergl. Herrmann, Altdeutsche Kultgebräuche, Diederichs, 1928, 10.

2) In seltener Klarheit läßt sich bei Wode die Entwicklung der Gottheit erkennen. Steingeitlich ist u. E. zunächst ein Dämon vorhanden, in den der Leib eines Toten eingegangen ist. Bronzezeitlich und früh-eisenzeitlich ist Wode der Führer des durch die Lüfte brausenden Totenheeres. In der späteren Eisenzeit wird er, und zwar nach unserer Ansicht in den schweren Kämpfen der istvönischen Germanen mit den Kelten, zum Anführer der auf der Walstatt gefallenen Helden. Tacitus kennt ihn schon als eine der hervorragenden Gottheiten der Germanen; er nennt ihn Merkur. Noch später erscheint die Vorstellung von Wotan als Allvater, der mit den toten Reden zecht und seine Walfürten aussendet, die Helden, und gerade die tapfersten, ihm zuzuführen, damit sie ihm beistehen im letzten Kampf um die Herrschaft der Welt. Als solcher erobert er sich die ganze germanische Welt in den Stürmen der Völkerwanderung und der noch späteren Wikingerzeit. Der westgermanische Wodan wird der nordgermanische Odinn.

Im Volke aber bleibt durch die Jahrtausende die Vorstellung von dem Dämon lebendig, in den der Geist eines Toten eingegangen ist, der deshalb im Haus, im Feld, im Wald mit den Bewohnern lebt, auf das Wetter und damit auf das Gedeihen der Frucht Einfluß hat und am Himmel als Anführer der wilden Jagd daherschwebt. Seine Gestalt als Totenfürst ist bis auf unsere Zeit lebendig: Der Tod dargestellt mit weitem Mantel oder Tuch, der Hadelberndt oder Hadelberg, und mit dem breiten Hute auf dem Totenschädel. Ohne daß daraus zu weitgehende Schlüsse gezogen werden sollen, mag doch darauf hingewiesen werden, daß uralte Volksvorstellungen vom Anführer des wilden Totenheeres von Persönlichkeiten der Heldensage übernommen worden sind. Der finstere einäugige Hagen, ursprünglich ein Nachtdämon, bewährt sich als Totenfürst. Derselbe Hagen tritt in der Hilbe-Gudrunssage auf, in der das Motiv vom ewig erneuten Kampf, der Geister Schlacht, erscheint. Das Christentum hat sich den im Volke immer lebendigen Glauben von Wotan als Anführer der wilden Jagd zunutze gemacht und den großen Gott zu einem mit Schandtaten beladenen Geist umgedeutet, dem der Kopf bei seinen wilden Nachritten nach hinten steht. Ähnlich wie schon in heidnisch-germanischer Zeit Wode zusammengefloßen zu sein scheint mit dem Hagen der Nibelungen- und Hildebrandsage, so in christlicher Zeit mit Dietrich von Bern. Der große gute Götterkönig Theoderich, der ein armanischer Keger ist, wird durch den Einfluß der katholischen Kirche zum Anführer der wilden Jagd, d. h. zu Wotan. Wie lebhaft die Vorstellung von diesem Dämon im Volke ist, erscheint noch darin, daß Familien seinen Namen tragen, in unserer Gegend z. B. die Hadelbergs und die Wüstemanns. Hierzu vergl. Silberborth, Heimatssagen, 13 ff.



keiten bereitzuhalten. So machen es die erwachsenen kornmähenden Knechte und garbenbindenden Mägde auf dem Felde genau so wie die Kinder vor dem Johannistage. Dem „Hemmen“ der Kinder entspricht das „Anbinden“ der Feldarbeiter. Betritt der Eigentümer oder Gutsinspektor oder ein Fremder das eben abgeerntete Feld, über das noch nicht die „Hungerharte“ oder „Gaufterpe“ gegangen ist, so wird er gebunden, eine Sitte, die in unserer Heimat noch vielfach üblich ist.<sup>1)</sup> Der Brauch geht im allgemeinen so vor sich,

daß man dem zu Bindenden ein Schleifchen an den Ärmel heftet als Symbol seiner Unfreiheit, aus der er sich mit einer Gabe lösen muß. Die Sitte ist also nichts als ein Gabenheischen für ein künftiges Fest. Nicht selten erinnert man den Bauern auch an



seine Pflicht, indem die Frauen oder Mädchen aus Halmen und Ähren ein kleines Kränzlein winden, an das sie zur Zierde noch ein Feldblumensträußchen befestigen. Dieses Kränzlein überreichen sie zu guter Stunde dem Bauern und sprechen gewissermaßen durch die „Blume“ oder hier durch die „Ähre“ zu ihm. So geschieht es in Püßlingen und anderswo.

Verse werden bei diesen Bräuchen kaum noch gesprochen. Aus Liebenrode und Collstedt ist uns folgender Spruch überkommen:

„Als ich morgens früh aufstand,  
Hört' ich ein Glöcklein läuten.  
Da dachte ich in meinem Sinn,  
Was wird das wohl bedeuten.  
Es bedeutet, daß ich den P. P. anbinden mag,  
Nicht zu los und nicht zu fest.  
Er wird sich lösen aufs allerbest.  
Ist es nicht ein Glas Bier oder Wein,  
So wird es doch 'was andres sein.“

<sup>1)</sup> Nach Mannhardt, dem wir uns nicht anschließen können, bedeutet das Binden des Fremden, der am Felde vorübergeht oder dasselbe betritt, das Binden des Pflanzengeistes.

Auf der Hainleite und dem Dün, in Groß-Brüchter und  
in Keula, heißt es folgendermaßen:

„Diese Nacht lag ich und schlief,  
Da kam ein Engel und rief:  
Heut ist der Tag,  
Daß ich den Herrn anbinden mag.“ uff. wie oben.

Oder ähnlich:

„Heut ist der Tag,  
Da man anbinden mag.  
Der Herr mag sich lösen  
Im Guten und nicht im Bösen.  
Mit einer Flasche Bier oder Branntwein,  
Dabei woll'n wir lustig sein.“

Das Einbringen des letzten Fuders ging früher feierlicher  
von statten als heute. Auf ihm stand der Erntekranz, der aus  
Aehren der letzten Garben angefertigt und mit Blumen und bunten  
Bändern geschmückt war. Der Fuhrmann des letzten Wagens be-  
kam eine kleine Gabe, etwa ein Taschentuch, geschenkt. Am Abend  
setzten sich Knechte und Mägde zu festlichem Mahl. In Sipprechte-  
rode sagte man beim Einbringen der Ernte folgenden Spruch her:

„Jetzt kommen wir mit unserm Heer,  
Wir haben geschnitten mit unsrer Scher.  
Wir haben geschnitten früh und spät,  
Was uns der liebe Gott beschert.  
Jetzt bringen wir einen schönen Erntekranz,  
Er ist braun und stolz.  
Wir wollen wünschen, daß alle Blätter werden Gold  
Und alle Wasser werden Wein  
Und der Herr und die Frau möchten Herr drüber sein.  
Sie lassen sich baun  
Von Edelstein ein Haus,  
Von Mustaten eine Tür,  
Von Zimt einen Riegel dafür,  
Von Nelken einen Gang,  
Von Rosen eine Bank;  
Da wird dem Herrn und der Frau die Zeit nicht lang.

So manches gute Jahr, so manches Korn wünschen wir  
dem Herrn und der Frau in die Kasten.

Heute geht es weniger feierlich zu; doch ist es noch überall  
üblich, daß man auf das letzte Fuder den Erntekranz stellt, einen  
Kranz, der möglichst alle Früchte des Feldes enthält und den eine  
kleine Sense und Harke, über Kreuz gelegt, überragen. Meist ist

er auch mit Bändern, Glittern, ausgepusteten Eiern geschmückt. Die eigentliche Feier aber spart man für das Erntedankfest und vor allem für die Kirmes auf. Der Erntekranz wird auch heute noch das ganze Jahr über aufbewahrt und in Ehren gehalten.

Raum ist es, da heute die Dreschmaschinen die Arbeit übernommen haben, noch üblich, den Dreschern nach beendetem Drusch



kennt man auch das Schußspiel oder Schußpül nicht mehr, das der Herr den Dreschern gab, wenn sie einen Teil der Scheune ausgedroschen hatten.<sup>1)</sup>

mit Mahlzeiten aufzuwarten, wie sie als Glegelmahlzeiten, dialektisch Gleilmohlst oder Gleilassen, früher bekannt waren. Natürlich

Doch noch ist nicht so recht eigentlich die Zeit für Feiern und Gastereien gekommen. Michaelis naht und damit mancherlei Abgabe, die dem sparsamen Bauern nicht ganz nach dem Sinn ist. Pachtgelder müssen bezahlt, Zinshühner mußten einstmals abgeliefert werden. Auch durfte man nicht bloß an die Behörden oder den Besitzer denken, sondern auch an den Pfarrer, den Kantor, den Gemeinbediener. Auch diese mußten zu Michaelis bedacht werden mit Getreide, Hülsenfrüchten, Gänsen, Hühnern und dem Michaelisgroßchen. Es waren so mancherlei Verpflichtungen, denen man nachkommen mußte, nicht nur, wie es in einem alten Nordhäuser Statut heißt, pro fisco, sondern vor allem auch pro Christo.<sup>2)</sup>

Schon diese Abgaben bedrückten knausrige Gemüter, aber auch die Jahreszeit, an die man sich erst gewöhnen muß. Die Tage sind kürzer geworden, die Bäume entlauben sich, ein harter Wind weht über die Stoppeln; man muß an den Ofen denken und an die Spinnstuben.<sup>3)</sup>

<sup>1)</sup> Die abgeschlagenen Räume zu beiden Seiten der Tenne nennt man Schuß. War ein Schuß ausgedroschen, erhielten die Drescher eine Mahlzeit, das Schußspiel.

<sup>2)</sup> Michaelis ist Wettertag:

Ist die Nacht von Michael recht hell,  
Kommt ein Winter kalt zur Stell. —

Zu Michaelis Windwechsel bringt milden Winter.

<sup>3)</sup> Michel steck' das Licht an,  
Das Gesinde muß zum Spinnen gahn.

Draußen treiben die Fäden des Altweibersommers; es sind die Gespinste der Schicksalsgöttinnen, der Nornen. Bleibt ein Faden am Gewande hängen, so bedeutet das Glück.

Der christliche St. Michael, der tapfere Held, der kein anderer ist als der alte Donar, ursprünglich der Gott der Fruchtbarkeit, ist zwar ein waderer Streiter, aber es ist schon ein schweres Ringen mit den heranbrausenden Todesgottheiten, dem Herrn Wote und der Frau Holle, die in den Tagen der Tag- und Nachtgleiche zum ersten Male mit ihrem wilden Heere durch die Lüfte brausen. Deshalb verknüpften die Germanen mit dem Erntedankfest ein ernstes Totengedächtnisfest, an dem sie den Abgeschiedenen ein Sühneopfer brachten, da von der Gunst der gefürchteten Toten der Wohlstand abhing. Beim Ausruhen von der Arbeit und beim Anblick all der guten Gaben, die die Ernte beschert hat, wurde auch in stiller Wehmut der Toten gedacht, die nicht mehr mitgenießen können und die deshalb vielleicht gar neidisch sind. So wird Wote, der Totengott, neben Donar, dem Fruchtbarkeitsgotte, gefeiert. Auf Donar zielte das früher zu Michaelis oder zur Kirchweih veranstaltete Hammelreiten und Hahnen schlagen. Beides am gleichen Tage ist heute kaum noch im Brauch; wir können es nur noch von Redungen nachweisen, wo das Hammelrennen und Hahnen schlagen jetzt am zweiten Kirchweihstage stattfindet.

Ueber die Bedeutung des Hahnen schlagens, wobei der Hahn das Sinnbild der Welt der Abgeschiedenen ist, haben wir uns schon oben verbreitet. Der Hahn ist neben der Gans allerdings auch ein Symbol der Fruchtbarkeit und als solcher dem Donar geweiht. Das Hammelreiten oder -laufen aber findet zu Ehren Donars statt, dem der gehörnte Bock geweiht ist.

Noch vor wenigen Jahrzehnten ging das Hammelreiten so vor sich, daß die wohlhabenden Burschen des Dorfes sich auf ihre festlich herausgeputzten Pferde setzten, dem Schäfer einen Hammel abtaufen und dem Schäfer samt seinem bändergeschmückten Hammel durchs Dorf auf das Feld folgten. Hier war auf einer Stange ein Kranz befestigt, nach welchem um die Wette geritten wurde. Wer dreimal zuerst angekommen war und ihn heruntergerissen hatte, bekam den Hammel. Dieser wurde dann ins Dorf zurückgeführt und mußte schleunigst geschlachtet und gehäutet werden. Die ganze Verrichtung durfte nicht länger dauern, als die Dorfmusik zwei Stücke spielte. Zum festlichen Hammelbraten mußte der Sieger den Trunk zum besten geben.

Wo man, wie etwa in Rürleben oder Furra oder Rüdigershagen, nicht so wohlhabend war, daß sich viele Bauern Pferde

halten konnten, fuhren die Burschen auf geschmückten Bauernwagen aufs Feld und liefen hier nach dem Kranze, statt zu reiten. Das ist das „Hammelrennen“, bei dem von allen Mitspielenden nur einer den Preis erringen kann, eine Bezeichnung, die von diesem Brauche auch auf das Kartenspiel übertragen worden ist. Uebrigens war es hie und da, z. B. in Jechaburg, Sitte, dem Bod einen Spiegel an oder unter dem Schwanze zu befestigen, eine Maßnahme, die auf einen alten Abwehrzauber zurückgeht.

Heute findet das Fest noch in Reihungen zur Kirmes in einfachster Form statt: Man läßt einen Hammel laufen, und jeder sucht ihn zu haschen.

Bei uns hat sich das kirchliche Erntedankfest um Michaelis herum als Volksfest nicht eingebürgert; es wird als Kirmes oder Martinsfest erst im Oktober (Gilbhart) oder im November (Nebelung) begangen. Bei dieser Kirmes ragt ja auch das Christentum herein. Sehr glücklich hat es die Weihe der heimatlichen Kirche mit dem Erntefest in Verbindung gebracht. Der Jahrestag der Kirchweih, der Kirchmesse, des Dankes für das Gotteshaus wurde mit dem Danke für den Erntesegeu verbunden. Deshalb ist es zur Kirmes auch so gut wie in allen heimatlichen Dörfern Brauch, am Sonntag morgen beim Gottesdienste der Gründung der Ortskirche zu gedenken, am Montag morgen aber in der mit den Früchten des Feldes geschmückten Kirche den Dankgottesdienst zu begehen. Sonst hat diese Kirmes aber durchaus weltliche Formen und stellt sich so recht als ein Fest des erntefrohen Bauerntums dar. In unserer Heimat ist die Kirmes eigentlich das weltliche Hauptfest des Jahres, dessen Termin große Gruppen von zusammenliegenden Ortschaften für jedes einzelne Dorf einheitlich festlegen, damit während des ganzen Gilbhart und bis tief hinein in den Nebelung an jedem Sonntage ein anderes Dorf die Kirmes begeht und die Bauernschaften sich untereinander besuchen und dadurch möglichst oft feiern können.

Für die Vorbereitung und Ausgestaltung des Festes und für die Ordnung während des Festes sind einige Burschen verantwortlich, die man fast allenthalben Dungeburschen nennt, in Bischofferode heißen sie auch Plagmeister, in Stockhausen Kirmesburschen. Und wenn diese Dungeburschen nun genügend das Fest vorbereitet haben, kann das Schmausen und Tanzen und Ausgelassensein nach Herzenslust beginnen. Am 2. oder 3. Kirmestage zieht der Erbsbär durch das Dorf, heute leider fast ausschließlich ein Heischegang der Burschen, um Geld und Gaben zu erbitten, die Kirmes weiter feiern zu können. Tatsächlich steckt ursprünglich mancherlei Sinn hinter den verummten Gestalten. Im Mittel-

punkte stehen die beiden Bären mit dem Bärenführer. Die Bären sind mit Erbsstroh umkleidete Jünglinge mit einer Maske oder Verkleidung vor dem Gesichte, die Anspruch erhebt, einigermaßen dem Haupte eines Bären ähnlich zu sehen. Die Bären stellten einst den Winter vor, der im Februar zum Gespött der Dorfbewohner herumgeführt wurde, da sich seine Herrschaft dem Ende zuneigte.

Ueberhaupt war es bei unseren Vorfahren allgemein beliebt, bei Festen und Aufzügen in Tiermasken aufzutreten. Mit den Tieren lebte man, freute sich ihrer

Kraft, ihrer Kraft, ihrer Klugheit, ihrer Treue und wünschte sich

deren Hauptcharakterzug vielleicht an den eines Tieres anfang, an den Stolz und die Schnelligkeit des Hirsches, die Treue des Hundes, die Gier des Wolfes, die Ungeßlächtheit des Bären. Wenn man sich eine Tiermaske aufstülpte, erhielt man die Eigenschaft des Tieres, auch konnte man wohl mit der Furchtbarkeit der Tiergestalt böse Dämonen schrecken. Vergleichen Vorstellungen führten zu der Annahme von Tiermasken.

Heute wollen die Erbsbären nur noch durch ihr tapfignes Benehmen Aufsehen erregen, und da der alte Sinn verloren gegangen ist, wohl aber zuweilen noch Zigeuner als Bärenführer durch die Orte ziehen und ihre Tiere Späße machen lassen, wird das Gebahren dieser Gaukler nachgeahmt. Deshalb sind die Bären auch häufig umschwärmt von als Zigeunerkinder verkleideten Dorfjungen, welche die Aufgabe haben, die Gaben einzusammeln. Dazu



selbst wohl die eine oder andere Eigenschaft eines Tieres. In Tiere dachte man sich auch die Seelen Verstorbener eingegangen,

kommen noch ein paar weitere wichtige Personen, deren eigentliche Wesensart heute unbekannt geworden ist, die aber dem Zuge des Erbsbären auch heute nicht fehlen dürfen; wenigstens die äußere Ausgestaltung hat man einigermaßen treu bewahrt. Es sind in erster Linie der Baías, der wie beim Fastnachtzuge seine Späße macht, mit der Schellenkappe auf dem Haupte und mit der Prittsche bewehrt. Er hat ursprünglich die Aufgabe durch Lärm und Schellengeläut und Prittschengelatsch die Dämonen zu vertreiben. Neben ihm steht auch heute noch der schwarze Mann, der Essenlehrer mit dem Rußtopf, der die Vorübergehenden, vor allem die Mädchen, schwärzt, ein Brauch, heute nur als Scherz geübt, einstmals voll tiefen Sinns; sollte doch die Schwärze die Menschen den bösen Geistern unkenntlich machen und ihnen Glück bringen.

Mitternachts am zweiten Kirmestage wird auch heute noch in den meisten Orten die Kirmes begraben. Auf einem Schragen oder einer Leiter wird ein Bursche hereingetragen, der die tote Kirmes vorstellt. Pastor, Leidtragende, der Kantor mit seinen Kindern dürfen dem Zuge nicht fehlen. Die tote Kirmes wird in einen Badtrog gelegt und zugedeckt, während alle Anwesenden in Wehmut zerfließen. Dann tritt ein Dingebursch, als Pfarrer verkleidet, vor und hält eine gewichtige Leichenpredigt. Zuweilen besteht diese Rede nur in einem farblosen Lob auf die Kirmes, häufig aber läßt sie einen wesentlichen Charakterzug der Germanen erkennen. Der Germane ist geneigt, sich ständig ehrlich und ernsthaft über sein eigenes Tun und das seiner Mitmenschen Rechenschaft zu geben; sorgen, zweifeln, sich prüfen, kritisieren zeugt von einem Zuge zur Gründlichkeit und zur Gerechtigkeit, wenig ist dem echten Germanen mehr verhaßt als Oberflächlichkeit und Eigenlob. Aus dieser Wesensart heraus ist er geneigt, bei festlichem Vergnügen in heiterer Weise darzutun, wie er sich selbst und seine Umwelt sieht. So wird in der Leichenpredigt der Kirmes Gericht gehalten über alle Personen, die im letzten Jahre hervorgetreten sind, und über alle Ereignisse, die Aufsehen erregt haben. Da wird keiner geschont, von der hohen Dorfbürgerschaft und dem Herrn Pastor angefangen bis herab zum sechzehnjährigen Burschen, der zum ersten Male ungeschickt genug vor seiner Liebsten Haus geschlichen.

Oft dehnt sich die Kirmes auch noch über einen dritten Tag aus. Früher fand an diesem Tage gern das schon oben erwähnte Hammelrennen der Burschen und Hahenschlagen der Mädel statt.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Vergl. Richwin, Eichsfelder Tageblatt, 1934, 6. November, Altgermanisches Brauchtum auf einer eichsfeldischen Kirmes. Hier über das „Reinigen des Kirmesangers“.

Die Nordhäuser Kirmes fand einst am Martinstage, dem 11. November statt. Doch hat man diese Martinsfeier seit der Reformation zu Ehren Martin Luthers auf den 10. November verlegt. Mit der Kirmesfeier ist nun die Feier des Geburtstages Luthers und der Reformation verknüpft. Deshalb wird auch der Tag des Theaterschlages, der 31. Oktober in Nordhausen nicht festlich begangen. Auch bei diesem Feste ist also eine heidnische Feier mit einer christlichen verbunden worden, doch ist das heidnische Erntedankfest derart durch das christliche Begängnis verdunkelt worden, daß für den Ueingeweihten kaum noch alte Züge zu entdecken sind. Und doch klingt die Vorzeit auch beim Martinsfeste noch herüber in unsere Tage.

Zunächst sind St. Martin und Wote identisch. Martin ist in der christlichen Legende der Reiter mit dem Mantel. Das ist aber kein anderer als der heidnische Hadelberndt, heute im Harze entstellt Hadelberg genannt, und das heißt der Mantelträger.<sup>1)</sup> Unter diesem Hadelberndt verbirgt sich der heidnische Wotan, der auf einem Schimmel in langwallendem Mantel durch das Sturmgewölk fährt. Im Verse aber heißt es:

„St. Martin kommt nach alten Sitten  
Auf einem Schimmel angeritten.“

Auch die Sitte, zu Martini am Rheine Martinsfeuer anzuzünden, bei uns Laternen, mit denen die Kinder durch die Straßen ziehen, oder bunte Martinskerzen, die beim Martinschmause brennen, weist auf das alte Herbstopferfest hin, bei dem die Lichter entzündet wurden zum Dank für die Gottheit, welche die Ernte beschert hat:

„Herr Martin kommt, der brave Mann,  
Zünd't 100 000 Lichter an“,

heißt es bei uns. Oder in anderer Fassung:

„Martin ist ein braver Mann,  
Zündet bunte Lichter an,  
Daß er oben sehen kann,  
Was hier unten wird getan.“

Manche Forscher glauben auch, daß die Gans, die zu Martini in vielen tausenden Exemplaren ihr Leben lassen muß, seit alters Wotan geheiligt gewesen sei und deshalb an diesem

<sup>1</sup> Hadel = Haken, dann übertragen der Mantel, der mit dem Haken auf der Schulter befestigt wird. „Berndt“ ist der Träger. (bern = tragen; vergl. gebären, Bürde, Bürde.) — Ueber den schützenden Mantel Wotans — St. Martins — vergl. Aus der Heimat, 1888, Nr. 26.



Wotansfeste gegessen werde. Die Gans ist aber eher dem Donar oder dem Freyr als Fruchtbarkeitsgottheiten geweiht, was freilich noch nicht gegen das Gansessen als heidnischen Brauch spricht, da beim Erntefeste sehr wohl zunächst Donar verehrt sein kann, der dann durch den Totengott Wotan verdrängt worden ist. Und wie eng Erntedankfeste und Totenfeiern zusammenhängen, haben wir ja schon gesehen und werden es noch weiter sehen. Doch möchten wir meinen, man solle die Dinge nicht pressen und lieber annehmen, daß zu Martini deshalb so viele Gänse geopfert werden, weil dann gerade ihre Zeit gekommen ist und sie in Flaum und Fett die rechte Fülle zeigen. Ein uralter Aberglaube ist auch mit dem Gansessen verbunden: Erscheint, wenn man die Gänsebrust zum ledernen Male gelöst hat, das Brustbein dunkel, so gibts einen milden Winter, erscheint es hell, so bringt er Frost und Eis. So wird uns in Liebenrode und vielen anderen Orten erzählt.<sup>1)</sup>

Heute ist heidnische Erntedankfestsitte ganz überdeckt von christlichem Brauch. Schon im 9. Jahrhundert erließ der Erzbischof von Mainz ein Edikt für seine ganze Diözese, das Martinsfest zu feiern. Zu Mainz aber gehörte auch das Archidiaconat Jechaburg und zu diesem unsere Heimat. Seit 1171 ist der Brauch des Gänsefchmauses zu Martini nachweisbar. Das Martinsfest ist also, weil unsere Heimat unter der kirchlichen Aufsicht von Mainz stand, von Westen, von Franken her zu uns gekommen im Gegensatz zum übrigen Brauchtum, das beinahe ausschließlich nach Norden, insbesondere nach Sachsen weist. Kulturpolitisch und, fügen wir hinzu, seit dem ausgehenden Mittelalter wirtschaftspolitisch sind die mitteldeutschen Lande zwischen Harz und Hainleite mehr von Sachsen beeinflusst als von Franken; nicht der Südrand des Harzes ist die Grenze nach Thüringen hin, sondern der lange Zug des Dün und der Hainleite mit ihrem scharfen Steilabfall nach Norden hin.

Besonders in Nordhausen, wo der Wohlstand der Bevölkerung es seit alter Zeit gestattete, ist das Martinsfest zu einem rechten Kirmesfchmause ausgestaltet, bei dem vielfach zu dem fetten Vogel, der Gans, noch der fette Fisch, der Karpfen oder die Schleie, tritt. Das Bekenntnis der alten Freien Reichsstadt zur Reformation erscheint dadurch, daß man den alten heidnischen Kerzen ausgiebig die Bilder von Martin Luther und seinem Mitarbeiter Justus Jonas, einem geborenen Nordhäuser, aufbrückt und mit diesen bunten Lichtern den Martinstisch schmückt.

<sup>1)</sup> Föhne, a. a. O., 68 gibt an, die Bevölkerung glaube umgekehrt bei dunklem Gansbrustbeine an einen kalten Winter. Er versucht auch eine Erklärung. — Martini ist Wettertag: Gehen Martini die Gänse aufs Eis, gehen sie Weihnachten in den Dreck.

Wie alle diese Bräuche Jahrhunderte alt sind, so auch der, am Martinstage wie zu Michaelis den Pfarrern und Lehrern ihre Zinsen und Geschenke darzubringen. Noch vor wenigen Jahrzehnten war es lustig anzusehen, wenn die Schüler frühmorgens am Martinstage, mit Gänsen, Karpfen, Torten, Wein und Kerzen schwer bepackt, in die Schule zogen, um ihre Lehrer zu bedanken. — Am Martinstage wechselte auch das Gesinde; die abziehenden Knechte und Mägde bekamen noch einen Schmaus und, ehe sie sich trollten, die Trollbrezel.

Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts ist in Nordhausen die Martinsfeier dadurch ein öffentliches Volksfest mit geistlichem Einschlag geworden, daß die Einwohner sich zu einem Zuge durch die Straßen zusammenfinden. Heute endet dieser Festzug auf dem Lutherplaz mit einem Bekenntnis zum Lutherschen Glauben und mit dem Abzingen des Lutherliedes.

Durch alle diese Veranstaltungen aber ist den Nordhäusern ihr Martinsfest so teuer geworden, daß sie es auch in der Fremde nicht vergessen können. Wo draußen, fern der Heimat, Nordhäuser weilen, da finden sie sich zum Martinsfest zusammen und begehen es, wie sie es in der Heimat geübt.

„Wes das Herz voll ist, des fließt der Mund über“, übersetzt unser teurer Martin Luther, und so hat denn die Nordhäuser Martinifeier auch dichterische, wir wollen nicht sagen, Verklärung, aber Bearbeitung gefunden. In den „Nordhüschen Riemen und Billern“ wird auch vom „Märtensabend zu Nordhusen“ gesungen; die bezeichnendsten Strophen des Gedichts mögen hier folgen:

„Wär freit sich nicht, wänn zu Märtin  
 Rahr fierlich die Gloden kiehn  
 Unn Lied unn Kleier klingen,  
 D' Säng'er bi das Rothuß ziehn  
 Unn Hunnerte von Menschen schtiehn,  
 Ein' feste Burg zu singen.

Dröihunnert Johre sinn verkiehn;  
 Dach Märtensabend äß zu siehn  
 Binoh uff jeden Tische  
 Unn Ränschen, Kuchen, Schnaps unn Wien  
 Unn bunte Lichte ubendrinn,  
 Au woll fukah noch Fische.

Plehstierlich äß es anzuziehn,  
 Wie Ringer mit Geschenke ziehn,  
 Die se d'n Lehrer brengen.  
 Mit bunten Liechtern, Rans unn Wien  
 D' Ringer noch d'r Schule ziehn,  
 Fischneße in d'n Hängen . . ." —

Schon mehrfach haben wir gesehen, daß die Erntedank-  
 feste im Herbst zugleich Gedächtnisfeiern für die Toten sind. Der  
 November, der Nebelung, der Monat, in dem alle Natur ab-  
 gestorben ist, ist auch für den Menschen der Totenmonat. Wenn  
 die christliche Kirche in den November ihre Totenfestе gelegt hat,  
 so ist sie damit nur uraltem Brauche gefolgt. Allerheiligen und  
 Allerseelen sind die größten und schönsten Feiern der armen in  
 Qualen schmachtenden Seelen, die für diesen Tag aus dem Feg-  
 feuer entlassen werden und auf Erden weilen dürfen. In der  
 Allerseelennacht begehen die Verstorbenen ihre Andacht in den  
 Kirchen und lauschen den Worten ihrer verstorbenen Pfarrer.

Während wir nun nicht selten feststellen konnten, daß alter  
 schöner, unserer Natur gemäßer heidnischer Brauch vom Christen-  
 tum verdrängt oder derart umgebogen worden ist, daß kaum noch  
 die einstmals sinnvolle Begehung erkennbar ist, stehen wir hier,  
 bei den Totenfesten, im Gegensatz zu manchen Altertumsforschern,  
 nicht an, anzuerkennen, daß christliche Auffassung sich hoch über  
 altheidnische erhebt. Auch für den Germanen stieg im Gilbhart  
 und Nebelung alles Gewesene empor und ward im Gedächtnis  
 der Lebenden besonders lebendig. Doch haben unsere heidnischen  
 Vorfahren für ihre Toten vielleicht ein prunkvolles Begräbnis,  
 aber sonst nicht viel mehr als Scheu und Furcht und ängstliche  
 Verehrung aufgebracht; all ihr Brauch und Opfer weisen darauf  
 hin. Erst das Christentum lehrte die Verklärung der Abgeschie-  
 denen im Lichte und erzog die Menschen, der Toten mit liebender  
 Wehmut und mit gläubiger Hoffnung auf das einstige Wieder-  
 sehen zu gedenken. Demgegenüber ist der heidnische Germane  
 eigentlich nur wenig über steinzeitliche Furcht herausgekommen.  
 Nach dem Glauben der Steinzeitmenschen lebt der Tote weiter  
 und zwar körperlich in Gestalt von Tieren oder Dämonen, und  
 bis auf unsere Tage ist es einfachen Menschen nicht möglich, sich  
 ein Fortleben nach dem Tode anders als körperlich zu denken.  
 Selbst das Christentum nimmt ja da eine vermittelnde Stellung  
 ein, wenn es die Wiedergeburt im Geiste lehrt, aber doch an der  
 fleischlichen Auferstehung Christi festhält. Nach altheidnischer An-  
 schauung muß der in irgendeiner Gestalt weiterlebende Tote hämisch  
 und neidisch sein auf die noch im Lichte Atmenden. Damit sie

nun ihren Neid die Menschen nicht fühlen ließen, brachte man ihnen Opfer dar. Zum Opfer aber gehört auch immer der opferliche Schmaus. Doch die fröhliche Festlichkeit war womöglich ein neuer Anlaß zum Neid des Verbliebenen, und so dachte man sie anwesend beim Mahle und glaubte sie besonders zu ehren, wenn man gehörig aß und ihnen Minne zutrant, d. h. zu ihrem Gedächtnis trank. Auf höherer Stufe, als man schon ewige Götter dachte, opferte man zum Totenfeste dem hohen indogermanischen Gotte Tiwas, dem Herrn über die Lebenden und die Toten, und später dem bei den Germanen an seine Stelle tretenden Wotan und seiner Gemahlin Frija. Dem Wotan wurden Rösse, Kinder, Hunde dargebracht, der Frija Kühe und Schweine. Vögel, Hühner, Gänse waren ausgeschlossen, denn sie waren dem Donar heilige Tiere und wurden deshalb zu Michaelis und zur Kirchweih als Dank für die Ernte geopfert. Wenn man aber die Tiere geschlachtet hatte, dann aß man von ihnen, um des Segens des Opfers theilhaftig zu werden, um gewissermaßen eins zu werden mit dem Gotte, wie es auf höchster Stufe und Verklärung noch das heilige Abendmahl zum Ausdruck bringt. Für den Heiden aber blieb es beim rein äußerlichen Schmausen und Trinken zu Ehren der Gottheit und aus Furcht vor den Toten.

Dieses germanische Brauchtum hat das Christentum völlig ausgelöscht; auch die Totenmahlzeit, die die Hinterbliebenen den Leidtragenden noch heute in vielen Gegenden Deutschlands rüsten, hat mit dem alten germanischen Opferfeste nichts zu tun. Sie war früher einfach die Abstattung des Dankes für das Trauergeleit und war nötig als Wegzehrung für die weiter entfernt Wohnenden. Wenn sich also im November, dem Totenmonat, die Menschen zu ausgiebigen Gastereien zusammensetzten, so liegt dabei keinerlei Erinnerung an alte Totenfeiern mehr vor. Wohl aber lassen die noch heute üblichen Schmausereien bei den Schlachtfesten recht anschaulich die Freude am gewaltigen, zuweilen tagelangen Essen und Trinken unserer Vorfahren erkennen, die in solchen Zeiten der Völlerei einen allgemeinen Waffenfrieden verkündeten, um Anheil durch die Trunkenen zu verhüten, und die im Jahre 14 nach Chr. Geb. zu Ehren der Tanjana, der Erntespenderin, in solchem Uebermaße feierten, daß es Germanicus ohne Mühe gelang, die Wehrlosen zu überraschen und niederzumeheln.

Schon das Verschen:

„Zu Märtin,  
Do schlacht' min Vadder en Schwin,  
Und wann's kämmer zu Lichtmassen,  
Do ha'm es wedder ufgeassen“,

läßt die Freude am Schweineschlachten und Sichgütlichkeit erkennen. Ein richtiges Schlachtfest hat es aber auch in sich; erst der Weltkrieg und die folgenden Notzeiten haben Essen und Trinken bei den Schlachtungen auf ein gesundes Maß zurückgeführt. Doch daß noch heute ein wirkliches Fest zum Schweineschlachten gefeiert wird, geht daraus hervor, daß beinahe allgemein die Kinder unserer Gegend Schulfreiheit für diesen Tag beanspruchen, Verwandte eingeladen werden und abends heischende Burschen und Mädchen kommen, das Ihre zu holen. Noch vor wenigen Jahrzehnten war in unserer Heimat zum gewöhnlichen Schlachtfeste folgende fröhliche Tageseinteilung üblich:

Morgens früh aß man Wurst, Stammende, Brot, trank Branntwein.

11 Uhr morgens: Gepökeltes Gänsefleisch, Möhren, Kartoffeln.

4 Uhr nachmittags: Kesselfleisch, Schweineniere, Schweinegehacktes.

8 Uhr abends, Hauptmahlzeit: Nudel- oder Reissuppe mit Fleischklößen. Wurstsuppe. Sauerkohl mit frischem Schweinefleisch. Hackfleisch, Bratwürste mit Kartoffeln und Mischobst.

$\frac{1}{2}$  11 Uhr abends: Kaffee und Kuchen. — Branntwein, Bier, Rosent gab es während des ganzen Tages. Und wenn Mitternacht die Gäste nach Hause zogen, bekamen sie ihre Schlachteschüssel mit allerhand guten Dingen mit auf den Weg.<sup>1)</sup>

Ganz ohne Anklänge an ältestes Brauchtum sind aber selbst heutigen Tages die Schlachtfeste nicht. Burschen und Mädchen erscheinen als Bettelvolk verkleidet und meist, nach altem Glauben zum Schutz gegen die Einwirkung feindlicher Dämonen, völlig unkenntlich. Sie sagen den Vers her:

„Ich habe gehört, Ihr habt geschlacht't,  
Habt große und kleine Würste gemacht.  
Die kleinen laßt hängen  
Und gebt mir eine von den langen.“

Diesen Versen folgen noch einige Späße, und dann ziehen die Heischenden mit gefüllten Körben ab. Zuweilen erscheinen die Burschen auch wohl, um ganz unkenntlich zu sein, als Kesselflicker und Kesselflickerin verkleidet, führen in einer Kiepe Beden, Blechröhren, Rühengeräte mit und vollführen damit ein ungeheures Gelärm. Die Heischenden selbst müssen ganz schweigsam sein,

---

<sup>1)</sup> Kolbe, Heimatland, XI., 1915, 23 ff.

werden aber von den übrigen Anwesenden gehänselt und zum Spaßmachen gereizt, so daß sie schließlich einen Tanz aufführen. Das Ganze klingt an Fastnachtscherze an. Für ihr Auftreten, ihre Späße, ihren Tanz erhalten sie dann eine Schüssel mit frischer Wurst, die mit den übrigen Burschen geteilt und im Wirtshaus verzehrt wird.



### III.

#### Der Weihnachtstreis

Im Kreislauf des Jahres haben die Menschen gesät, sie haben das Gedeihen abgewartet, haben geerntet und in die Scheunen gesammelt. Nun lastet der Nebelmonat über den kahlen Gefilden, Winterstürme und Schneegewölk sind nun die Stoppelvögte, der Bauer hat ihnen das Feld geräumt. Er hilft den Knechten drinnen beim Drusch oder sitzt selbst an der Hobelbank und bessert sein Arbeitsgerät aus. Frauen und Mädchen aber haben eifriger denn je zu tun, das Kleinvieh zu füttern und zu mästen, die Federn zu sammeln und Betten zu stopfen, zu nähen, zu flicken und vor allem abends in den Spinnstuben die Mädchen laufen zu lassen. Je unwirtlicher und einsamer es draußen geworden, umso näher rückt man drinnen zusammen, arbeitet gemeinsam und bereitet auch wohl ein gemeinsames Fest vor. Doch wenn man sich auch, so gut es gehen will, durch Arbeit und Vergnügen die Zeit vertreibt, der trübe Tag, der Regen, die Kälte bedrückt

doch das Gemüt und erweckt die Sehnsucht nach freundlicheren Monden. So ist es, wenn einmal Fröhlichkeit aufkommt, doch eine gedämpfte Fröhlichkeit, und nur das hoffnungsfrohe Jungvolk in der Spinnstube erlaubt sich auch einmal Lärm und derben Spaß. Im ganzen aber ist die Zeit gegen des Jahres Reize erwartungsvoll und still. In der Dunkelheit erhofft man schon wieder das Licht. Während draußen alles kahl ist und verdorrt, hofft man auf die Blüte. Im Mittwinter hoffte der Landmann einst auf den Mittsommer, wie wir heute gleich nach Weihnachten wohl Reisepläne für den Sommer machen oder die Ausgestaltung des Gärtchens bedenken.

Der erste Tag, der in den Zauber des düsteren Mittwinters hineinführt, ist der 30. November, der Andreastag. In der Hoffnungslosigkeit der Jahreszeit hofft man auf das kommende Jahr und sucht dafür die Zukunft zu ergründen. Am Andreastage sind es vor allem die jungen Mädchen, die an spätere schöne Tage denken. St. Andreas wird seit alters „mitissimus sanctorum“ genannt, wird für den gütigsten der Heiligen gehalten, den sich deshalb die liebebedürftigen Mägdelein zu ihrem Schutzpatron erkoren haben. Mit Recht hat man angenommen, daß der christliche Heilige an die Stelle des alten Fruchtbarkeits- und Lichtgottes Freyr getreten ist. Aber dem Freyr ist nicht nur die Andreasnacht geweiht, er erscheint auch nicht nur neben Wotan und Frau Holle in den heiligen Tagen der Winter Sonnenwende, sondern er ist überhaupt der Gott, der am Ausgang des Jahres an erster Stelle verehrt worden ist.

Am Andreastage werden selbst heute noch einige durch das Christentum nur wenig verschleierte Bräuche ausgeübt. Eigentlich zum Andreastage gehört es, wenn in der Goldenen Aue noch bis Ausgang vorigen Jahrhunderts am Martinsabend der junge Mann mit seinem Schatz in den blätterfahlen Garten ging, hier ein dürres Obstreis brach, es in die warme Stube brachte, dort in Wasser stellte und nun erhoffte, daß das leblose Reis zu Weihnachten junge Triebe oder womöglich Blüten angelegt habe. blieb der Zweig vertrocknet, so galt das als schlimme Vorbedeutung für den künftigen Ehebund, schlug er aus, so war ein segensreicher Bund von Dauer verheißen.

Doch die Männer sind meist nicht so neugierig, wer ihnen einst als Geliebte beschert ist und wie die Ehe gerät; für die Mädchen steht diese Frage viel mehr im Mittelpunkt des Interesses. Diese sind es vor allem, die in der Andreasnacht in den Garten gehen, einen Kirsch-, Apfel-, Klieber- oder Holunderzweig brechen

und bis Weihnachten behüten, damit er Blüten trägt.<sup>1)</sup> Auch gruben die Mädchen einst, wie es z. B. aus Rottleberode noch für die 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts bezeugt ist, in der Andreasnacht zwischen 11 und 12 Uhr Wurzeln aus, um die Zukunft zu erfahren. Oder sie holten sich, wie in Stolberg, ein Scheitholz in ihre Kammer, bewahrten es bis Weihnachten und legten es am ersten Feiertage frühmorgens in die Glut. Wenn alle Hantierung richtig beobachtet worden war und das Mädchen ging dann in die Weihnachtsfrühmesse, mußte ihr auf dem Kirchgang als erster der begegnen, der einst ihr als Mann beschieden war.

Am Andreasabend übten die Mägdelein ähnlich wie am Thomastage, dem 21. Dezember, oder zu Silvester und anderen Tagen des Wintermonats gemeinsam auch das Bleigießen, das Schuhwerfen, das Palmholen und anderen Zauber, um die Zukunft zu ergründen. Den stärksten und sichersten Zauber aber, den die Mädchen in der Andreasnacht und zu Silvester ausüben konnten, mußten sie allein im stillen Kämmerlein vornehmen. Er bestand darin, wie in unserer Heimat aus Lipprechterode bezeugt ist, daß das Mädchen nackt vor einen Spiegel trat und dann in ihrem Schattenbilde den künftigen Gemahl zu sehen vermochte. Auch beteten sie wohl dabei:

„Dresmes!  
 Mein lieber St. Andres,  
 Laß mir doch erscheinen  
 Den Herzallerliebsten meinen.“

---

<sup>1)</sup> In anderen Gegenden Deutschlands wird der Brauch am 4. Dezember, dem Barbaratag geübt. Danach das Gedicht von Hans Carossa, Barbaratag:

Kirschenzweige bringt ein Mädchen  
 Ueber kahle, kalte Heide.  
 Dämmertag versinkt in Dunkel,  
 Dörflein blinkt im Lustgeschmeide.

Leise Stimme singt in Lüften:  
 Dunkle Reiser, nicht vergebens  
 Von dem Baum seid ihr gebrochen,  
 Freut euch kurzen seligen Lebens.

In der Weihnacht, in der finstern,  
 Der sonst alle Blumen fehlen,  
 Sollt ihr blühn mit weißen Sternen,  
 Freude wecken bangen Seelen.

Letztes Rot verlöscht im Walde.  
 Ton in Lüften hebt entschwindend.  
 Ueber die verhüllte Heide  
 Haucht der Bergwind, Schnee verkündend.



Die Zauberkraft des urgermanischen Brauchs besteht in dem Spiegel und der völligen Nacktheit. Der Spiegel, die Fläche, die das Eigenbild zurückzuwerfen vermag, galt den Germanen als Zauberding, das Verborgenes enthüllen konnte, wie ja auch im Märchen von Schneewittchen das Spieglein an der Wand verkündet, wer die Schönste im ganzen Land sei. Noch ursprünglichere religiöse Bedeutung kommt der Nacktheit zu. Nackt trat einst der Mensch bittflehend und opfernd vor die Gottheit, um ihr zu beweisen, daß er dem göttlichen Wesen nichts verhülle, sondern ihm sein wahres, natürliches Sein zur Schau stelle und vor der Gottheit demütig und nicht eitel sei.

Führt das Zauberwesen des Andreastages in älteste Zeit zurück, so haben in den Bräuchen des Nikolaustages am 6. Dezember etwas jüngere heidnische Anschauungen ihren Niederschlag gefunden. Zu Nikolaus erscheint der Reiter auf dem Schimmel mit seinem wilden Geleit oder der Knecht Ruprecht. Beide sind identisch mit dem alten Wettergott und Seelenanführer Wote, dem späteren Himmelsgotte Wotan. Weil das Brauchtum am Nikolaustage gänzlich auf Wote und nirgends auf Freyr oder Donar weist und zugleich an diesem Tage und von diesem Tage an bis Weihnachten der Knecht Ruprecht auftritt, so glauben wir, daß Ruprecht als der rauhe Knecht, der Poltergeist, zu deuten ist und nicht als Fruchterbe, d. h. der Ruhmgänzende, Strahlende, womit der Gott Freyr gemeint wäre.<sup>1)</sup>

Zu Nikolaus stürmt die wilde Jagd daher, schüttelt die Bäume, tobt im Ramin, klappert an den Schindeln, sprengt die Türen und poltert hinein. Allenthalben in unserer Heimat ziehen Kinder und junge Leute an diesem Tage in allerhand Vermummungen herum, ahmen die Poltergeister der wilden Jagd nach, schrecken die Menschen auf den Straßen, pochen an die Türen und ängsten die Kleinen. Allen voran der Anführer der Polterteufelchen, der Knecht Ruprecht. Doch sie machen nicht bloß gruseln, sondern sie erfreuen die Kinder auch mit ihren Gaben und spenden Äpfel, Nüsse und Honigtuchen. Hierbei hat sich heidnischer Brauch und christlicher Glaube innigst verbunden. Schon in ältesten Zeiten war es Sitte, sich in böser Winterzeit gegenseitig zu erfreuen und aufzuerbauen, damit Not und Kälte leichter ertragbar sei. Der christliche Bischof Nikolaus von Myra aber, dem der 6. Dezember geweiht ist, war nach der Legende ein besonders kinderlieber Mann, der nicht gar oft ein Kindlein un-

<sup>1)</sup> Vergl. überall in unserer Heimat der Ausdruck Ruppert für einen ungeschlachten Menschen, ein Raubbein. — Mannhardt, a. a. O., 186 f. erklärt den Knecht Ruprecht nur als Vegetationsdämon. Auch er lehnt Ruhs Erklärung Ruprecht-Fruchterbe ab. Vergl. Ruhs J. f. deutsches Altert. V, 482 ff.

beschenkt von dannen ließ, besonders wenn es fein artig und fromm war. So erscheint der christliche Nikolaus oder der heidnische Ruprecht auch heute noch am Abend des Nikolaustages in den Stuben und fragt die harrenden Kleinen, ob sie artig gewesen seien und beten können. Und wenn die Frage Bestätigung gefunden, teilt der gute Nikolaus aus seinem vollen Sacke aus. In Stolberg wurde einst der Tag besonders festlich begangen, und die Kinder wurden mit Puppen und Spielzeug aller Art beschenkt wie sonst zum Christfest oder früher zu Neujahr. Freilich, daß auch der christliche Nikolaus ein „Ruppert“ sein und poltern und drohen und gar schlagen kann, beweist die Rute, die er mit sich führt und schwingt, wenn er irgendwo eine Unart weiß. Doch so ganz ernst nimmt die Kinderschar den gutmütigen Poltergast nicht, und so singt sie denn überall in unserer Heimat nicht ganz ehrfürchtig:

Nikolaus, sei unser Gast,  
Beschere, was Du im Sacke hast.  
Hast Du viel, so setz Dich nieder;  
Hast Du nichts, so pack Dich wieder.<sup>1)</sup>

Mit dem Nikolaustage befinden wir uns mitten in den Vorbereitungen für die heiligste Zeit des Jahres. Die Tage werden kürzer und kürzer, das Sonnenlicht scheint fast zu erlöschen, die Menschen werden immer kleiner vor dem großen Naturgeschehen und immer erbärmlicher in der Dunkelheit des Winters. Da gingen unsere Altvorderen daran, dem fast vergehenden Sonnengotte zu helfen, und stellten oder hängten überall sein Sinnbild, das Sonnenrad, auf, runde Räder, geflochten aus dem einzigen, was noch das Grün des Lebens zeigt, aus Fichten oder Eibenzweigen. Und diese Sonnenräder, unsere Adventsstränze, wurden nach und nach mit Lichtern versehen, erst mit einem oder wenigen, dann, mit zunehmender Düsternis, mit immer mehr, um dem Licht, der Wärme, der Sonne zu helfen.

Nun sind die Mittwintertage da und die Tage, an denen das Jahr sich erneut. Zwölf Tage sind es, die zwischen den Zeiten stehen, weder zum alten noch zum neuen Jahre gerechnet werden, mehr Nächte als Tage, und erst am letzten dieser Tage, dem 6. Januar, dem christlichen Epiphaniastage oder Dreikönigstage wird eine geringe Aufwärtsbewegung der Sonne bemerkbar, und damit beginnt die Arbeit wieder und zugleich das neue Jahr.

---

<sup>1)</sup> Sie und da in unserer Heimat, z. B. in Uthleben hat man Andreasbrauch und Nikolausbrauch miteinander in Verbindung gebracht. In Uthleben ziehen am Andreastage die älteren Knaben und Mädchen verkleidet herum und erbitten von den Kindern Gaben; am Nikolaustage erscheinen sie wieder und beschenken umgekehrt die Kinder mit Äpfeln, Pfeffernüssen, Boniglücken.

Den alten Germanen waren die 12 Tage oder vielmehr die 12 Nächte vom 26. Dezember bis zum 6. Januar heilig. Da die geweihten 12 Nächte, die Weihnachten,<sup>1)</sup> nach Nächten und nicht nach Tagen benannt sind, muß ihre Heiligkeit urindogermanisch sein und aus einer Zeit stammen, als man noch nicht nach Tagen, sondern nach Nächten zählte; denn das Wort Nacht ist allen indogermanischen Sprachen gemeinsam, nicht das Wort Tag. Auch scheint schon aus dieser Bezeichnung als Fest der 12 Nächte hervorzugehen, daß es für die Germanen nicht an erster Stelle ein Wintersonnenfest war. Nicht die Verehrung der Sonne stand in seinem Mittelpunkt, sondern ein Dämonenzauber, später ein Fruchtbarkeitszauber.

Schon das Heidentum hat für die zwölf heiligen Tage verschiedenen Glauben und damit verschiedenes Brauchtum übereinander gelagert. Oft genug ist dieses Brauchtum beschrieben und gedeutet worden; es gilt aber auch die einzelnen Schichten, denen die kultischen Handlungen und Begehungen entstammen, auseinanderzuhalten. Und so wollen wir drei heidnische Stufen unterscheiden, auf welche als vierte die christliche folgt.

Die älteste Brauchtumsschicht für Weihnachten reicht bis in die Steinzeit zurück, in Zeiten, in denen es uns noch nicht gelingt, einzelne Völker abzusondern, auch noch nicht die Indogermanen zu erkennen, Zeiten, die noch keine Götter nach Menschenbilde geschaffen, sondern Luft und Erdbreich und Aflust und Höhle mit furchtbaren Totendämonen bevölkert haben. Urreligiös ist die Vorstellung, daß in den Tagen, wo Nacht die Erde drückt, die Abgeschiedenen heraufsteigen, allenthalben ihr Wesen treiben und daß nur stärkster Zauber ihre Bosheit bannt. Dieser Urzeit scheint zu entstammen, daß man reiche Gabentische aufstellt und Speisen bereit hält, damit die wilden, neidischen Wesen, die Luft und Erde bevölkern, zufriedengestellt werden und über dem Schmausen und Trinken ihr böses Treiben vergessen.<sup>2)</sup> Wo sie aber freundliche Bewirtung nicht abhalten kann, Schaden zu stiften, da müssen sie vertrieben werden. Überall in der Luft flattern die böartigen Geister herum. Da muß man sie vertreiben durch Lärmen und Bedenschlagen, da muß man sie treffen und ihnen das Wiedertommen verleiden durch Peitschenhiebe. So üben noch heute die Burschen in den Dörfern, die Knechte auf den Gütern unserer Heimat in der Neujahrsnacht das Peitschentnallen, und einer sucht den anderen zu übertreffen.

<sup>1)</sup> Althochdeutsch: Ze wihen nahten = in den geweihten Nächten.

<sup>2)</sup> Der römische Landmann stellte bei Beginn der Aussaat dem Juppiter einen Umbiß hin, daher Juppiter dapalis oder Juppiter Epulo.

Doch gilt es nicht nur, den Anholden zu begegnen, sondern sich selbst gegenseitig zu helfen in dieser Notzeit und sich durch eigenes wackeres Essen und Trinken stark zu machen und die Zeit und ihre Dämonen zu überwinden. Auch das noch heute übliche vielfache Einsammeln und Heischen von Gaben durch die Kinder etwa am 3. Weihnachtstage oder am Neujahrmorgen ist ein Rest jenes uralten Einsammelns primitiver Gemeinschaftskultur zu gemeinsamem Opfer und Mahle.

Dieses älteste Brauchtum wird überlagert von einem jüngeren der kulturell hochstehenden seligen Bronzezeit, und vor allem diese Begehungen, die spätere Jahrhunderte des germanischen Nordens zum Njörd-Freyr-Kultus ausgebaut haben, sind auf uns gekommen und geben unserem Weihnachtsfest den Glanz und die Weihe. Natürlich hatte die Bronzezeit, deren Blüte wir um 1500 vor Christi annehmen, die Namen der späteren Wanengötter noch nicht gefunden, aber ganz ähnliche und sehr hochstehende Vorstellungen von den Gottheiten und ihrem Wirken hatten sich schon gebildet. Aus schwedischen Felszeichnungen entnehmen wir mit Gewißheit, daß im Mittelpunkt aller Verehrung, wie überhaupt, so besonders zum Mittwinterfeste, eine Licht-Fruchtbarkeits-Gottheit stand, die wir nach Bildnissen jener Zeit den Gott mit den großen Händen oder mit der Art nennen und die kein anderer als der spätere nordgermanische Gott Freyr ist, der wiederum unserem Donar nahesteht. Rossinna deutet den Gott mit den großen Händen als die Morgenröte<sup>1)</sup>; sicher steht er mit der Verehrung der Sonne in engster Beziehung, wie eine Zeichnung von Rinnefulle in Vester götland erkennen läßt<sup>2)</sup>, die den Gott mit einer großen Hand und gespreizten Fingern darstellt, ihm in die andere Hand eine Art gibt und daneben das Sonnenrad zeigt. Daß dieser Gott zugleich der Fruchtbarkeitsgott ist, beweist das Bild „die Hochzeit“, auf dem neben den beiden Liebenden der Artgott steht<sup>3)</sup>.

In welchen Formen die Verehrung vor sich ging, zeigt der berühmte schöne Sonnenwagen von Trundholm. Auf einem Wagen, die Lande segnend, zogen die Götter herum und wurden angebetet wie in späteren Zeiten der doppelgeschlechtige Nerthus. Raum dentbar erscheint es uns, daß in diesen frühen Zeiten die Germanen keine Priester gehabt haben sollen. Viele der schwe-

<sup>1)</sup> Vergl. *ῥοδοδάκτυλος Ἑως*

<sup>2)</sup> Rossinna, die Deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft, Leipzig, 1934, 84, Abbildung 189.

<sup>3)</sup> Rossinna, a. a. O., 85, Abbildung 190. — Ganz ähnliche Bedeutung kommt dem großen Gott mit dem Hammer zu, auch einer Licht- und Fruchtbarkeitsgottheit, aus der sich später wohl Donar herausgebildet hat.

diesen Felszeichnungen scheinen sie darzustellen, und ein offenbar hochentwickelter Kultus legt sie voraus. Erst für viel spätere kriegsrauhe Zeiten wird der Bericht Caesars gelten, die Germanen hätten im Gegensatz zu den Kelten keine Druiden, keine Priester gehabt<sup>1)</sup>.

Vielleicht mag die Zahl der verehrten Götter, von denen Freyr später die erste Stelle einnahm, 12 gewesen sein, und jedem von ihnen würde dann einer der heiligen Tage geweiht gewesen sein. Ganz falsch erscheint es jedenfalls, wenn manche Forscher meinen, in der Vorstellung der Germanen sei der Umzug der Götter mit Sturmgebraus verbunden gewesen. Hier wird ursprünglich bronzezeitliche Begehung, die sich im Freyrkultus fortpflanzt, mit späterem Wotanglauben zusammengeworfen<sup>2)</sup>. Feierlich, still, andächtig, erwartungsvoll verhielt man sich während der 12 Tage, da die Götter durch die Lande wallten. Nicht ziemte es sich zu arbeiten, zu hasten, zu lärmern. Ein Nachklang der Feierlichkeit des Begängnisses erscheint noch darin, daß es bis ins 19. Jahrhundert bei uns für ungehörig galt, an den ersten der 12 Tage zu pfeifen. In Haferungen mußte sich der, welcher während der heiligen Zeit pfeifend durch die Scheune ging, mit einer Buße lösen. Auch glaubte man, daß in der Weihenacht um 12 Uhr würden:

„Alle Wasser zu Wein  
Und alle Bäum' zu Rosmarein.“

Der Rosmarin aber war dem Freyr geweiht. Wenn Mädchen oder Frauen sich einfallen ließen zu spinnen, so beschmutzte ihnen Frau Holle, die natürlich aus einer späteren Anschauung übernommen ist, die Woden. Nähten sie, so war Freyr, der Fruchtbarkeitsgott, erzürnt, und die Hühner legten keine Eier. Schwere Arbeit, wie z. B. Wäsche waschen, war gänzlich verpönt; in Liebenrode glaubte man, daß während der 12 Tage kein Lederzeug geschmiert werden dürfe, sonst würden Menschen und Vieh krank und hätten das ganze Jahr hindurch an sich selbst mit Salben herumzuschmieren. Wie man keine schwere Arbeit tun sollte, so durfte man auch keine schweren Speisen, etwa Hülsenfrüchte essen, sonst bekam man Schwären oder gar, wie man in Bebra glaubte,

<sup>1)</sup> Caesar, de bello Gallico, VI. 21. Nam neque druides habent, qui rebus divinis praesint, neque sacrificiis student.

<sup>2)</sup> Auch die jüngsten Äußerungen über das Weihnachtsfest wie die von Dörries halten u. E. die zwei verschiedenen Schichten nicht genügend auseinander. Der Wotan-Hollekult gehört einer dritten Schicht an; der Fruchtbarkeitskult, der spätere Donar-Freyr-Kult, ist einer früheren, zweiten Schicht zuzuweisen. Vergl. Dörries, Germanische Religion und Sachsenbelehrung, Göttingen, Vandenhoeck<sup>2</sup>, 1935.

die Krätze. Dagegen war alles Schweinerne erwünscht. Freyrs heiliges Tier ist nämlich der Eber mit den goldenen Borsten, und man ehrte den Gott, wenn man ihm ein Schwein opferte und selbst von der Opfergabe schmauste. Noch heute werden gern zu Weihnachten unter allen möglichen Figuren besonders gern Marzipanschweinchen hergestellt oder gar Tonschweinchen, die man mit irgendeinem Grüntram besäen kann. Und zu Neujahr sendet man sich Karten mit dem Bilde eines Schweinchens. Das sind Glücksschweine, und wer sie erhält, hat eben das ganze Jahr „Schwein“<sup>1)</sup>.

Natürlich bestimmt der Fruchtbarkeitsgott in den 12 heiligen Tagen auch das Wetter der kommenden 12 Monate:

„Wie sich's Wetter vom Christfest bis Dreikönigstag verhält,  
So ist das ganze Jahr bestellt.“

Sooft der Hahn am Weihnachtsmorgen kräht, soviel Taler kostet das Getreide im nächsten Jahre, und in vielen Orten unserer Heimat, so z. B. in Haferungen und Berndten, glaubt man, daß Träume in den zwölf Nächten in dem betreffenden Monat des Jahres in Erfüllung gehen. Mädchen gehen in der Christnacht in die Scheune und holen sich wahllos eine Hand voll Halme. Ist der Fruchtbarkeitsgott dem Mädel gewogen, so läßt er sie Weizenhalme in ihrem Bündel finden, und dann bekommt sie einen wohlhabenden Mann. Ueberhaupt drehen sich viele Bräuche um die Gedankenwelt, die sich mit Liebe, Ehe, Fruchtbarkeit beschäftigt. Schon erwähnt ist, daß die jungen Mädchen, wie am Andreastage so zu Silvester, allerlei Liebesorakel befragen. Abgesehen von den bekanntesten sei noch erwähnt, daß man bei uns, z. B. in Groß-Furra und in Groß-Berndten, zu Silvester gern fließendes Wasser holte, ein frisches Ei hineintat und nun aus der Figur, die das Eidotter im Wasser annahm, den Liebsten zu erkennen versuchte. Oder, eine ledige Person holte einen Arm voll Holz in die Stube, ohne die Stücke zu zählen. Stellte sich dann heraus, daß es eine gerade Zahl war; so heiratete sie im nächsten Jahr, andernfalls mußte sie nächste Silvester ihr Glück nochmals probieren.

Aber auch unsere Weihnachtsgebäude, deren Form freilich größtenteils auf das Brauchtum des späteren Heidentums hinzief, zeigen wenigstens zum Teil eine Fruchtbarkeitsymbolik, so vor allem das Weihnachtsgebäd, das am Südrande unserer Heimat in Frankenhausen, Bendeleben, Friedrichsrode, Keula, Groß-Brüchter u. a. Orten Schiedchen oder Schüttchen genannt wird,

---

<sup>1)</sup> Sonst wird der Ausdruck „Schwein haben“ auch darauf zurückgeführt, daß bei Volksfesten, etwa bei Schützenfesten, der Gewinner des letzten Preises ein Schwein bekam.

und bei dem der Teig mit Einkerbungen versehen oder ein Teil über den anderen geschlagen wird, so daß eine Art Tasse entsteht<sup>1)</sup>).

Auch die Hörnchen gehören hierher, ein Gebäck, das an Stelle des Opfers eines Widders getreten ist. Der Bock aber war dem Fruchtbarkeitsgotte Donar heilig, und Donar mit dem Hammer gehört ganz in die Nähe Freyrs, des Gottes mit der Axt; beide sind Lichtgottheiten, nach Kossinna versinnbildlicht Freyr die Morgenröte, Donar den Blitz und die Sonne.

Schließlich sei hier noch des Fruchtbarkeitszaubers des Kindelns, dialektisch auch Ringelns, am 3. Weihnachtstage gedacht, das noch heute fast überall in unserer Heimat geübt wird, wenn auch in manchen Orten der ursprüngliche Sinn gänzlich verdunkelt ist und niemand mehr ahnt, daß es der Schlag mit der Lebensrute ist, den die Kinder austheilen, wenn sie am dritten Festtage durch die Straßen eilen, die Vorübergehenden mit Schlägen bedenken und dabei rufen: „Guten morgen, guten morgen“, oder wenn sie, wie in Hamma von Haus zu Haus ziehn und den Hausherrn schlagen, bis sie mit Speise und Trank bewirtet werden.

Bei dem Brauchtum der meisten Ortschaften tritt aber der alte Zauber des Rutenschlagens noch leidlich klar zutage. In Haferungen, in Rohra, in Rodishain, in Rügleben, in Uthleben, in Urbach prügeln sich nicht nur die Kinder aus den Betten, sondern da erscheinen die jungen Burschen in den Kammern der Mädchen, prügeln sie und lassen nicht eher ab, bis sie sich gelöst haben. Unser junger Gewährsmann aus Hauröden war bei der Schilderung des Brauches so minutiös, daß er angab: „Am 3. Weihnachtstage, morgens 8 Uhr holen die Burschen die Mädchen mit einem Stoß aus dem Bett.“ Hier ist also die Bedeutung des Brauches klar erkenntlich; es ist der Schlag mit der Lebensrute, der ausgeteilt wird, auf daß die Menschen fruchtbar seien und sich mehren.<sup>2)</sup>

Diese Sitte des Kindelns paßt so gut in das ganze heidnische Weihnachtsbrauchtum hinein, daß heute wohl alle Forscher es schärfstens ablehnen, das Kindeln in Zusammenhang mit dem Bethlemitischen Kindermord zu bringen. Der 28. Dezember ist

---

<sup>1)</sup> Das Thüringer Schiedchen gehört zum Verbum scheiden, spalten. Die niederdeutsche Klöwe zum Verbum, klaben, spalten. Sonst sagt man in weiten Teilen Norddeutschlands Stolle, in unserer Heimat Wed.

<sup>2)</sup> Die Römer feierten am 15. Februar das Fest der Lupercalien. Dabei ließen die Luperci, nur mit einem Schurz bekleidet, durch die Straßen und schlugen die ihnen begegnenden Frauen mit Riemen, um ihnen Fruchtbarkeit zu verleihen. Vergl. auch Aus der Heimat, 1891, 52 und 1892, 1. — Daß das Kindeln auch in weiten Gebieten Frankreichs üblich war, beweist die 45. Erzählung des berühmten Septamerons der Margarete von Navarra, wo der Brauch aus der Gegend von Tour bezeugt wird. Auch hier wird das Kindeln auf den Bethlem. Kindermord zurückgeführt.

der Tag der „unschuldigen Kindlein“. Auch wir glauben, daß das Rutenschlagen auf einen altheidnischen Fruchtbarkeitszauber zu beziehen ist, er braucht aber nicht notwendig zu den Weihnachtsbräuchen zu gehören. Im Mansfeldischen wird er am Mittwoch nach Ostern geübt, in der Halberstadt-Braunschweiger Gegend am Aschermittwoch, sonst auch wohl zu Lichtmeß; und hier in die Frühlings- oder Vorfrühlingszeit, wo man, wie Pflanze und Tier, so auch dem Menschen helfen möchte aufzublühen und Frucht zu tragen, gehört er mindestens so gut hin wie in die Weihnachtszeit zum alten Fruchtbarkeitsgotte Freyr. Nicht von der Hand zu weisen ist es deshalb, daß in unserer Heimat, wo am 27. Dezember, und östlich davon, wo direkt am 28. Dezember, dem Tage der „unschuldigen Kindlein“, gekindelt wird, der Gedanke des alten heidnischen Zaubers verloren gegangen und dafür die christliche Vorstellung vom Erschlagen der Kinder eingetreten ist.

Ueber die beiden ältesten Schichten heidnischen Brauchtums legt sich schließlich noch eine dritte, die Wotan und seine Gemahlin Frija oder Freya und die Frau Holle in den Kreis der heiligen 12 Tage bringt. Erst mit diesem späteren Heidentum ist der Glaube aufgetaucht, in den 12 Nächten gehe die wilde Jagd um und Wotan mit ihr an ihrer Spitze. Aus dieser Vorstellung wird der Glaube genährt, die Weihezeit sei keine stille, andächtige Zeit, sondern eine stürmische, unruhige. Dann ist es draußen nicht geheuer, wenn der wilde Wettergott, der Mantelträger, der Fadelberg oder Fadelberndt, wie er in Sülzbayn heißt, durch die Lüfte mit langnachsleppendem Gewölk braust. Daher stammt der Glaube, in den Weihnachtstagen müsse es stürmisch sein, wenn die Obstbäume Frucht tragen sollen. Sollte wirklich die Jagd ausbleiben und die Bäume nicht schütteln, so muß der Bauer selbst nachhelfen, in der Weihnacht in den Garten gehen und das Schütteln selbst besorgen, damit er noch zu leidlichem Obste kommt. Im Harz ist ferner allgemein der Glaube verbreitet, daß man in den Weihnachtstagen, besonders am 28. Dezember lieber nicht in den Wald geht, da man dort der wilden Jagd begegnet und ein Unglück geschieht.

In diese gröbere Auffassung vom Wesen der 12 heiligen Tage, an denen der Wintersturm durch die Wälder wütet, ragen aber aus älterer, milderer Zeit vermittelnde Züge hinein. Zum Ausdruck kommen sie am besten im Worte Julklapp. Nicht völlig gesichert ist die Bedeutung von „Jul“, das altnordisch hial, iol, iul, angelsächsisch geol heißt und der Name für die größte Jahresfestlichkeit zur Winter Sonnenwende war. Es ist nicht ganz unwahrscheinlich, daß der Name als Fest des Sonnenrades zu deuten ist,



daß er also auf die Verehrung eines bronzezeitlichen Gottes und des späteren Freyr zielt<sup>1)</sup>. Der zweite Bestandteil des Wortes Jultlapp weist aber auf den Poltergeist hin, der schon seit Wochen, seit dem Nikolaustage überall rüttelt und, wenn er die Türen aufreißt, mit Donnergeklapper seine Gaben aus dem vollen Sack auf die Erde rollen läßt.

Auch bei der Begleiterin Wotans, bei seiner Gemahlin Frijja, erscheinen Züge eines älteren Brauchtums. Auf sie ist übertragen, was eigentlich mit Freyr verbunden ist. Sie fährt segnend durch die Lande, schaut bei den Hausfrauen nach dem Rechten, lohnt die Tüchtigen, straft die Säumigen. Doch paßte diese Schutzherrin aller sittsamen weiblichen Hantierung eigentlich nicht recht an die Seite des rauhen Wotan, und so trat, ganz besonders in unserer Heimat, an Stelle der Göttin Frijja die alte Wetterherge Frau Holle. Ihr ist der letzte der 12 Tage, der 6. Januar, der englische twelfth day, als Frau-Hollentag geweiht. Grundsätzlich ist es, Frijja und Holle gleichzustellen. Freilich hat man auf die Frau Holle einige Eigenschaften der Frijja übertragen und läßt sie die Beschützerin aller hausfraulichen Pflichten sein; aber ihr ursprünglicher Charakter als mißgünstiger Wetterdämon an der Seite des Wettergottes Wotan schaut überall hervor. Daß aber der kriegerische, auf achtfüßigem Rosse daherstürmende, von seinen Raben und, wie man im Harze sagt, von der Tutursel, der Eule, begleitete Wotan germanischem Charakter genehm war und seine Gestalt bis in die jüngste Vergangenheit festgehalten worden ist, erkennen wir in den vielen Figuren des Weihnachtsgebäcks, das aus Honigkuchen, Pfefferkuchen oder irgendeinem Teig, früher auch mit Pflaumen oder Rosinen darauf, allerlei verwegene Manns- und Reiterpersonen vorstellt.

So glauben wir also an diesem Winterfest in drei Schichten das noch heute lebendige Brauchtum von mehr als 3 Jahrtausenden unserer Vorfahren erkennen zu können. Für uns heute aber ist es trotz des schönen Vermächtnisses unserer Altvordern nicht nur ein Fest der Geburt des neuen Jahres, des Segens und der Fruchtbarkeit, sondern das Fest, da uns das Heil schlechthin, da uns der Heiland geboren ist, kurz, es ist das Christfest.

Wie bei keinem anderen Feste hat sich gerade hier christlicher Glaube und christliche Heilslehre germanisch-heidnischen Anschauungen anschlüssen und einfügen können, ein Zeichen dafür, daß die christliche Ideenwelt zwar nicht germanischem Tatendrang

<sup>1)</sup> altnord. hvel, angels. hveol, friesisch yule = Rad. engl. yule = Weihnachtsen, vergl. auch got. juleis, altnord. yler mit Jenner, Januar.

und tühmem Willensentschluß gerecht werden kann, für unser tiefstes Gemütsleben aber den durchaus geeigneten Ausdruck findet. Da erscheint im germanischen und christlichen Brauchtum zugleich die Forderung des Gebens und Helfens. So schufen die Germanen einst ihre Weihnacht und gestalteten sie zu einem Feste der Liebe zu jedermann und der Freude für jedermann, indem sie in der düstersten Zeit des Jahres einander durch Geschenke fröhlich zu stimmen und zufriedenzustellen suchten, indem sie die Kinder bedachten, den Armen und Schwachen und Notleidenden halfen. Genau dasselbe tut das Christentum. In den Tagen, da das Heil geboren ward, und als armeliges hilfsbedürftiges Kindlein in der Krippe lag, darf keiner leer ausgehen und am wenigsten die, die am meisten bedürftig, wie es in C. F. Meyers „Gleitendem Purpur“ künstlerische Verklärung gefunden hat. Ebenso ist germanischer wie christlicher Glaube, daß trotz Nacht und Trübsal die Hoffnung auf Erneuerung und Wiedergeburt des Lebens nicht erlischt. Das germanische Sinnbild dafür sind die Pflanzen, die im Winter grünes Kleid tragen, wie Fichte, Eibe, Stechapfel, oder es ist die ausdauernde Eberesche im hohen Norden und auf Island und in England die Mistel, die im Winter blüht und fruchtet. Diese Pflanzen lassen erwarten, daß bald alles Leben wieder erwacht, ebenso wie die Geburt des Herrn, der neues Heil bringt, so daß das deutsche Weihnachtslied beides gleichsetzen kann, wenn es singt: „Es ist ein Reis (Ros') entsprungen“. Und dieser Heiland durchstrahlt das Dunkel des Winters und die Trübsal der Welt und durchglüht mit seinem Glanze die Menschen, damit sie nicht in Troß und Verhärtung verharren, sondern „Kinder des Lichts“ sind. Aus dieser Ideenwelt heraus ist Weihnachten so heute wie vor 3000 Jahren das Fest des Lichtes in der Finsternis. Schon im frühen christlichen Mittelalter erstrahlten zu Weihnachten die Kirchen im Glanze von tausend Kerzen, und in den Häusern waren die Wachsstöcke aufgestellt, wurden später die feststehenden oder drehbaren Weihnachtspyramiden aufgebaut und wurde schließlich in neuerer Zeit der geschmückte Weihnachtsbaum entzündet.

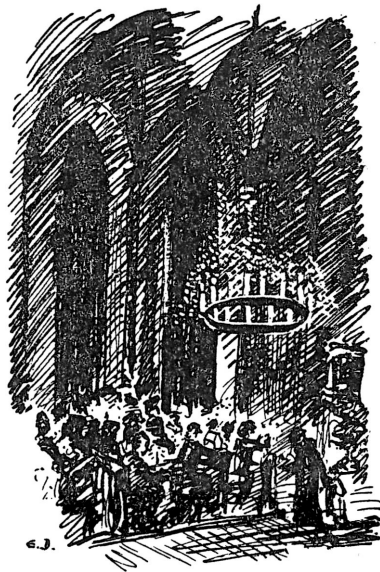
So decken sich germanischer und christlicher Brauch nahezu restlos; einträchtig bringt der Weihnachtsmann, der „Alte“, wie er hie und da bei uns noch heute genannt wird und der kein anderer als Wotan ist, — einträchtig bringt der Weihnachtsmann neben dem Christkind seine Gaben, und wenn am Heiligen Abend zu Lipprechterode Vermummte in weißen Laten herumziehen, so ahnen sie nicht mehr, daß sie die weißes Schneegewölk heranzührende Frau Holle darstellen, sondern sie meinen, den heiligen Christ, das fleckenlose Lamm Gottes, nachzuahmen. Auch der überall in unserer Heimat, nicht zuletzt in Nordhausen übliche Gang zur

Christmette entspricht ganz und gar sowohl germanischem wie christlichem Gefühlsleben. Die Christmette trägt durchaus die Vorstellung vom segensreichen Umzug der Götter in den 12 heiligen Tagen an sich und ist eben deshalb, weil sie in uns urälteste Gefühlstöne weckt, so wurzelecht, daß seit grauer Vergangenheit alljährlich immer wieder am Heiligen Abend oder am ersten Festtag morgens die Kinder durch die heimliche, schweigende Winternacht mit ihren Wachsstöcken oder Lampions oder ihren erleuchteten Krippen ziehen. Dieses Begängnis ist so eindrucksvoll, daß man wieder und wieder daran denkt und selbst unscheinbare Begebenheiten damit in Zusammenhang bringt. Es gibt an ruhigen Töpfen, wenn sie vom Feuer genommen werden, oder auch an Ofentüren eine eigentümliche Erscheinung: der Ansaß von Ruß verbrennt hier und da, und so entstehen auf schwarzem Grunde leuchtende Punkte.

„Die Leute mit ihren Lichtern ziehen durch die dunkle Nacht zur Christmette“, sagt man bei dieser Erscheinung in Kelbra. Die heilige Handlung der Messe selbst in der Kirche ist natürlich nur aus dem Erlebnistkreis des Christentums entstanden, erfährt aber doch ganz das deutsche Gemüt, wenn der Pfarrer die frohe Botschaft verliest und die am Altar stehenden oder auf der Empore verteilten Knaben ihren deutschen und lateinischen Wechselgesang anstimmen. —

Der ersten geweihten Nacht folgen dann die anderen bis zu dem Dreikönigstage hin. Der Abend des ersten Festtages hieß Spinnabend. Früher war es in vielen Orten, so z. B. in Großberndten üblich, daß die Mädchen an diesem Abend für ihre Burschen die Bäume schmückten und die Jugend ein frohes Gemeinschaftsfest beging.

Dann folgen bis Neujahr hin die verschiedenen Heischgänge der Kinder. Sie beginnen mit dem dritten Weihnachtstage, wo noch heute vielerorts, wie z. B. in Urbach, frühmorgens die Kleinen an die Betten der Erwachsenen kommen und sich Gaben erbetteln. Vor allem aber erfolgt das Heischen der Kinder und



einst auch der Erwachsenen am Neujahrstage<sup>1)</sup>). Neujahr war früher der eigentliche Geschenktag für groß und klein. Daher stammt bis auf unsere Tage das sogenannte Neujahrssingen der Schulkinder. In der Goldenen Aue war es früher üblich, daß die Kinder in der Adventszeit bis Neujahr singend durch die Dorfstraßen zogen und Gaben einsammelten. In Bannungen streiften sie einige Tage vor Weihnachten herum und sprachen:

Busch, Busch, Flederwiß,  
Draußen ist es gar so frisch.  
Hätt' ich mich nicht rein geschoren,  
Hätt' ich Mund und Nas' erfroren.

In Nordhausen zogen die Gymnasiasten mit ihren Vorfängern nach Neujahr 14 Tage bis 4 Wochen herum, erhielten Gaben und wurden bewirtet. Der Brauch hat sich aus mittelalterlicher Zeit bis zum Jahre 1849 gehalten, dann wurde er nach einer Schulrevision abgeschafft, weil die Behörde glaubte, daß wochenlang ausgedehntes winterliches Herumsingen die Gesundheit und die schulischen Leistungen beeinträchtige. Je mehr dieses behördlich organisierte Singen und Heischen überall verschwand, umso mehr haben die Kinder auf den Dörfern, welche auf die ihnen zustehenden Geschenke und Schmausereien nicht verzichten wollten, ihre Heischgänge auf eigene Faust organisiert. So tönt denn auch heute noch in den meisten unserer heimatlichen Dörfer am Neujahrsmorgen von herumziehenden Kindern:

Es geht 'ne Kette um das Haus.  
Frau N. N. guckt zum Fenster raus.  
Sie wird sich wohl bedenken  
Und mir ein wenig schenken.

In Bennedenstein heißt das Verschen etwas vollständiger:

Eine goldene Schnur geht um das Haus,  
Schätzchen bist Du drinnen?  
Reich mir einen Groschen heraus,  
Ich will Dir auch 'was singen.  
Ich wünsche dem Herrn einen gedeckten Tisch  
Und darauf einen gebratenen Fisch;  
Ich wünsche dem Herrn eine goldene Kron'  
Und der Frau einen jungen Sohn.

---

<sup>1)</sup> Neujahrssingen von Erwachsenen wurde in Nordhausen 1800 verboten, weil es zu lästiger Bettellei ausartete. Die arme Bevölkerung einiger hochgelegener Harzorte, z. B. Schierkes, hat die Sitte noch weit ins 19. Jahrhundert beibehalten, zur Neujahrszeit ihre Leute in die das Gebirge umgebenden Ebenen zu Bittgängen zu schicken.

Die Kleinen singen:

Kleine Hans Kennige, (König)  
jiff och meß en Pennige,  
lat meß nich so lange schtahn,  
es mot noch en Hus witer gahn<sup>1)</sup>.

Das bekannteste und üblichste Heischelied singt folgendermaßen:

Drei Rosen, drei Rosen, die wachsen auf einem Stengel,  
Der Herr ist schön, der Herr ist schön, die Frau ist wie  
ein Engel.

In Niedersachswerfen wird noch angehängt:

Der Herr, der kriegt 'nen goldenen Wagen,  
Daß er kann in'n Himmel fahren;  
Die Frau, die kriegt einen goldenen Ring  
Und übers Jahr ein kleines Kind.

Ebenso verbreitet ist:

Klingelingeschar, Klingelingeschar.  
Wünsche Euch Glück zum neuen Jahr.  
Friede, Freude, Einigkeit,  
Eure ganze Lebenszeit!

Mit dem 6. Januar, dem Frau-Holletag, dem Tag der heiligen Dreikönige, geht die heilige Zeit zu Ende. An diesem Tage fand im Mittelalter ein kirchliches Festspiel statt, in dessen Mittelpunkt die drei Weisen Kaspar, Melchior und Balthasar standen, welche von der Offenbarung, die ihnen geworden war, berichteten und dann das Erlebnis von Bethlehem hatten. Als allerdings dürftiger Rest dieser einstigen Spiele ist das Umhertragen des Herodeskastens durch die Kinder am Dreikönigstage aufzufassen, das sich in unseren Gegenden und besonders auf dem Eichsfelde bis in die 80er Jahre vorigen Jahrhunderts gehalten hat. Zuletzt bezeugt ist es noch für Bebra, Bennedenstein, Glende, Mohra, Oberdorf und Rehungen. Der Herodeskasten bestand aus einer Laterne oder einem Stern von transparentem Papier, auf

---

<sup>1)</sup> Vergl. Wille, Heimatland III, 123 f. — In der Aue und in der Grafschaft heißt es: Ich bin einer kleiner König,  
Gebt mir nicht zu wenig;  
Laßt mich nicht zu lange stehn,  
Ich muß noch ein Haus weiter gehn.

dem ein Haus mit Fenstern gemalt war. Die Fenster konnten durch Federn geöffnet und wieder geschlossen werden, so daß man eine Figur, den Herodes, herauschauen lassen konnte. Beim Umtragen dieses Kastens sagten die Kinder meist nur her:

Herodes guckt zum Fenster raus,  
Hat einen Kopf wie 'ne Fledermaus.  
Ein kleines Kind, ein großer Gott,  
Der Himmel und Erde erschaffen hat. —  
Wir wollen Ihnen eine Verehrung geben,  
Auf daß Sie immer in Frieden leben,  
Immerdar,  
Das wünschen wir zum neuen Jahr.

In Liebenrode war noch in den letzten Jahrzehnten vorigen Jahrhunderts folgender Spruch aus dem einstigen Dreikönigspiel übriggeblieben:

Kommen die Weisen aus dem Morgenland,  
Die Sonne hat sie schwarz gebrannt,  
Schwarz gebrannt die Sonne.  
Kommen sie vor Herodes' Haus;  
Herodes guckt zum Fenster raus.  
„Wo seid Ihr gewesen, wo wollt Ihr hin?“  
„Nach Bethlehem zur Davids Stadt,  
Da 's Jesuskind geboren ward.  
Ein kleines Kind, ein großer Gott,  
Der Himmel und Erde geschaffen hot.“

Danach erhielten die kleinen Weisen aus dem Morgenlande ihre Gaben und verabschiedeten sich mit den Worten:

„Sie haben uns eine Verehrung gegeben,  
Der liebe Gott lasse Sie in Freuden leben.  
Das wünsche wir Ihnen zum neuen Jahr“<sup>1)</sup>.

Nicht von ungefähr ist es, daß vom ganzen mittelalterlichen Dreikönigspiel nur der Herodestasten übriggeblieben ist. Der Gang mit dem erleuchteten Stern entspricht nämlich ebenso wie der Zug zur Christmette dem altgermanischen Brauche des Lichtumtragens. Echt volksgemäß ist es, daß am festesten der böse Herodes, der den Bethlemitischen Kindermord beging, in der Erinnerung haften geblieben ist.

---

<sup>1)</sup> Vergl. Kolbe, Heimatland III, 53 f.

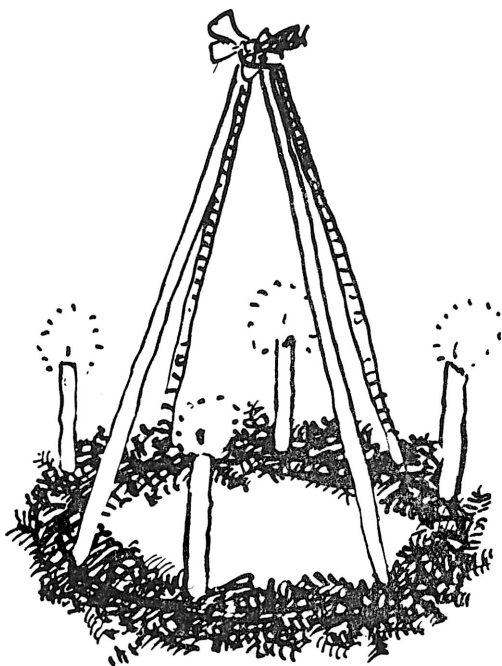
Mit dem Holle- oder Dreikönigs-Tage schloß die heilige Zeit ab und das neue Jahr, das neue Werkjahr mit seinen Plagen und Sorgen, seinen Hoffnungen und Freuden begann. Am feierlichsten wurde das neue Geschäftsjahr zu Nordhausen in der Nacht vom 5. zum 6. Januar eröffnet, solange es Freie Reichsstadt war, also bis zum Jahre 1802. In dieser Nacht wurde die feierliche Wahl des neuen Ratsregimentes auf dem Rathause im Beisein der gesamten Bürgerschaft vorgenommen, eine Vollversammlung aller wehrfähigen Einwohner Nordhausens, die sich als letzter Rest jener germanischen monatlichen Things erhalten hat, bei denen alle Freien nicht nur mitraten und -taten konnten, sondern mußten, und jener jährlichen mittelalterlichen drei Vogtthings, wie sie in den Nordhäuser Einungen bezeugt sind. Vor der Wahl, morgens 4 Uhr hielt der erste Prediger von St. Nicolai eine Ansprache, danach redete einer der Bürgermeister oder der Syndikus der Stadt über die Grundsätze, nach denen die Stadt im kommenden Jahre verwaltet werden sollte. Dann wurde der eigentliche Wahlact auf dem Rathause vorgenommen; die Namen der Gewählten verkündete der Ratsoberdiener der gesamten vor dem Rathause harrenden Bürgerschaft. Nach vollzogener Wahl gingen die Ratsherren aller drei Räte in die Spendekirche, in späteren Jahrhunderten in die Marktkirche zum Gottesdienst und Dankgebet. Das neue Jahr begann. —

Das Jahr hat seinen Kreislauf vollendet. Bei der Beschreibung seines Brauchtums waren für unsere Heimat im großen und ganzen die Begehungen auszuschalten, die sich an Schifffahrt und Handel knüpfen, weil unsere bodenständige Bevölkerung rein ländlich ist. Allerdings ist das agrarische Brauchtum auch das Wesentliche; denn die Germanen sind seit Urzeiten in erster Linie ein Volk des Ackerbaues und der Viehzucht. Daß sich ferner selbst in unserer späten Zeit noch allerlei Bräuche erhalten haben, die aus einer allgemeinen menschlichen Veranlagung entspringen und die sich um Hoffen und Sorgen und Schau in die Zukunft gruppieren, haben wir gesehen. Schließlich aber lehrt die Behandlung der Aeußerungen unserer Volkheit besser als jede andere Wissenschaft und Kunst, daß nach menschlichen Maßen unvergängliches Leben nur das in sich trägt und nur das von unabsehbarer Dauer ist, was aus der gottgewollten Eigenart der Menschen und der Eigenart ihrer Umgebung naturhaft geboren ist, sich, wir können sagen, gesetzmäßig entwickelt hat und nun weiter lebt in den verschiedenen Anpassungen und Abwandlungen an neue Zeiten und neue Umwelten, aber weiterleben kann nur soweit, wie es der eigenen Art genehm ist, und vergehen muß, wenn gröblicher Eingriff unter Verkennung der natürlichen Lebensbedingungen eines Volkes und

seines Charakters, unter Verkenennung des Blutes und des Bodens die Wahrheit, die sich im geschichtlichen Ablauf offenbaren will, umbiegt oder verfälscht. Es gilt nicht, Geschichte durch Geschichte zu überwinden, wie Troeltsch meint, sondern es gilt, dem wahrhaftigen Wandel Gottes durch die Geschichte zu lauschen und in ihm zu sein. Dann erfüllt sich alles naturgemäß und damit glücklich und gut. So verstehen wir auch des großen Spaniers Cervantes Wort: Geschichte ist Wahrheit, und wo Wahrheit ist, da ist Gott<sup>1)</sup>.

---

<sup>1)</sup> Vergl. E. Troeltsch, Gesammelte Schriften, III, Der Historismus und seine Probleme, 2. Hälfte, 772. — Cervantes, Don Quixote VII, 3. Die Historie ist eine fast heilige Sache, und wo die Wahrheit ist, ist das Göttliche in der Wahrheit. (Nach der Uebersetzung von Ludwig Tied.)





## Quellen und Literatur.

Quellen: Eigene Beobachtungen und mündliche Berichte.

Meyer-Radwiz, Fragebogen, ausgesandt im Auftrage des Vereins für Erbfunde zu Halle a./S. 1884. 2 Bde. im Nordhäuser Archiv.

Literatur: Reinsberg-Düringsfeld, Das festliche Jahr, 1863.

Heinrich Walbmann, Eichsfeldische Gebräuche und Sagen, Progr. des Heiligenstädter Gymnasiums, 1864.

Mannhardt, Antike Wald- und Feldkulte, Berlin 1877.

A. Radwiz, Sitten und Bräuche im Helmegau, Nordhausen, Eberhardt.

Aus der Heimat, Sonntagsblatt des Nordhäuser Couriers, 1888 ff.

A. Meyer, Die Burg Quedenburger und das Quedenfest, 1897.

P. Herrmann, Deutsche Mythologie, Lp., 1898.

Wilhelm Kolbe, Heimatland, Halbmonatsschrift für Heimatkunde; Bleiche-  
rode, 1904 ff.

U. Buttke, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart<sup>2</sup>, Berlin 1900.

E. Mogl, Germanische Mythologie, Straßburg<sup>2</sup>, 1907. In Pauls Grundriß<sup>2</sup>,  
3. Band.

Nedel, Walhall, Dortmund, 1913.

A. Reichardt, Geburt, Hochzeit und Tod im deutschen Volksbrauch und Volks-  
glauben, Jena, Costenoble, 1913.

E. Mogl, Germanische Religionsgeschichte, Bl., Lp., 1921.

H. Naumann, Primitive Gemeinschaftskultur, Diederichs, 1921.

J. H. Schlender, Germanische Mythologie, 1924.

E. Fehrle, Zauber und Segen, Jena, 1926.

Carl Schuchhardt, Vorgeschichte von Deutschland, München u. Berl., 1928.

Paul Herrmann, Altdeutsche Kultgebräuche, Diederichs, 1928.

Friedrich Schmidt, Der Kreis Sangerhausen, 2. Heft, Sangerh., 1930.

Carl Engel, Bilder aus der Vorzeit an der mittl. Elbe, Burg b. Magdb., 1930.

Gustav Schwantes, Deutschlands Urgeschichte, Leipzig<sup>5</sup>, 1934.

Carl Clemen, Urgeschichtliche Religion, Bonn, 1933.

Hans Hähne, Vom deutschen Jahreslauf und Brauch, Diederichs.

A. Th. Weigel, Lebendige Vorzeit rechts und links der Landstraße, Berlin,  
Mehner 1934.

G. Kossinna, Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissen-  
schaft<sup>2</sup>, Lp., 1934.

Hermann Dörries, Germanische Religion und Sachsenbefahrung, Göttingen<sup>2</sup>,  
1935.

# 

### A.

Adventsfranz 241  
 Allerheiligen, Allerseelen 234  
 Almgren 182  
 Altendorf, Kelbra 194  
 Altentor, Nordhausen 207  
 Altweibermühle 203  
 Altweibersommer 227  
 Ambarvalia 208  
 Andreastag 238 f. 241  
 Aschermittwoch 186. 244  
 Aßenreligion 181

### B.

Babra 184  
 Baias (Erbsbär) 230  
 Ballspiele 198 f.  
 Bannen (der Hühner) 177  
 Barbaratag 239  
 Bartholomäus 221  
 Bauerberg (Trebra) 209  
 Baumschütteln (Weihnachten) 247  
 Bebra 190. 244. 252  
 Benbeleben 245  
 Bengeln 188  
 Bennedenstein 251 f.  
 Benungen 190. 202. 217. 222. 223. 251  
 Groß-Berndten 177 f. 184. 197. 199. 245. 250  
 Bethlemitische Kindermord 246 f.  
 Bischofferode 178. 205. 228  
 Binden (auf dem Erntefelde) 224  
 Bittumgang 208  
 Bleigießen 239  
 Klein-Bodungen 186  
 Bohne (Nordhäuser Chronist) 209  
 Brezel 182  
 Broden 204  
 Groß-Brüchter 225. 245  
 Brunnenfest (Popperode) 216  
 Jakob Burckhardt 183

### C.

Caesar 244  
 Carossa (Haus) 239  
 Carrus navalis 182  
 Convivium scholasticum (Nordhausen) 187  
 Crimberode 199. 218  
 Christfest 248 ff.  
 Christmette 250  
 St. Cyriacus (Nordhausen) 208

### D.

Dämonenglaube 220  
 Deuna 202  
 Dietersdorf 185 f.  
 Dingeburschen (Kirmeß) 228  
 Donar (Thor) 189. 191. 208. 209. 227. 232. 235. 246  
 Donnerstag (Grün-) 189  
 Dreikönigspiel 253  
 Dreikönigstag 242. 245. 250

### E.

Eber (Greyr) 245  
 Edda 195  
 Ei (Osterei) 192  
 Eichsfeld 205  
 Eisheilige 204  
 Elende 180. 189. 202. 205. 252  
 Engel (Carl) 191  
 Epiphanias 221. 241  
 Erbsbär 191. 210. 228 f.  
 Erntebeginn 221  
 Erntefranz 225  
 Erntedankfest 228  
 Erntedämonen 220

### F.

Fabianstag 176  
 Fackelschwingen 195  
 Fastnacht 181 f.

Feuer (Johannis-, Not-, Oster-) 193 f. 217  
 Feuer der Besta 194  
 Flachsausfaat 221  
 Flügelmahlzeit 226  
 Flurpredigt 208 f.  
 Fontinalia 216  
 Frankenhausen 245  
 Freyr 181. 189. 191. 209. 221. 232. 238. 243 ff.  
 Friedrichsrode 245  
 Frija (Frya) 204. 235. 247  
 Großkönigsfest 203  
 Groß-Gurra 197. 205. 220. 222. 245  
 Klein-Gurra 178. 188

### G.

Gabentisch 240  
 Gans (Martini) 231  
 Garmr 218  
 Gemeindewerken 210  
 Gerterode 194  
 Gesundbrunnen (Nordhausen) 197  
 Goldene Aue 184. 238. 251  
 Görsbach 197  
 Gregor IV, Gregorsfest 187

### H.

Hadelberg, Hadelberndt 223. 231. 247  
 Haferungen 185. 190. 197 f. 199. 205. 244 ff.  
 Hahn (Hahnen schlägen) 218. 225. 230  
 Hähne 214. 219. 232  
 Hainrode 178. 189  
 Halmholen 239. 245  
 Hamma 246  
 Hammelreiten, Hammelrennen 227 f. 230  
 Harz (Brauch der Bevölkerung) 205  
 Hase (Osterhase, Kornhase) 193. 222  
 Hauröden 202. 246  
 Heischegänge, Heischegänge (Weihnachten) 250 ff.  
 Hemmen 218  
 Heptameron 246  
 Heringen 197  
 Herodeskasten 252  
 Herrmann (Paul) 180. 195. 202. 223  
 Here 204  
 Himmelfahrt 208  
 Hirci Sorani 220

Frau Holle 215. 218. 220 ff. 227. 238. 244. 247 f.  
 Hoops 183  
 Hörnchen (Gebäd) 246  
 Hornung 178. 181  
 Hungerbarke 224  
 Hüpfstedt 184

### I.

Ilfeld 185. 190. 196  
 Invocavit (Montag nach . . .) 186

### J.

Jakobstag (25. Juli) 221  
 Jechaburg 228. 232  
 Johannes 214 ff.  
 Johannisfeuer 217  
 Johannischnitter 220  
 Jullflapp 247  
 Juppiter (Iapalis, Epulo) 242

### K.

Kaltomfjeld 217  
 Karfreitag 177. 179. 190  
 Karneval 182  
 Kehmstedt 177  
 Kelbra 194 f. 202 f. 223. 250  
 Keula 225. 245  
 Kindeln (Lichtmeß, 3. Weihnachtstag) 178. 246 f.  
 Kindertag (Johannis) 217 ff.  
 Kirmes 183. 228 ff.  
 Knoßpentreiben 202  
 Kohnstein 207  
 Kolbe 200. 236. 253  
 Konfirmation 189 f.  
 Kornbod 220  
 Kornstüker 220  
 Kossinna 173. 243. 246  
 Kräja 178  
 Kranzstechen (Ringelstechen) 210  
 Kuhn 240

### L.

Lärmmachen 201  
 Lätare 194  
 Leine 217

Lichtmeß 176 f. 247  
 Liebenrode 117. 197. 224. 244. 253  
 Lipprechtrode 197. 205. 225. 239. 249  
 Lorentztag (10. August) 221  
 Luperkalien 246  
 Lutherplatz (Nordhausen) 233

### M.

Maibaum 201  
 Maien- oder Rutenlese 206 f.  
 Maiprinz 201 ff.  
 Mannhardt 171. 220. 222. 224. 240  
 Margaretentag 221  
 Marienitag 216  
 Martinsfest 228 f. 231 f.  
 Matthias (24. Februar) 180  
 Merwigsindensfest 206  
 Meyer (C. G.) 221. 249  
 Michaelis 219. 226 ff.  
 Mörbach 189. 196. 197

### N.

Nachtzeit 239 f.  
 Naumann 183  
 Nedel 191  
 Nerthus 182. 243  
 Neujahr (Neujahrsingen) 243. 251 ff.  
 Niedersachsenswerfen 199. 252  
 Nikolaiskirche (Marktkirche Nordhausen)  
 187. 254  
 Nikolaustag 240 ff.  
 Nisteln 178 f.  
 Njörd 221  
 Nohra 185. 188. 196. 199. 210. 246.  
 252  
 Nordhausen 184. 187. 197. 206 f. 208.  
 218 f. 232 ff. 249 f. 251. 254  
 Notfeuer 193 f.

### O.

Oberdorf 178. 189. 194. 197. 210. 252  
 Obergebra 216  
 Obstreis (Andreasnacht) 238  
 Ochsenhochzeit 186  
 Opfer 195  
 Osterberg (Elende) 202  
 Ostern 190 ff.  
 Osterfeuer 193 f.  
 Osterwasser 197 ff.

### P.

Palmarum 189. 199  
 Pauli Befehung 176  
 Peitschentnallen 242  
 Petersdorf 197. 211  
 Peterstag, Petri Stuhlfeier 179 f.  
 Pfingsten 208 ff.  
 Pfingstbier 210  
 Pfingstmaie 210  
 Pfingststraßen 210  
 Popperode 216  
 Priester (der Germanen) 244  
 Prijschenmann 182  
 Püßlingen 220. 224

### Q.

Quellentult 216  
 Quertenfest 211 ff.

### R.

Ratswahl (Nordhausen) 254  
 Rehungen 178. 189. 194. 205. 228.  
 252  
 Richwien 230  
 Rieme u. Biller (Nordhüßche) 233  
 Rodishain 220. 246  
 Roggenwolf 220  
 Rosenlieb (Heischelieb) 185  
 Rosentopf (Johannis) 218 ff.  
 Rosmarin 244  
 Roßla 219  
 Rotha 211  
 Rottleberode 177. 185. 205. 239  
 Rüdigershausen 227  
 Ruprecht 240  
 Rürleben 178. 188. 197. 199. 224.  
 227. 246

### S.

Sachsengraben (Obersachsenswerfen) 198  
 Sangerhausen 181  
 Saturnalien 187  
 Sausterpe 224  
 Schälen der Bäume 201  
 Schaufeln (der Mädchen) 219  
 Scheitholz 239  
 Schiedchen 245  
 Schierke 251  
 Schlachtesfest 235 ff.

Schmidt (Friedrich) 177 f. 205  
 Schmiede (u. a. Berufe) 185 f.  
 Schmußfest 179 f.  
 Schußmeier 202  
 Schußwerfen 239  
 Schußpiel 226  
 Schwärmen (Ostern) 196  
 Schwärzen 183. 195  
 Schwarze Mann (Erbsbär) 230  
 Sebastianstag 176  
 Seidelbast (Zeidelbast) 181  
 Sernander (Geologe) 173  
 Siebengemeindewald 212  
 Siebenschläfer 216  
 Siechhof (Nordhausen) 209  
 Siegenborn (Steinbrüden) 198  
 Silvester 239. 245  
 Sollstedt 222. 224  
 Sonnenrad 243. 247  
 Spiegel (Zauber) 228. 239 f.  
 Spinnstube 176. 184. 226. 237 f. 250  
 Steigertal 185  
 Steinborn 209  
 Stempeba 184  
 Stodhausen 219. 228  
 Stolberg 186. 219. 239. 241  
 Stoppelvogt 222  
 Straffer (Hiftorifer) 173  
 Sülzhayn 185 f. 198 f. 220. 223. 247  
 Sundhausen 190. 219  
 Sympathie 190

### T.

Tacitus 223  
 Tanfana 235  
 Teistungen 223  
 Tettenborn 184. 197  
 Thomastag 239  
 Thürungen 202 f.  
 Thymian 216  
 Tiermasken 229  
 Tilleba 202  
 Tiwas (Ziu) 181. 235  
 Tod austragen 194  
 Totengedächtnis 227. 234 f.  
 Tour (Konziel) 179  
 Trebra 209

Trundholm 243  
 Turturjel (Frau Holle) 248

### U.

Ungeziefer 180. 201  
 Unstrut 217  
 Upjala 192  
 Urbach 183. 246. 250  
 Utbleben 185. 241. 246

### V.

Vegetationsdämonen 222  
 Vries (Jan de . . .) 209

### W.

Waifenhausfest (Nordhausen) 219  
 Waldbmann 193  
 Walfürten 204. 223  
 Wallhausen 205  
 Walpurgis 183. 204  
 Wanenreligion 181  
 Groß-Wechungen 220  
 Weigel 190. 213. 216  
 Weihnachten 242 ff.  
 Weihnachtsbaum 249  
 Weihnachtsgebäd 245  
 Weihnachtsmann 249  
 Weihnachtspyramide 249  
 Werna 220  
 Groß-Werther 219  
 Wettkämpfe 198  
 Wilder Mann 202  
 Wildemannsfest 184  
 Windehausen 184  
 Wipper 216  
 Wirth (Hermann) 212  
 Wolframshausen 198  
 Wote, Wotan 204 f. 215. 222 ff. 227.  
 232. 235. 238. 240. 244 ff.  
 Wülfingerode 178. 222  
 Wunderblume 215

### Z.

Zaurröben 184  
 Zwölf Nächte 242 ff.

## Zur Kenntnis natürlicher und künstlicher Harzprodukte.

Von Prof. Dr. J. Scheiber, Leipzig.

„Harz“ ist die ursprüngliche Bezeichnung einer Gruppe natürlicher Sekrete, als deren Produzenten teils weit verbreitete Pflanzengattungen (Koniferen), teils tropische und subtropische Gewächse galten. In manchen Fällen sind diese mit besonderen Harzgängen ausgestattet (primäres Harz), noch häufiger aber erfolgt eine Harzsekretion erst als Folge eines natürlichen oder künstlichen Wundreizes (sekundäres Harz), was man für die Zwecke einer rationellen Harzgewinnung weitgehend ausnutzt. Natürlicher Zweck jeder Harzsekretion ist die Herbeiführung eines Wundverschlusses, der dadurch bewirkt wird, daß die zunächst dünnflüssigen Sekrete (Balsame, Terpentine) an der Luft schnell erhärten, wobei sich feste, wenn auch weiche Harze bilden. Produkte dieser Art werden als „rezent“ angesprochen und zeichnen sich ganz allgemein durch Löslichkeit und Schmelzbarkeit (unter vorherigem Erweichen) aus.

Der Erhärtungsprozeß der einfachen Harzsekrete vollzieht sich teils infolge Verdunstung flüchtiger Beiprodukte (ätherischer Öle, Terpentινό), teils infolge chemischer Umwandlungen, unter denen Autoxydationen voranstehen. Namentlich diese letzteren Prozesse können sich über lange Perioden hin fortsetzen und dauern vor allem auch dann an, wenn Harzsekrete in den Erdboden gelangen. Hierzu ist unter natürlichen Verhältnissen vielfach Gelegenheit gegeben, weshalb es nicht überraschen kann, daß sich stellenweise sogar erhebliche Ansammlungen älterer Harzprodukte vorfinden. Das Alter dieser Bodenharze muß teilweise recht beträchtlich sein, da man sie nicht nur teilweise in ziemlich tiefen Bodenschichten noch heute bestehender Harzwaldungen antrifft, sondern vielfach auch an Stellen, wo der ursprüngliche Baumbestand längst verschwunden ist (Neuseeland). In Westafrika findet man entsprechende Bodenharze sogar auf sekundärer Lagerstätte zusammengeschwemmt, ohne bis jetzt angeben zu können, wo sich die ursprünglichen Harzwälder befunden haben mögen.

Solche allgemein als „Kopale“ angesprochenen Bodenharze zeigen deutliche Merkmale einer Alterung, die im Hinblick auf den in mehrfacher Hinsicht günstigen Effekt auch als „Reifung“ bezeichnet ist. Wenn man im einzelnen auch über die stattgefundenen Veränderungen nur Vermutungen hegen kann, so geht man doch kaum fehl, wenn man Autoxydationen und als deren Folge Molekülvergrößerungen (infolge Polymerisationen oder auch Kondensationen) als die maßgeblichen Prozesse ansieht. Hinsichtlich der Eigenschaften der Produkte wirkt sich das allgemein so aus, daß die ursprüngliche Löslichkeit und Schmelzbarkeit der rezenten Produkte mehr oder weniger verloren gegangen sind. Dafür aber sind bemerkenswerte Verbesserungen der mechanischen Qualitäten, namentlich der Härte, Zähigkeit und Festigkeit erfolgt.

Die Kopale sind indes trotz ihres „rezent-fossilen“ Charakters noch keineswegs die Endglieder der angedeuteten Entwicklungsreihe. Diese Stellung gebührt vielmehr dem Bernstein, einem regulär „fossilen“ Harz, dessen Alter allerdings auch außergewöhnlich hoch ist und auf Jahrtausenden veranschlagt werden muß. An Härte, Festigkeit, Zähigkeit und Nerv ist Bernstein jedem natürlichen Harzprodukt, gleichviel welcher Herkunft, weit überlegen. Gleichzeitig sind Löslichkeit und Schmelzbarkeit auf ein besonders niedriges Maß herabgesetzt. Alle diese Eigenschaften machen es verständlich, daß die alte Wertschätzung dieses einzigartigen und vielseitig verarbeitungsfähigen (namentlich auch drehelbaren) Stoffes für edlen Schmuck u. dergl. sich bis heute erhalten konnte.

Man hat lange geglaubt, in den natürlichen Harzprodukten das Vorhandensein eines typischen und allen gemeinsamen, gewissermaßen „harzigen“ Bestandteils annehmen zu müssen, welcher als Träger der charakterlichen Eigenschaften anzusehen sein möchte. Diese Ansicht mußte indes fallen gelassen werden, sobald man in der Lage war, wenigstens einigermaßen zuverlässige Einblicke in den stofflichen Aufbau der Produkte zu gewinnen. Dabei ergab sich sogar die höchst überraschende Tatsache, daß mindestens gruppenweise die einzelnen natürlichen Harze durchaus unterschiedliche Zusammensetzung aufwiesen und insolgedessen wirklich zuverlässige chemische Strukturmerkmale für Harze überhaupt gar nicht existierten. Die Definition „Harz“ beschränkte sich denn letzten Endes auch auf die Aufzählung lediglich physikalischer Merkmale (Erweichen beim Erhitzen, klebrige Beschaffenheit der Schmelzen, glasartig-amorphes Äußere, usw.), wobei man dann noch die pflanzliche Provenienz zu betonen pflegte. Aber auch dieser letzte Rest einer angeblich allen Produkten gemeinsamen Eigenart konnte nicht auf die Dauer als richtig gelten. Denn einmal ergab

sich, daß der stets als vollwertiges Naturharz gewertete Schellack kein pflanzliches Sekret darstellt, sondern als Stoffwechselprodukt von gewissen Insekten (sogen. Lack Schildläusen) anzusehen ist. Und weiterhin lernte man in schnell zunehmender Zahl künstliche Harze kennen, die trotz ihrer völlig andersartigen Entstehung und selbstredend auch durchaus abweichenden Zusammensetzung hinsichtlich ihrer allgemeinen Beschaffenheit gegenüber natürlichen Harzprodukten nicht die geringsten Unterschiede aufwiesen.

Auf diese Weise kam man schließlich zu der Erkenntnis, daß „Harz“ einen besonderen Zustand bedeutet, den man am besten als den einer „festen Lösung“ anspricht.

Tatsächlich bietet es nicht die geringsten Schwierigkeiten, mit Hilfe dieser Auffassung das Wesen der Harze durchaus befriedigend erklären zu können. So wird zunächst verständlich, warum alle Harze Stoffgemische darstellen, indem ja auch zur Bildung von Lösungen mindestens zwei Partner gegeben sein müssen. Es wird daher jetzt aber auch klar, daß die Versuche zu einer übermäßig weitgehenden „Reinigung“ von Harzen sich gegebenenfalls direkt nachteilig auswirken müssen, wie z. B. das Verhalten gewisser Kolophonumsorten beweist, die infolge einer kaum unterdrückbaren Kristallisationstendenz nur schwierig in der für Harze üblichen Weise verwendet werden können.

Weiterhin ist jetzt durchaus klar, daß die Natur irgend einer Stoffmischung als Harz in keiner Weise von einer bestimmten Herkunft abhängig sein kann. Ferner versteht man, warum hinsichtlich der beim Aufbau der Produkte beteiligten Partner weitgehende Freiheiten bestehen müssen. Denn ebenso wie man Lösungen der gewöhnlichen Art auf breitester Grundlage erzielen kann, sind ja auch „feste“ Lösungen in beliebiger Anzahl ohne weiteres zu erwarten. Als einzigen Unterschied läßt der Ersatz der sonst üblichen flüssigen und flüchtigen Komponenten durch feste und nichtflüchtige Stoffe einen erheblichen Zähigkeitsanstieg der Systeme erwarten. Es ist durchaus verständlich, daß dieser gegebenenfalls so groß sein kann, um harte Produkte auftreten zu lassen.

Auch die Besonderheiten der Harze beim Schmelzen finden jetzt eine leichte Erklärung. Denn für eine „Lösung“ ist ja direkt selbstverständlich, daß sie bei Wärmezufuhr einen kontinuierlichen Temperaturanstieg unter gleichzeitiger Erhöhung ihrer Fließfähigkeit aufweisen wird. Harze müssen also zuerst beim Erhitzen in immer weichere Massen übergehen, die schließlich auch fließen können, und zwar ohne daß der Temperaturanstieg zu irgend einem Zeitpunkt eine Hemmung erfährt, wie diese für die Schmelzperiode fester einheitlicher Stoffe charakteristisch ist.



Endlich müssen sich auch für Lösungen der Harze in flüchtigen Lösungsmitteln Besonderheiten ergeben, die man bei Lösungen einheitlicher fester Stoffe nicht antrifft. So ist zunächst klar, daß man zur Lösung eines Harzes keine bestimmten Mindestmengen flüchtiger Lösungsmittel benötigt, indem man in Wirklichkeit ja gar keine eigentliche „Lösung“, sondern lediglich eine „Verdünnung“ einer bereits vorliegenden Lösung vornimmt. Umgekehrt kann es bei der Wiederverflüchtigung des zugesetzten Lösungsmittels aber auch nicht wie bei sonstigen Lösungen zu Ueberschreitungen irgend eines Sättigungspunktes kommen. Der Verdunstungsproceß bewirkt also lediglich ein ständiges Anwachsen der Zähigkeit des Systems, bis schließlich das Ausgangsprodukt wieder vorliegt. Praktisch sind diese Vorgänge deshalb von größter Bedeutung, weil sie eine leichte Möglichkeit zur Erzeugung von dünnen zusammenhängenden Harzschichten (sogenannten „Filmen“) auf beliebigen Unterlagen ergeben. Da solche Harzfilme (Polituren, Anstriche, usw.) nicht nur das Aussehen der mit ihnen überzogenen Gegenstände verbessern, sondern auch gegen die Angriffe der Luft bezw. andere Einflüsse Schutz gewähren, sind sie direkt unentbehrlich. Die Herstellung der für ihre Erzeugung geeigneten Harzlösungen („Lacke“) ist deshalb ein äußerst wichtiger Industriezweig.

Mit der Aufklärung der wahren Natur der Harze sind indes noch andere Erkenntnisse verbunden. So kann vor allem der immer betonte besondere Qualitätswert der Naturharze als unzutreffend bezeichnet werden. Denn so weit es sich um das Vorliegen von Harz an sich handelt, entscheidet doch einzig und allein der Umstand, ob die in der vorliegenden Stoffmischung enthaltenen Komponenten gut oder schlecht aufeinander abgestimmt sind. Es ist aber von vornherein unwahrscheinlich, daß in dieser Hinsicht nur bei natürlichen Mischungen den Voraussetzungen entsprochen sein soll. Tatsächlich liegen denn die Verhältnisse in Wirklichkeit auch eher umgekehrt. Wenigstens haben röntgenographische Untersuchungen wohl bei Naturprodukten Anzeichen einer Kristallisation erkennen lassen, niemals aber bei Kunstharzen.

Aber auch hinsichtlich der rein stofflichen Eigenschaften sind die Naturharze keineswegs überlegen. Es ist richtig, daß es namentlich anfangs Schwierigkeiten gemacht hat, auch bei Kunstharzen die für praktische Anwendungen notwendigen Qualitäten zu entwickeln, doch ist es längst möglich gewesen, diese Aufgabe befriedigend zu lösen. Jedenfalls sind heute hinsichtlich Luft- und Lichtbeständigkeit, Helligkeit, Glanz, Geruchsfreiheit, Lösevermögen, Verträglichkeit mit fetten Ölen usw., ferner Wasserfestigkeit, Widerstandsfähigkeit gegen chemische Agentien, Alkalien, Säuren usw. bezw. endlich auch des elektrischen Isolationsvermögens die Kunstharze den

Naturprodukten völlig ebenbürtig. Wenn trotzdem ein restloser Ersatz der letzteren bisher nicht möglich gewesen ist, so liegt dies einfach darin begründet, daß die Naturharze teilweise sehr billig sind. Trotz noch so breiter Rohstoffbasis ist es auch in Zukunft ausgeschlossen, Kunstharze zu gleich niedrigen Preisen erzeugen zu können; die Anwendung dieser Produkte als Harz„ersatz“ wird also unter normalen Verhältnissen immer eine beschränkte bleiben.

Als Ausgleich kommen nun aber Anwendungen in Betracht, die den Naturharzen praktisch verschlossen bleiben. Ermöglicht wird dies durch den Umstand, daß bei gewissen Kunstharztypen besondere Eigenschaften ausgeprägt sind, die im Effekt auf eine ähnliche Umwandlung herauskommen, wie man sie bei der Reifung natürlicher Harze beobachtet. Während indes diese Prozesse äußerst lange Zeiten benötigen, läßt sich die entsprechende Veränderung der betreffenden Kunstharze, die sogenannte „Härtung“, gegebenenfalls schon innerhalb weniger Minuten einfach durch Temperaturerhöhung bewirken. Damit allein sind schon unendliche Möglichkeiten erschlossen, die noch dadurch eine erhebliche Erweiterung erfahren, daß man die eigentliche Verarbeitung der härtbaren Kunstharze unter Anwendung von deren ungehärteten und nach Art gewöhnlicher Harzprodukte löslichen und schmelzbaren Vorstufen vornimmt und die eigentliche Härtung erst am fertigen Objekt vollzieht.

Tatsächlich datiert der eigentliche Aufschwung der Kunstharzindustrie von dem Zeitpunkt an, wo es zum ersten Male gelang, derartige härtbare Harze auf rationelle Weise herzustellen. Es ist dies das große Verdienst von L. H. Baekeland, der entsprechende Produkte 1907 durch Kondensation von Phenolen und Formaldehyd in Gegenwart von Basen erzeugen lehrte und weiterhin zeigte, in welcher direkt beispiellosen Vielseitigkeit mit solchen Produkten, die heute allgemein als „Phenoplaste“ bezeichnet werden, verfahren werden kann. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet, daß die technische Entwicklung großer Industriezweige und namentlich der modernen Elektrotechnik ohne die härtbaren Kunstharze unmöglich gewesen wäre. Aber auch darüber hinaus finden entsprechende Produkte eine vielseitige Anwendung. Und man braucht ja nur das bekannteste Phenoplast, das „Bakelit“, zu nennen, um auch dem Fernstehenden einen Begriff von der Leistungsfähigkeit dieser Wunderstoffe zu geben.

Die Kunstharze können also jedenfalls Anspruch darauf machen, als vollwertige Harz gewertet zu werden. So interessant vom wissenschaftlichen Standpunkt aus auch eine Synthese natürlicher Harzbestandteile sein würde, so wenig Veranlassung ist für die Technik gegeben, sich derartigen und zudem vorläufig recht

problematischen Aufgaben zuzuwenden. Vielmehr kann das einzige Ziel einer Kunstharzindustrie nur das sein, die Eigenschaften künstlicher Stoffgemische weiter zu entwickeln, indem zweifellos nur bei solchen Höchstleistungen erwartet werden können.

Unbedingte Voraussetzung für praktische Brauchbarkeit künstlicher Harze ist neben entsprechenden Eigenschaften das Vorliegen einer ausreichend breiten Rohstoffbasis. In dieser Hinsicht liegen die Verhältnisse im allgemeinen ziemlich günstig, und zwar vor allem deshalb, weil gerade besonders vielseitig verwendbare Produkte aus allereinfachsten Ausgangsstoffen aufgebaut werden können, die zudem den Vorteil aufweisen, im Inland in ausreichender bezw. sogar unerschöpflicher Menge zur Verfügung zu stehen. Um einen Begriff zu geben, welche Materialien in Betracht kommen, sind in der folgenden Zusammenstellung die wichtigsten Kunstharze neben den dazu benötigten Ausgangsprodukten aufgeführt.

**Cumaronharze** aus den in den höheren Benzolfraktionen in großen Mengen vorhandenen polymerisablen Produkten (Cumaron, Inden) erhältlich;

**Acetaldehydharze** aus Acetaldehyd darstellbar, der seinerseits durch katalytische Wasseranlagerung an Acetylen gewonnen wird;

**Vinylpolymerisate** aus Acetylen durch Anlagerung von Essigsäure erhältlich;

**Glyptale** aus Phthalsäure (die durch Oxydation von Naphthalin mit Luft gewonnen wird) und Glycerin (aus Fetten oder durch Vergärung von Zucker erzielbar);

**Phenoplaste** aus Phenolen (Stein- und Braunkohlenteerdestillaten) und Formaldehyd (aus Wassergas über Methylalkohol erhältlich);

**Aminoplaste** aus Harnstoff (aus Kohlendioxyd und Ammoniak) und Formaldehyd;

usw. usw.

Man erkennt, daß tatsächlich die Rohstofffrage keine Schwierigkeiten bereitet, zumal wenn man bedenkt, daß sich Harze untereinander in ihren Anwendungen vielseitig vertreten können.

Das ist gegenüber der direkt katastrophalen Lage von 1914, wo sowohl Herstellung wie Anwendung der Kunstharze noch in den ersten Anfängen steckten, ein ganz enormer Fortschritt. Denn wenn, wie gesagt, auch unter normalen Verhältnissen eine Ausschaltung billiger Auslandsharze nicht möglich und vielleicht auch nicht zweckmäßig ist, so steht doch fest, daß die Kunstharzindustrie heute in Notzeiten genügend Möglichkeiten hätte, um nicht nur Harze, sondern vor allem auch gute Harze liefern zu können. Es handelt sich also um eine Industrie, deren Entwicklung und Gedeihen für Deutschland ganz besondere Bedeutung besitzt.

Alle Verfahren zur Herstellung von Kunstharz laufen darauf hinaus, Stoffgemische zu schaffen, deren einzelne Bestandteile zwar untereinander verschieden sind, gleichzeitig aber doch eine so weit gehende Artähnlichkeit aufweisen, daß gegenseitiges Lösevermögen verbürgt ist. Die Wege, auf denen dieses Ziel erreicht werden kann, sind äußerst vielseitige. Dabei ist es grundsätzlich nebensächlich, ob die benutzten Reaktionen zur Klasse der Polymerisationsprozesse gehören oder aber Kondensationen darstellen.

Unterschiede hinsichtlich der Reaktionsart machen sich indes dann bemerkbar, wenn man nicht gewöhnliches Harz erzielen will, sondern Produkte mit härtbaren Eigenschaften. Die Voraussetzungen hierzu sind immer dann gegeben, wenn die zur Bildung der Stoffgemische führenden Prozesse so weit getrieben werden können, daß mindestens ein gewisser Teil der Reaktionsprodukte zur Erzeugung von Makromolekülen angeregt werden kann, die sich dann in der Stoffmischung kolloidal verteilt vorfinden. Voraussetzung der Härtung ist also m. a. W. die Umwandlung der gewöhnlichen festen Lösungen „Harz“ in feste kolloidale Lösungen oder feste Gele.

Es ist bemerkenswert, daß auch die Reifung der Naturharze im Grunde genommen eine völlig gleichartige Veränderung der den rezenten Produkten zu Grunde liegenden Stoffgemische herbeiführt. Da die härtbaren Kunstharze hinsichtlich der neu erworbenen Eigenschaften völlige Analoga der Kopal- und Bernstein sind, ergibt sich also die Regel, daß der Übergang fester Lösungen in feste Gele ganz allgemein eine Verbesserung der mechanischen Eigenschaften bei gleichzeitiger Herabsetzung von Löslichkeit und Schmelzbarkeit zur Folge hat. Man kann also gewissermaßen künstlichen Bernstein usw. unabhängig von der stofflichen Zusammensetzung lediglich auf Grund der Schaffung eines artgleichen Zustandes erzielen. Damit allein sind die Möglichkeiten aber nicht erschöpft, indem auf die angedeutete Weise nicht nur bernsteinartige Produkte erhalten werden können, sondern auch

Stoffe vom Charakter des Schildpatts, Horns, Elfenbeins, Glas usw.

Alle diese künstlichen Produkte werden heute unter der Sammelbezeichnung „Kunststoffe“ zusammengefaßt. Ihre enorme Bedeutung liegt nicht allein darin, daß sie für die vorgenannten Naturprodukte usw. als sogar sehr vollkommener Ersatz dienen können, sondern gründet sich vor allem auf die überaus leichte und vielseitige Art der Verarbeitung. Vor allem spielen dabei rein mechanische Verformungsverfahren eine wichtige Rolle, welche auf das Vorliegen von entweder Schmelzbarkeit oder aber Thermoplastizität gegründet sind, wie Gießen, Prägen, Spritzen in der Wärme unter Druck, heiße Verpressung. Da hierbei der Größe und Kompliziertheit der Objekte unbeschadet sogar sehr weitgehender Formgenauigkeit keine besonderen Grenzen gezogen sind, eignen sich Kunststoffe mit besonderem Vorteil zur Herstellung von Massenartikeln der verschiedensten Art.

Die Voraussetzung für Bildung von Makromolekülen der hier in Betracht kommenden Art ist nur in wenigen Fällen gegeben. Der Molekülzusammenschluß kann dabei entweder durch sogenannte Polymerisation, d. h. einfache Molekülzusammenlagerung, bewirkt werden, läßt sich aber auch durch hinreichend fortgesetzte Kondensationsprozesse herbeiführen. Im Endeffekt bedingt das gewisse Unterschiede. Denn während bei Polymerisationen der Uebergang der festen Lösungen in die festen Gele verhältnismäßig langsam und vor allem ganz allmählich (also ohne deutlich unterscheidbare Zwischenstufen) statthat, vollzieht sich die entsprechende Umwandlung bei Kondensationsprozessen geeigneter Art direkt schlagartig und unter Durchlaufung eines charakteristischen Zwischenstadiums. Praktisch wirkt sich dies dahin aus, daß man Polymerisationskunststoffe nur als solche, d. h. als von vornherein fertige Erzeugnisse verarbeiten kann. Bei Kondensationskunststoffen besteht dagegen die Möglichkeit einer Verarbeitung der durch Löslichkeit und Schmelzbarkeit ausgezeichneten Vorstufen mit anschließender Erzeugung des eigentlichen Kunststoffs am fertigen Objekt, was eine besondere Mannigfaltigkeit der Methoden zuläßt. Da weiterhin Polymerisationskunststoffe zwecks Erhaltung einer ausreichenden Plastizität nur in mittleren Polymerisationsstufen verwendet werden können, zeigen alle diese Produkte auch immer Löslichkeit oder Quellbarkeit in gewissen Lösungsmitteln bei Schmelzbarkeit oder wenigstens Thermoplastizität. Beides beeinträchtigt natürlich die Anwendbarkeit, weshalb es wichtig ist, daß bei Kondensationskunststoffen wegen der besonderen Verarbeitungsmöglichkeiten diese Beschränkungen entfallen. Diese Produkte können also in maximaler Härte,

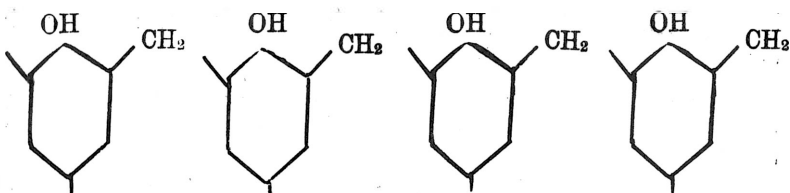
bei fast absoluter thermischer Festigkeit und absoluter Unlöslichkeit, zur Anwendung gelangen.

Um das Gesagte näher zu belegen, sei das Wesen der verschiedenen Kunststofftypen an entsprechenden charakteristischen Beispielen kurz erläutert.

Alle Polymerisatkunststoffe sind Polymerisate sogenannter Vinylverbindungen der allgemeinen Formel  $\text{CH}_2 = \text{CH X}$ , wobei X irgend einen negativen Substituenten bedeutet. Der Molekülzusammenschluß führt allgemein zu Produkten  $-(\text{CH}_2-\text{CH X})_x-$ , wobei die Werte von x (Polymerisationskoeffizient) die verschiedenste Größe (zwischen 2 und 500 bis etwa 1000) annehmen können. Die Polymerisation selbst kann durch Wärme, Licht, Peroxyde, Natrium, Katalysatoren wie Zinn-4-chlorid, usw. bewirkt werden und verläuft anfangs schnell, späterhin immer langsamer, wobei sich in jedem Fall Polymerisatgemische bilden, die als feste Lösungen (d. h. Harz) in Erscheinung treten. Wirksame Makromoleküle setzen Polymerisationsstufen der Größenordnung  $x = 30$  bis 50 und darüber voraus, doch steht der Erreichung dieser Werte ein gewisser Widerstand entgegen, indem sich für jedes Polymerisationsmittel Gleichgewichte bestimmter Größenordnung ausbilden. Der langsame Ablauf der Polymerisation hängt indes nicht nur hiermit zusammen, sondern findet seine Ursache vor allem auch in zunehmenden Orientierungsschwierigkeiten. Denn alle Molekülvergrößerungen setzen ja voraus, daß die allein reaktionsfähigen Enden der zur Ausbildung gelangenden Faden- oder Kettenmoleküle in solche gegenseitige Annäherung gelangen, daß der Molekülzusammenschluß erfolgen kann. Dazu sind unabhängig von der Länge der Ketten im Hinblick auf das Vorhandensein von stets nur zwei reaktionsfähigen Stellen immer je drei Möglichkeiten der Orientierung gegeben, was also automatisch den Fortschritt der Reaktion bei Erreichung höherer Polymerisationsgrade hemmt und gleichzeitig auch erklärlich macht, daß irgend welche charakteristischen Zwischenstufen nicht erkennbar sind.

Diese Verhältnisse zwingen dazu, Polymerisatkunststoffe im gesonderten Verfahren, d. h. also mit von vornherein festliegenden Eigenschaften herzustellen und dabei auf Erzielung maximaler Effekte von vornherein zu verzichten.

Ganz anders ist dagegen das Bild bei Kondensationskunststoffen, wie man es auf Grund neuester Forschungen bei den Phenoplasten heute ziemlich sicher zeichnen kann. Die grundlegende Reaktion besteht in der Kondensation von Phenolen mit Formaldehyd, wobei Kettenmoleküle der folgenden Art entstehen:



Sind die Phenolreste so beschaffen, daß die in p-Stellung zur OH-Gruppe befindlichen H-Atome durch irgend welche Reste (Methyl) ersetzt sind, dann können die Ketten nur am ersten bzw. letzten Phenolkomplex weiterwachsen. Es liegen dann also ganz ähnliche Verhältnisse vor wie bei Polymerisatketten, d. h. es gibt unabhängig von der Kettenlänge wegen der nur zwei reaktionsfähigen Stellen lediglich drei Orientierungsmöglichkeiten, was automatisch zu einer ständigen Verlangsamung und schließlich zum praktischen Stillstand der Reaktion führen muß.

Ist hingegen, wie durch die Formel angedeutet, die p-Stellung zur OH-Gruppe unbesetzt, dann kann auch in diesen Positionen ein Kettenwachstum durch Ausbildung neuer Methylenbrücken stattfinden. Die Zahl der reaktionsfähigen Stellen vermehrt sich also um die Zahl der in einer Kette vorhandenen Kerne, würde in einer Fünferkette also 7 betragen. Für die Ausbildung einer Zehnerkette infolge Einbaues einer Methylenengruppe würden jetzt also 28 Orientierungsmöglichkeiten gegeben sein. Für den weiteren Zusammenfluß von Zehnerketten zu Zwanzigerketten aber würden bereits 78 Orientierungsmöglichkeiten bestehen und für Entstehung von Vierzigerketten aus Zwanzigerketten sogar 253 günstige Lagerungen. Man sieht also, daß unter den gemachten Voraussetzungen jetzt sogar ein direkter Anreiz zu weiterem Molekülzusammenschluß gegeben ist, weshalb es nicht überrascht, daß die Ausbildung der Makromoleküle (und damit der festen Gele) direkt schlagartig einsetzt.

Selbsttendend wird die Reaktion keineswegs auf Molekülzusammenschlüsse der angedeuteten Art beschränkt bleiben. Vielmehr ist sicher, daß sich zwischen den einzelnen Kettengliedern auch mehrere Methylenbrücken ausbilden werden bzw. daß auch kürzere Kettenglieder sich einfügen. Auf jeden Fall kommt es aber zu einer ständig zunehmenden Verfestigung der anfänglichen Makrokomplexe, die, wenigstens theoretisch, ihr Ende erst dann findet, wenn die gesamte Harzmasse in den Zustand eines einzigen großen Moleküls zusammengetreten ist.

Außerlich wird sich diese Reaktionsfolge dadurch kenntlich machen müssen, daß erst eine feste Lösung Harz auftritt, bei welcher Löslichkeit und Schmelzbarkeit vorliegt. In diesem Zustand spricht man von „Anfangs“harz oder „A“-Harz (bei Phenoplasten von „Resol“). Infolge der schnell einsetzenden weiteren und noch verhältnismäßig lockeren Verfestung wird dann, und zwar schlagartig, ein Stadium zu erwarten sein, wo zwar schon eine feste kolloidale Lösung vorliegt, aber noch ähnliche Gesamteigenschaften gegeben sind, wie bei Polymerisatharzen, d. h. Quellsbarkeit und Thermoplastizität. Dieser Zustand ist der eines „Zwischen“produktes oder „B“-Harzes (bezw. bei Phenoplasten „Resitols“). Anschließend kommt es dann zur Bildung des eigentlichen „End“-produktes oder „C“-Harzes (bei Phenoplasten „Resits“).

Es entspricht durchaus der hier entwickelten theoretischen Vorstellung, daß die Resitstufe, also das wirkliche Endprodukt, bei Phenoplasten nur dann erreicht wird, wenn man als Phenolkomponenten Phenol und m-Kresol benutzt, d. h. solche Phenolprodukte, bei denen die ausreichende Zahl reaktionsfähiger Stellen gegeben ist. o- und p-Kresol dagegen liefern, wieder in Übereinstimmung mit der Theorie, lediglich resitolartige Produkte, aber keine Vollresite.

Verständlich ist jetzt auch, weshalb Resitprodukte neben fast absoluter thermischer Festigkeit eine vollkommene Unlöslichkeit aufweisen müssen. Tatsächlich ist ja für Anlagerung ausreichender Lösungsmittelmengen gar keine Möglichkeit gegeben, weil der vorliegende geschlossene Makrokomplex dem Eindringen der Lösungsmittelmoleküle einen unüberwindlichen Widerstand entgegen setzen muß.

Das gleiche Aufbauprinzip, wie es bei Phenoplasten heute als sicher gelten kann, ist auch für Aminoplaste anzunehmen und gilt weiterhin auch für die Glyptalharze. Man kann aber auch noch andere Produkte erwarten, die in ähnlicher Weise gebildet werden, und darf voraussagen, daß sie infolge der besonderen Aufbauart die Eigenschaften härthbarer Harze besitzen werden.

Zusammenfassend ergibt sich also, daß ein Gebiet, auf welchem noch vor wenigen Jahren eine völlige Unklarheit herrschte, heute der Erkenntnis so weit erschlossen werden konnte, daß die für weitere Fortschritte unerläßliche klare Zielsetzung keinerlei Schwierigkeiten mehr bereiten kann.



# Statistik

über Lehrer und Abiturienten des Staatl. Realgymnasiums  
(1885—1935).

## Der Nationalsozialismus und die Anstalt.

Von Oberstudiendirektor Fr. Grabs.

Die folgenden statistischen Zusammenstellungen wollen nichts weiter sein als eine Ergänzung zu den vorhergehenden Abhandlungen, die vom Leben und Schaffen an unserer Schule in den letzten hundert Jahren berichten. Die erste Liste nennt Lehrer, die seit 1885 bis zur Gegenwart an unserer Anstalt tätig waren, und setzt damit die Tabelle fort, die Realgymn.-Direktor Dr. Wiesing zur Fünzigjahrfeier des Realgymnasiums 1885 veröffentlicht hat. Hieran schließt sich das Verzeichnis der 557 Abiturienten des letzten halben Jahrhunderts. Leider verbot es der Raummangel, hier noch einmal die 210 Namen usw. der ehemaligen Schüler und Lehrer unserer Schule zu nennen, die im großen Kriege ihr Leben für das Vaterland ließen. Aber sie stehen ja in goldenen Lettern verzeichnet auf dem schönen Ehrenmal in der Aula, das wir den toten Helden endlich im Jahre 1926 weihen konnten, und in dem von der Schule in demselben Jahre herausgegebenen Schriftchen „Dem Gedächtnis seiner Gefallenen — das Staatl. Realgymnasium zu Nordhausen“, das auch im Buchhandel erschienen ist.

Am dieses Ehrenmal scharten wir uns in den schlimmen Zeiten politischer Verirrung gar oft in ernster Andacht; die neuen Sertaner blickten zu ihm auf in ehrfürchtigem Erschauern, wenn sie das erste Mal die Aula betraten, und die Abiturienten grüßten es mit brennendem Herzen, wenn sie schieden. Die beiden Inschriften des Ehrenmals: „Niemand hat größere Liebe“, „Victi invictis victuri“ sprachen gar eindringlich zu ihnen allen, und das zu einer Zeit, da man draußen nichts wissen und am liebsten nichts hören wollte vom tiefen Sinn solches Opfertodes und der schweren Verpflichtung, die der deutschen Jugend auferlegt ward, dieses Erbe der Gefallenen zu hüten.

Unsere Schule kann mit berechtigtem Stolz darauf hinweisen, daß hier niemand die Knie beugte vor den Götzen jener Zeit, daß hier alle Arbeit nur e i n Ziel hatte: Die Erziehung unserer Jungen zu christlichen deutschen Menschen. Dafür hatte die Schule mancherlei Anfeindungen zu erdulden und wurde häufig denunziert, ohne daß dadurch die Grundeinstellung irgendwie geändert worden wäre. Zahlreich waren die Schüler, die bei den verschiedenen Bünden für das ersehnte neue Deutschland tätig waren (Pfadfinder, Wehrwolf, Jungstahlhelm u. a. sowie Lehrgänge für Wehrhaftigkeit und Waffendienst). Die nationalsozialistische Bewegung fand in unseren Reihen sehr früh begeisterte Anhänger und Kämpfer; auch sie wurden wiederholt denunziert, aber die Schule hat sie zu schützen gewußt. Als der verewigte große Marschall Hindenburg dann Adolf Hitler zum Reichstanzler berief, bekannte sich unsere Schule begeistert zum Dritten Reich. „Dienst an Volk und Vaterland“, „Opfer für die Volksgemeinschaft“, „Kampf für deutsche Ehre und Freiheit“, „Kampf für Reinheit und Sauberkeit in strenger Selbstdisziplin, Treue und Gehorsam, heroische Lebensauffassung und deutsch-christliche Gläubigkeit“ waren ja für uns nicht leere Begriffe, sondern sehnlichstes Hoffen und stärkster Antrieb zugleich! Dem neuen Deutschland galt unsere Arbeit und freudige Hingabe, sie gilt ihm heute erst recht. Wir stark auch die Schülerschaft in Begeisterung bestrebt ist, in der nationalsozialistischen Bewegung mitzubauen am neuen Reich, das zeigt der Umstand, daß im 100. Schuljahr 183 Jungen dem Jungvolk angehörten, darunter eine ganze Anzahl in führender Stellung, 112 der Hitlerjugend, 10 der SA., 3 der SS., 3 dem DLV., 268 dem BDM.

Wie einstmals 1914 unsere Schüler dem Ruf des Vaterlandes folgten und zur Waffe griffen, so zeigt die neue Jugend unseres Realgymnasiums nicht minder die Freudigkeit, dem Rufe zu folgen: „Alles für Deutschland“.

D. D. B. B.

## I.

## Die Lehrer des Realgymnasiums von 1885–1935.

Nicht erwähnt sind die, die kürzere Zeit als ein Halbjahr wirkten.

Abkürzungen: G. = Gymnasium, Rg. = Realgymnasium, O.R. = Oberrealschule, Rfg. = Reformrealgymnasium, Rpg. = Realprogymnasium, Dir. = Direktor, Prof. = Professor, O.L. = Oberlehrer, Stud.R. = Studienrat, H.L. = Hilfslehrer, Sem. = Seminarkandidat, Prob. = Probekandidat, Stud.Ref. = Studienreferendar, Stud.Ass. = Studienassessor, i. Ruhef. = im Ruhestande.

Die Namen der zur Zeit am Realgymnasium wirkenden Lehrer sind fettgedruckt.

| Nr. | Zu- und Vorname           | Amts-dauer | Amtseigenschaft<br>an der Anstalt | Letzte Stellung  |
|-----|---------------------------|------------|-----------------------------------|--|
| 1   | Albrecht, Richard         | 1919       | Stud.Ass.                         | Stud.R. in Meuselwitz  |
| 2   | Amram, William            | 1895–96    | Prob.                             | Prof. i. Duisburg  |
| 3   | Apel, Wilhelm             | 1901–18    | Prof.                             | i. Ruhef., † 1918 i. Nordh.                                    |
| 4   | Baake, Wilhelm, Dr. phil. | 1909–20    | O.L.                              | Studiendir. i. Ruhef.<br>Wiesbaden                             |
| 5   | Baas, Hermann             | 1891–99    | Prof.                             | i. Ruhef. †  |
| 6   | Baumgart, Arnold          | 1916       | Sem.                              | Stud.Ass., † 14. 10. 1918 an<br>d. Folgen einer Kriegsbeschäd. |
| 7   | Bedder, Karl, Dr. phil.   | 1911–12    | Sem.                              | Oberstudiendir. i. Halle a./S.<br>O.R.                         |
| 8   | Bentendorff, Paul         | 1910       | Sem.                              | Stud.R. Frankfurt a. O., Rg.                                   |
| 9   | Bilfinger, Gustav         | 1921       | Stud.Ref.                         | Stud.R. i. Kassel, Rg.   |
| 10  | Blau, Otto                | 1912       | Sem.                              | ausgeschieden, 1915 gefallen                                   |
| 11  | Bluhm, Bruno, Dr. phil.   | 1908       | Sem.                              | Stud.R. i. Bartenstein, G.                                     |
| 12  | Bochow, Karl, Dr. phil.   | 1907–24    | Prof.                             | Studiendir. i. Ruhef.<br>Nordhausen                            |
| 13  | Bodemeyer, Ferdinand      | 1906–10    | Realgymnasialdirektor<br>Gefangl. | † 14. VI. 1917 (gefallen)                                      |

| Nr. | Zu- und Vorname                | Amts-dauer | Amtseigenschaft<br>an der Anstalt | Letzte Stellung                                |
|-----|--------------------------------|------------|-----------------------------------|--|
| 14  | Bollmann, Gerhard              | 1933–34    | Stud.Ref.,                        | Stud.Ass.                                      |
| 15  | Braunschön, Ludwig             | 1922       | Stud.Ref.                         | Stud.R. i. Salzweil, O.Ly.                     |
| 16  | Büchner, Max                   | 1912–13    | Sem.                              | Stud.R. i. Stendal, Gymn.                      |
| 17  | Burghardt, Wilhelm             | bis 1923   | Oberschullehrer                   | Oberschull. i. Ruhef., Nordh.                  |
| 18  | Buzello, Herbert, Dr. phil.    | 1912–13    | Sem.                              | Stud.R. i. Wanne-Eidel, Rg.                    |
| 19  | Chwatal, Bruno                 | 1911–12    | Sem.                              | Stud.R. i. Wilhelmshaven<br>O.Ly.              |
| 20  | Damaske, Erwin                 | seit 1933  | Zeichenl.                         |  |
| 21  | Dannemann, Albert              | 1901–10    | Sem.                              | Stud.R. i. Ploen, B.A.                         |
| 22  | Deichert, Karl                 | 1870–95    | Prof.                             | i. Ruhef. †                                    |
| 23  | Diederichs, Ernst, Dr. phil.   | seit 1921  | Stud.R.                           |  |
| 24  | Donadt, Theodor                | 1877–88    | Elementar- u. H.L.                | i. Ruhef. †                                    |
| 25  | Dreßler, Arnold, Dr. phil.     | 1907       | wissenschaftl. H.L.               | Stud.R. i. Euhl, O.R.                          |
| 26  | Driedger, Otto, Dr. phil.      | 1908       | wissenschaftl. H.L.               | Stud.R. in Köslin                              |
| 27  | Dühr, August, Dr. phil.        | 1895–1904  | Prof.                             | Prof. i. Ruhef.                                |
| 28  | Duwalb, Franz                  | 1890–95    | Kaplan, kath. Rel.L.              |  |
| 29  | Ede, Walter                    | 1913–21    | Stud.R.                           | Stud.R. i. Ruhef. i. Erfurt                    |
| 30  | Ednig, Richard                 | 1907–08    | Sem.                              | Stud.R. i. R.<br>in Brandenburg                |
| 31  | Edner, Franz                   | 1914       | Sem.                              | 24. II. 1915 gefallen                          |
| 32  | Eller, Erich                   | 1914–15    | Sem.                              | Stud.R. i. Naumburg a./S.<br>Gymn.             |
| 33  | Engelhardt, Hermann, Dr. phil. | 1919       | Stud.Ass.                         | Stud.R. i. Nordh. O.Ly.                        |
| 34  | Faust, Wilhelm, Dr. phil.      | 1904–11    | O.L.                              | Oberstudiendir. i. Hirschb., St.A.<br>i. Schl. |
| 35  | Fiedler, Heinrich              | 1927       | Stud.Ass.                         | Stud.R. am Rg. i. Erfurt                       |
| 36  | Finkenwirth, Walter, Dr. phil. | 1913       | Sem.                              | Stud.R. am Rg. i. Kassel                       |
| 37  | Fischer, Karl                  | seit 1925  | Oberschull. (Turnl.)              |  |

# Die Lehrer des Realgymnasiums (Fortsetzung)

| Nr. | Zu- und Vorname              | Amts-dauer<br>an der Anstalt | Amtseigenschaft        | Letzte Stellung                        |
|-----|------------------------------|------------------------------|------------------------|--|
| 38  | Fischer, Fritz               | 1909                         | Sem.                   | Stud.N. a. Ag. Neuruppin               |
| 39  | Freitag, August              | 1912—19                      | D.L.                   | 22. X. 1918 gefallen                   |
| 40  | Fritzsche, Ernst, Dr. phil.  | 1912—13                      | Sem.                   | Stud.N. i. Dessau, D.N.                |
| 41  | Früh, Armin                  | 1874—94                      | Musikdir., Gefangl.    | † 9. I. 1894 i. Nordb.                 |
| 42  | Fuhlrott, Bruno              | 1924—26                      | Stud.N.                | Stud.N. a. Gymn. i. Nordb.             |
| 43  | Garg, Werner                 | 1932—33                      | Stud.Aff.              | Stud.Aff. a. Gymn. i. Nordb.           |
| 44  | Gaßmann, Woldemar, Dr. phil. | seit 1920                    | Stud.N.                |  |
| 45  | Gebensleben, Heinrich        | 1884—91                      | D.L.                   | Prof. i. Ruhef. i. Ilfeld              |
| 46  | Giese, Hermann               | 1920                         | Stud.Aff.              | Stud.Aff. i. Privatschuldienst         |
| 47  | Grabs, Fritz                 | seit 1925                    | Oberstudiendir. d. Ag. |  |
| 48  | Gronau, Fritz                | 1913—14                      | Sem.                   | 24. IV. 1915 gefallen                  |
| 49  | Große, Alfred, Dr. phil.     | 1911—12                      | Sem.                   | Stud.N. i. Queblinburg, D.N.           |
| 50  | Grüber, Viktor               | 1914—15                      | Sem.                   | Oberstudiendir. i. Hamburg             |
| 51  | Haase, Hermann, Dr. phil.    | 1889—1910                    | Prof.                  | Prof. i. Ruhef. i. Mörz                |
| 52  | Härtel, Otto                 | 1911—12                      | Sem.                   | Stud.N. i. Hannover, Krg.              |
| 53  | Hampel, Fritz                | 1907—08                      | Sem.                   | Stud.N. i. Mühldhausen, D.N.           |
| 54  | Handschug, Paul              | 1911—12                      | Sem.                   | Stud.N. i. Friedenau, Ag.              |
| 55  | Harring, Willi, Dr. phil.    | 1909—13                      | D.L.                   | Oberstudiendir. a. Gymn.<br>i. Neuwied |
| 56  | Hause, Ernst, Dr. phil.      | 1897—1910                    | Prof.                  | † 25. I. 1931 i. Ruhef.<br>i. Nordb.   |
| 57  | Havemeister, Gustav          | 1894—1920                    | Zeichenl.              | i. Ruhef. † 1932 i. Nordb.             |
| 58  | Heinemann, Ulrich, Dr. phil. | 1908—09                      | Sem.                   | D.St.Dir. Kottbus                      |
| 59  | Helmstaedt, Paul, Dr. phil.  | seit 1929                    | Stud.N.                |  |
| 60  | Henning, Paul, Dr. phil.     | 1933                         | Stud.Aff.              | Stud.Aff. i. Erfurt                    |
| 61  | Herold, Joseph               | 1884—89                      | Kaplan, kath. Rel.L.   |  |
| 62  | Herrmann, Kurt, Dr. phil.    | 1909                         | Sem.                   | Stud.N. i. Burg, L.                    |

| Nr. | Zu- und Vorname               | Amts-dauer<br>an der Anstalt | Amtseigenschaft        | Letzte Stellung   |
|-----|-------------------------------|------------------------------|------------------------|---|
| 63  | Heusing, Paul                 | 1914                         | Sem.                   | 18. X. 1914 gefallen  |
| 64  | Heusmann, Heinrich, Dr. phil. | 1919                         | Stud.Ref.              |   |
| 65  | Himstedt, August, Dr. phil.   | 1903—10                      | Prof.                  | Prof. i. Ruhef. † 2. III. 1931<br>in Jena                     |
| 66  | Hinze, Carl                   | 1889—90                      | Wissenschaftl. S.L.    | Stud.N. i. Ruhef. i. Schweß                                   |
| 67  | Hinze, Ernst, Dr. phil.       | 1907—08                      | Sem.                   | Stud.N. i. Merseburg, Gymn.                                   |
| 68  | Hinze, Georg                  | 1866—88                      | Elementar- u. Hilfsl.  | i. Ruhef.   |
| 69  | Hoechst, Werner               | 1933—34                      | Stud.Ref.              | Stud.Aff.   |
| 70  | Höbmann, Karl                 | 1913                         | Sem.                   | Stud.N. a. Ag. i. Kassel                                      |
| 71  | Hoffmann, August              | 1889—93                      | Wissenschaftl. S.L.    | Prof. i. Erfurt, Studienanst.<br>† 28. X. 26                  |
| 72  | Hoffmann, Bernhard, Dr. phil. | 1881—1902                    | D.L., Prof.            | Gymnasialdir. i. Ruhef.<br>† 19. X. 28 i. Nordb.              |
| 73  | Hoffmann, Leopold, Dr. phil.  | 1889—90                      | Wissenschaftl. S.L.    | Prof. i. Schwelm  |
| 74  | Hoffmann, Otto, Dr. phil.     | 1912—32                      | Prof., Stud.N.         | Prof. i. Ruhef. i. Nordb.                                     |
| 75  | Hoffmann, Paul                | 1919—11                      | Sem.                   | D.L. i. Mgd. Kloster u.L. Fr.<br>gefallen 17. III. 15         |
| 76  | Hoffmann, Paul                | 1911—12                      | Sem.                   | Stud.N. i. Hamburg, D.N.                                      |
| 77  | Hofmann, Albin, Dr. phil.     | 1911—12                      | Sem.                   | Stud.N. i. Frankfurt a./M.<br>Musterschule                    |
| 78  | Hoge, Willy                   | 1907—08                      | Sem.                   | Stud.N. i. Zeitz, Ag.   |
| 79  | Hunzinger, Wilhelm            | seit 1923                    | Dechant, kath. Rel.L.  |   |
| 80  | Hübner, Ernst                 | 1911                         | Sem.                   |   |
| 81  | Illing, Ernst, Dr. phil.      | 1924—34                      | Studiendir.            | Stud.N. i. Salzwedel, G.                                      |
| 82  | Illner, Robert                | 1883—1906                    | Realgymnasiallehrer    | Studiendir. i. Ruhef. i. Nordb.                               |
| 83  | Isede, Alfred                 | 1895—98                      | Kaplan u. kath. Rel.L. | i. Ruhef., † i. Nordhausen                                    |
| 84  | Jahr, Paul                    | 1912—14                      | Turnl.                 |   |
| 85  | Jander, Erich                 | 1924—25                      | Stud.Aff.              | 27. VII. 1918 gefallen<br>Stud.N. a. Domgymn.<br>i. Magdeburg |

# Die Lehrer des Realgymnasiums (Fortsetzung)

| Nr. | Zu- und Vorname                | Amts-dauer<br>an der Anstalt | Amtseigenschaft     | Letzte Stellung                                   |
|-----|--------------------------------|------------------------------|---------------------|---|
| 86  | Janitz, Hermann                | 1914—15                      | Sem.                | Stud.N. a. Gymn. i. Nordh.                        |
| 87  | Janz, Willy                    | 1933—34                      | Zeichen- u. Sportl. | Gymn. i. Nordh.                                   |
| 88  | Jelke, Gustav                  | 1887—88                      | Wissenschaftl. S.L. | Prof. i. Sondershausen, Gymn.                     |
| 89  | Kabisch, Siegfried, Dr. phil.  | 1918                         | Stud.Ass.           | Stud.N. i. Bremen a. Gymn.                        |
| 90  | Kamprath, Kurt                 | 1920—21                      | Stud.Ass.           | Stud.N. i. Bittelsfeld, Ag.                       |
| 91  | Kauz, Wilhelm, Dr. phil.       | 1910—11                      | Sem.                | Oberl. i. Torgau, Gymn.<br>gefallen 14. XII. 1914 |
| 92  | Kewitsch, Georg, Dr. phil.     | 1892—95                      | Prof.               | Prof. i. Ruhest. †                                |
| 93  | Kiepert, Willi, Dr. phil.      | 1905—07                      | Wissenschaftl. S.L. | Stud.N. i. Neukölln, Ad.                          |
| 94  | Kirchhoff, Otto, Dr. phil.     | 1924—25                      | Stud.Ass.           | Oberstud.N. a. Gp. i. Wehlar                      |
| 95  | Kirmse, Ernst, Dr. phil.       | 1910                         | Sem.                | Stud.N. i. Torgau, G.                             |
| 96  | Klemm, Hans                    | 1929—33                      | Stud.N.             | Stud.N. i. Ruhest.                                |
| 97  | Kloppe, Hermann, Dr. phil.     | 1873—1909                    | Prof.               | Prof. i. Ruhest. † 1916                           |
| 98  | Knaake, Friedrich              | 1880—97                      | O.L.                | Prof. i. Ruhest. † 1913                           |
| 99  | Knorr, Erich                   | 1930                         | Stellv. Musfkl.     | Organist i. Nordh.                                |
| 100 | König, Walter, Dr. phil.       | 1922                         | Stud.Ass.           | Stud.N. i. Charlottenburg,<br>Augustaschule       |
| 101 | Kowalski, Gustav               | 1908—09                      | Sem.                | Oberl. i. Stralsund,<br>gefallen 21. VII. 1915    |
| 102 | Krenzlin, Christian, Dr. phil. | 1853—98                      | Prof.               | Prof. i. Ruhest. † 1919<br>in Nordhausen          |
| 103 | Krieghoff, Robert              | 1887—1912                    | Realgymnasiallehrer | i. Ruhest. †                                      |
| 104 | Krug, Otto                     | 1910—11                      | O.L.                | Oberl. † 9. II. 1911                              |
| 105 | Kühlmann, Friedrich            | 1926—29                      | Oberschullehrer     | i. Ruhest. i. Berlin                              |
| 106 | Kuhfahl, Heinrich              | 1891—92                      | O.L.                | Prof. i. Ruhest.<br>i. Landsberg a. W.            |

| Nr. | Zu- und Vorname                    | Amts-dauer<br>an der Anstalt | Amtseigenschaft        | Letzte Stellung   |
|-----|------------------------------------|------------------------------|------------------------|---|
| 107 | Kummer, Christian                  | 1884—95                      | Prob.                  | Prof. i. Gelsenkirchen                                  |
| 108 | Kummer, Herbert                    | 1934—35                      | Stud.Ref.              | Stud.Ass. i. Erfurt                                     |
| 109 | Laeger, Otto, Dr. phil.            | 1890—96                      | wissenschaftl. S.L.    | Prof. i. Ruhest. i. Magdeburg                           |
| 110 | Langbein, Dr. phil.                | 1919                         | Stud.Ass.              | Stud.N. i. Stahfurt, Ag.                                |
| 111 | Lange, Richard, Dr. phil.          | 1904—05                      | wissenschaftl. S.L.    | Stud.N. i. Oschersleben                                 |
| 112 | Lehmann, Oskar, Dr. phil.          | 1912—13                      | Sem.                   | Stud.N. i. Lützenwalde, Ag.                             |
| 113 | Lehmann, Walter, Dr. phil.         | seit 1934                    | Stud.Ass.              |   |
| 114 | Lerche, Emil                       | 1914—15                      | Sem.                   | Stud.N. i. Erfurt, O.Ly.                                |
| 115 | Liebau, Ottomar                    | seit 1910                    | Oberstudienrat         |   |
| 116 | Liebeskind, Walter                 | 1922                         | Stud.Ass.              | Stud.N. i. Delitzsch, OA.                               |
| 117 | Lindenhan, Eduard                  | 1923—28                      | Musikdirektor, Stud.N. | † 21. V. 1934 i. Ruhest.<br>in Nordhausen               |
| 118 | Lippold, Bernhard                  | 1903                         | wissenschaftl. S.L.    | Stud.N. i. Torgau                                       |
| 119 | Löffler, Johannes                  | 1933—34                      | Oberschullehrer        | Oberschull. a. d. Mittelschule<br>in Nordhausen         |
| 120 | Loosch, Reinhard, Dr. phil.        | 1885—86                      | Prob.                  | Prof. i. Ruhest. i. Schrimm<br>† 13. X. 1917            |
| 121 | Lübke, Max                         | 1906—07                      | Prob.                  | Stud.N. i. Oschersleben                                 |
| 122 | Lübers, Hermann, Dr. phil.         | 1908—09                      | Sem.                   | Stud.N. i. Köpenick                                     |
| 123 | Maeder, Otto                       | 1909—18                      | Realgymnasiallehrer    | i. Ruhest. †  |
| 123 | Magerowicz, Hans, Dr. phil.        | 1923                         | Stud.Ref.              | Stud.N. i. Elsterwerda<br>Aufbauschule                  |
| 124 | Mangold, Hans-Werner,<br>Dr. phil. | 1913—14                      | Sem.                   | Stud.Dir. i. Milittsch, Ag.                             |
| 125 | Marlier, Walter                    | 1909                         | Sem.                   | Oberl. a. Gymn. i. Schleusingen<br>gefallen 17. X. 1917 |
| 126 | Matthes, Gustav                    | 1886—87                      | Prob.                  | Ober-Stud.N. i. Magdeburg i. N.                         |
| 127 | Meinede, Franz, Dr. phil.          | seit 1923                    | Stud.N.                |   |
| 128 | Merbach, Walter                    | 1933—34                      | Stud.Ref.              | Stud.Ass. i. Bischoffstein                              |

# Die Lehrer des Realgymnasiums (Fortsetzung)

| Nr. | Zu- und Vorname               | Amts-dauer<br>an der Anstalt | Amtseigenschaft                 | Letzte Stellung  |
|-----|-------------------------------|------------------------------|---------------------------------|--|
| 130 | Mehner, Walter                | 1919                         | Stud.Ref.                       | Stud.N. i. Oldenburg, Ag.  |
| 131 | Möller Johannes               | 1909—10                      | Prob.                           | Stud.N. i. Erfurt, D.N.  |
| 132 | Moldenhauer, Karl, Dr. phil.  | 1929—34                      | Stud.N.                         | Stud.Dir. i. Glatow, Mrg.  |
| 133 | Müller, Heinz                 | 1934—35                      | Stud.Ass.                       | Stud.Ass. i. Potsdam   |
| 134 | Müller, Max, Dr. phil.        | 1924                         | Stud.Ass.                       | Stud.N. i. Pantow, D.N.  |
| 135 | Nägler, Karl, Dr. phil.       | 1875—1909                    | Prof.                           | Prof. i. Rubest., † 1910   |
| 136 | Nath, Max, Dr. phil.          | 1903—07                      | Prof.,<br>Realgymnasialdirektor | Direktor des Ag. i. Pantow,<br>† 11. VII. 1913 i. Pantow             |
| 137 | Nebelung, Karl                | 1921                         | Stud.Ass.                       | Stud.N. i. Osterburg,<br>Aufbauschule                                |
| 138 | Reich, Werner                 | 1922                         | Stud.Ass.                       | Stud.N. i. Hannover, D.Ly.   |
| 139 | Ridel, Oswald                 | seit 1930                    | Stud.N.                         |  |
| 140 | Riemann, Konrad, Dr. phil.    | 1920—28                      | Stud.Ass.                       | Stud.N. i. Burg, Ag.   |
| 141 | Olbricht, Paul, Dr. phil.     | 1906—22                      | Prof.                           | Prof. i. Rubest. i. Nordb.   |
| 142 | Ostrowsky, Otto, Dr. phil.    | 1913                         | Sem.                            | Stud.N. i. Lantwisch, Ly.  |
| 143 | Otten, Georg, Dr. phil.       | 1910—21                      | Prof.                           | Prof. i. Rubest., † 24. 9. 1923<br>in Nordhausen                     |
| 144 | Peters, Hermann               | 1897                         | wissenschaftl. S.L.             |  |
| 145 | Petersen, Hans                | seit 1918                    | Stud.N.                         |  |
| 146 | Petry, Artur, Dr. phil.       | 1906—22                      | Prof.                           | Prof. i. Rubest. i. Nordb.<br>† 3. III. 1932<br>freiwillig ausgesch. |
| 147 | Pföhner, Ferdinand, Dr. phil. | 1886—89                      | wissenschaftl. S.L.             | i. Rubest. i. Freiburg i. Br.  |
| 148 | Plaumann, Otto                | 1921—30                      | Zeichenl.                       | † 13. II. 1921 in russischer<br>Gefangenschaft in Omsk               |
| 149 | Polter, Richard               | 1914—23                      | Turnl.                          | Oberl. i. Wilmersdorf,<br>gefallen 19. XI. 1914                      |
| 150 | Prehn, August, Dr. phil.      | 1908                         | D.L.                            |  |

| Nr. | Zu- und Vorname                | Amts-dauer<br>an der Anstalt | Amtseigenschaft     | Letzte Stellung  |
|-----|--------------------------------|------------------------------|---------------------|--|
| 151 | Preuß, Hans                    | 1914                         | Sem.                | gefallen 8. IX. 1916                                   |
| 152 | Preußner, Wilhelm              | 1919—20                      | Stud.Ass.           | Stud.N. i. Hamm, D.N.                                  |
| 153 | Probandt, Karl, Dr. phil.      | seit 1933                    | Studiendirektor     |  |
| 154 | Proß, Robert                   | 1908—09                      | Sem.                | Oberl. i. Rubest.                                      |
| 155 | Quelle, Ferdinand, Dr. phil.   | 1906                         | wissenschaftl. S.L. | Stud.N. i. Berlin-Pantow, Ag.                          |
| 156 | Rabenald, Fritz, Dr. phil.     | seit 1934                    | Stud.N.             |  |
| 157 | Rabitz, Paul, Dr. phil.        | 1919                         | Stud.Ref.           | Stud.N. i. Sondershausen, Ag.                          |
| 158 | Radwiz, Richard, Dr. phil.     | 1876—90                      | ordentl. L. a. Ag.  | als ordentl. L. i. Rubest.<br>† 18. IX. 1891 in Bochum |
| 159 | Rathke, Richard                | 1875—87                      | Turnl.              | † 1887   |
| 160 | Reichel, Hugo, Dr. phil.       | 1912—24                      | Stud.N.             | Stud.Dir. i. Quedlinbg., Gymn.                         |
| 161 | Rettel, Ernst                  | 1908—09                      | Sem.                | Oberstud.N. i. Bitterfeld, Ag.                         |
| 162 | Rettig, Maximilian             | 1902—12                      | Prof.               | Prof. i. Rubest.<br>i. Wittstock, Gymn.                |
| 163 | Richwien, Alfons               | seit 1922                    | Stud.N.             |  |
| 164 | Rothe, Karl                    | 1894—96<br>1898—1913         | Prof.               | Prof., † 21. III. 1913 i. Nordb.                       |
| 165 | Rübenstrunk, Ernst, Dr. phil.  | seit 1921                    | Stud.N.             |  |
| 166 | Rummel, Alfred                 | 1907                         | wissenschaftl. S.L. | Oberstud.N. i. Halle, D.N.                             |
| 167 | Sachse, Albert                 | 1910—11                      | Prob.               | Stud.N. i. Halberstadt, D.N.<br>gefallen 25. IX. 1915  |
| 168 | Sabée, Leopold, Dr. phil.      | 1927—29                      | Stud.N.             | Stud.N., † 9. II. 1929, Nordb.                         |
| 169 | Schild, Robert                 | 1887—1914                    | Prof.               | Prof. i. Rubest. i. Nordb.,<br>† 20. IV. 1917          |
| 170 | Schmidt, Heinrich              | 1930—31                      | Stud.Ass.           | Stud.N. i. Halle, Ag.                                  |
| 171 | Schmidt, Otto                  | 1898—1901                    | wissenschaftl. S.L. | Prof. a. Gymn. i. Nordb.,<br>† 15. I. 1917             |
| 172 | Schneider, Bernhard, Dr. phil. | 1884—87                      | Prof.               | Prof. i. Altenburg, Ag.                                |
| 173 | Schönherr, Walter, Dr. phil.   | 1922—28                      | Stud.N.             | Stud.N. i. Tangermünde, Apg.                           |

# Die Lehrer des Realgymnasiums (Fortsetzung)

| Nr. | Zu- und Vorname              | Amts-dauer<br>an der Anstalt | Amtseigenschaft      | Letzte Stellung                                  |
|-----|------------------------------|------------------------------|----------------------|--|
| 174 | Schrader, Adolar             | 1855—93                      | Zeichenl.            | i. Ruheft. †                                     |
| 175 | Schröder, Alfred, Dr. phil.  | 1931                         | Stud. Ass.           | Stud. R. i. Halberstadt, Ag.                     |
| 176 | Schröder, Otto               | 1923                         | Stud. Ass.           | Stud. R. i. Euhl, O. R.                          |
| 177 | Schröter, Richard            | 1911—12                      | Sem.                 | gefallen 31. VII. 1916                           |
| 178 | Schüge, Karl                 | 1889—91                      | O. L.                | Prof. i. Siegen, Ag.                             |
| 179 | Schulze, Richard             | 1912—13                      | Sem.                 | Stud. R. i. Glogau, Ag.                          |
| 180 | Schumann, Wilhelm, Dr. phil. | 1882—1919                    | Prof.                | Prof., † 3. II. 1919 i. Nordh.                   |
| 181 | Schwabe, Norbert, Dr. phil.  | 1934—35                      | Stud. Ass.           | Stud. Ass. i. Zeitz, Lvg.                        |
| 182 | Seehaus, Otto                | seit 1920                    | Stud. R.             |  |
| 183 | Silberborth, Hans, Dr. phil. | seit 1913                    | Stud. R.             |  |
| 184 | Stache, Emil                 | 1887—1924                    | Prof.                | Prof. i. Ruheft., † 27. X. 1927<br>in Nordhausen |
| 185 | Stade, Paul, Dr. phil.       | 1909—10                      | Sem.                 | Oberl. i. Bensberg,<br>gefallen 10. VI. 1915     |
| 186 | Stadelmann, Martin           | 1922                         | Stud. Ass.           | Konrektor i. Beelitz                             |
| 187 | Steincke, Richard            | 1928—30                      | Russl.               | i. Ruheft. i. Nordh.                             |
| 188 | Streuer, Johannes            | 1931                         | Stud. Ass.           | Stud. Ass. i. Ruheft.                            |
| 189 | Tölle, Hermann               | 1919—20                      | Stud. Ref.           | Stud. R. i. Kassel, Ag. I                        |
| 190 | Thomas, Bruno                | 1923                         | Stud. Ass.           | Konrektor i. Erfurt                              |
| 191 | Treichel, Walter             | seit 1931                    | Russl.               |  |
| 192 | Vogel, Edhardt               | 1922—34                      | Stud. R.             | Stud. R., † 8. IX. 1934                          |
| 193 | Voigt, Herbert               | 1934—35                      | Stud. Ref.           | Stud. Ref. i. Erfurt                             |
| 194 | Volke, Martin, Dr. phil.     | seit 1919                    | Stud. R.             |  |
| 195 | Wagener, Otto                | 1909—20                      | Prof.                | Prof., † 2. VIII. 1920<br>in Nordhausen          |
| 196 | Wahl, Edgar, Dr. phil.       | 1920                         | Stud. Ass.           | Stud. R. i. Nordh., O. Lvg.                      |
| 197 | Walter, Richard, Dr. phil.   | 1895                         | wissenschaftl. S. L. | Prof. i. Eilenburg                               |

| Nr. | Zu- und Vorname             | Amts-dauer<br>an der Anstalt | Amtseigenschaft       | Letzte Stellung                          |
|-----|-----------------------------|------------------------------|-----------------------|--|
| 198 | Webbing, Georg, Dr. phil.   | 1904—06                      | Prob.                 | Stud. R. i. Merseburg, Gymn.             |
| 199 | Wehlert, Hans               | 1912—13                      | Sem.                  | Stud. R. i. Torgau, Gymn.                |
| 200 | Wendt, Hermann              | 1919                         | Stud. Ass.            | Stud. R. i. Nienburg, Lvg.               |
| 201 | Werwid                      | 1908—09                      | Sem.                  |  |
| 202 | Wiesing, Hermann, Dr. phil. | 1878—1903                    | Realgymnasialdirektor | i. Ruheft., † 21. XI. 1903<br>in Berlin  |
| 203 | Wildegrube, Max             | 1902—03                      | O. L.                 | Stud. R. i. Halle, O. R.                 |
| 204 | Wittig, Robert              | 1919                         | Stud. Ass.            | Stud. R. i. Salzweil, O. Lvg.            |
| 205 | Wotsche, Oskar              | 1929—31                      | Stud. Ass.            | Stud. Ass. i. Erfurt                     |
| 206 | Wünsch, Karl                | 1914                         | Sem.                  | gefallen 25. VII. 1915                   |
| 207 | Zeitzschel, Otto            | 1879—1904                    | Prof.                 | Prof. i. Ruheft. i. Nordh.               |
| 208 | Zeller, Karl                | 1933                         | Stud. Ass.            | Stud. Ass. i. Osterburg,<br>Aufbauschule |
| 209 | Zülch, Eduard               | 1916                         | wissenschaftl. S. L.  | Stud. Ass. i. Eilenburg, Ag.             |

## II.

## Die Abiturienten des Realgymnasiums von 1885 bis 1935.

Abkürzungen: D = Ostern, M = Michaelis, Nrpfg. = Notreiseprüfung,  
R. o. P. = Reiseprüfung ohne Prüfung für Kriegsteilnehmer.

| Nr. | Name, Vorname     | Geburtstag u. Ort                         | Stand u. Wohnung des Vaters     | Reiseprfg.          | Gewählter Beruf                            |
|-----|-------------------|---|---------------------------------|---------------------|--|
| 1   | Adam, Fritz       | 24. XII. 1891<br>Großosterhausen b. Eisl. | Kaufmann<br>Hettstedt           | D. 1911             | Kaufmann                                   |
| 2   | Adam, Heinrich    | 18. XI. 1892<br>Nordhausen                | Oberpostschaffner<br>Nordhausen | M. 1913             | Kaufmann<br>gef. 19. VII 1916              |
| 3   | Anger, Heinrich   | 6. X. 1901<br>Nordhausen                  | Ingenieur<br>Nordhausen         | D. 1920             | Dipl.-Ingenieur<br>Nordhausen              |
| 4   | Anger, Kurt       | 29. I. 1913<br>Nordhausen                 | Fabrikdirektor<br>Nordhausen    | D. 1932             | Kaufmann<br>Nordhausen                     |
| 5   | Anger, Paul       | 14. XI. 1907<br>Nordhausen                | Fabrikant<br>Nordhausen         | D. 1927             | Diplom-<br>Berg-Ing. Nordh.                |
| 6   | Apel, Christian   | 1. VII. 1897<br>Rothenburg a. d. Fulda    | Fleischermeister<br>Rothenburg  | Nrpfg.<br>Juni 1916 | ins Heer                                   |
| 7   | Armbrust, Hans    | 6. XI. 1906<br>Mühlhausen i. Th.          | Ingenieur<br>Nordhausen         | D. 1926             | Dipl.-Ingenieur                            |
| 8   | Arnold, Rudolf    | 4. V. 1900<br>Ellrich                     | Kaufmann<br>Ellrich             | Nrpfg.<br>Juni 1918 | Dr. jur.<br>Kaufmann                       |
| 9   | Aurin, Alfred     | 22. VI. 1910<br>Salza                     | Böttchermeister<br>Nordhausen   | D. 1930             | Gerichts-<br>Referendar                    |
| 10  | Aurin, Friedrich  | 26. IX. 1890<br>Nordhausen                | Möbelfabrikant<br>Nordhausen    | D. 1909             | Dr. jur., Rechts-<br>anwalt i. Düsseldorf. |
| 11  | Altmer, Siegfried | 1. VI. 1905<br>Sülzhayn                   | Sanatoriumsbes.<br>Sülzhayn     | D. 1924             | Arzt, Dr. med.<br>i. Hamburg               |

| Nr. | Name, Vorname           | Geburtstag u. Ort            | Stand u. Wohnung des Vaters        | Reiseprfg.       | Gewählter Beruf                               |
|-----|-------------------------|------------------------------|------------------------------------|------------------|---|
| 12  | Baal, Friedrich         | 15. III. 1886<br>Silbit      | Pastor<br>Doberschütz              | M. 1907          | Bankfach                                      |
| 13  | Baake, Wolfgang         | 8. V. 1911<br>Nordhausen     | Studiendirektor<br>Treptow a. Rega | D. 1932          | Maler<br>Wiesbaden                            |
| 14  | Bachhaus, Karl          | 21. I. 1906<br>Tettenborn    | Oberbahnhofsvorst.<br>Nordhausen   | D. 1930          | Reichsbahn                                    |
| 15  | Bärwinkel, Günther      | 4. I. 1914<br>Ascherode      | Mittelschullehrer<br>Nordhausen    | D. 1932          | Zahnarzt                                      |
| 16  | Baller, Hans-Georg      | 13. IX. 1910<br>Breslau      | Oberbürgermeister<br>Nordhausen    | D. 1929          | Dipl.-Ingenieur                               |
| 17  | Barth, Hans             | 18. IV. 1884<br>Nordhausen   | Kaufmann<br>Nordhausen             | D. 1904          | Major a. D.<br>i. Duisburg                    |
| 18  | Barthel, August         | 21. II. 1863<br>Grömmstedt   | Ökonom<br>Trömmstedt               | D. 1886          | Steuerfach                                    |
| 19  | Becher, Johannes        | 11. XI. 1911<br>Gera         | Kaufmann<br>Nordhausen             | D. 1931          | Handels- und<br>Staatswissenschaft            |
| 20  | Becker, Albert          | 2. I. 1888<br>München        | D.-Telegr.-Assist.<br>Nordhausen   | D. 1910          | Sprachlehrer<br>i. Chemnitz                   |
| 21  | Becker, Alfred          | 13. III. 1893<br>Nordhausen  | Lokomotivführer<br>Nordhausen      | D. 1912          | stud. theol. et phil.<br>a. 16. VIII. 16 gef. |
| 22  | Becker, Fritz           | 13. VIII. 1889<br>Nordhausen | Stadttrat<br>Nordhausen            | D. 1909          | Dr. med., Augen-<br>arzt. i. Raumburg         |
| 23  | Becker, Karl, Dr. phil. | 31. XII. 1888<br>Ellrich     | Lehrer<br>Ellrich                  | D. 1907          | Oberstudiendirektor<br>Oberrealsch. Halle     |
| 24  | Becker, Otto            | 22. VIII. 1899<br>Nordhausen | Lokomotivführer<br>Nordhausen      | R. o. P.<br>1919 | Dr. med., Arzt,<br>Pol. Med. R. a. D.         |
| 25  | Becker, Paul            | 25. III. 1882<br>Schrappau   | Architekt<br>Nordhausen            | D. 1901          | Oranienburg<br>Elektrotechnik                 |



# Die Abiturienten des Realgymnasiums (Fortsetzung)

| Nr. | Name, Vorname               | Geburtstag u. Ort                      | Stand u. Wohnung<br>des Vaters   | Reifeprfg.          | Gewählter Beruf           |
|-----|-----------------------------|--|----------------------------------|---------------------|---------------------------|
| 26  | Beder, Walter               | 13. II. 1897<br>Nordhausen             | Lokomotivführer<br>Nordhausen    | Krpfg.<br>Juni 1915 | Versicherung-<br>Direktor |
| 27  | Bender, Hermann             | 19. V. 1893<br>Heiligenstadt           | Landgerichtsdtr.<br>Nordhausen   | M. 1913             | Medizin                   |
| 28  | Benkstein, Hugo             | 26. V. 1902<br>Leimbach                | Landwirt<br>Leimbach             | D. 1923             | Jura                      |
| 29  | v. Berden, Max-Albert       | 7. VIII. 1904<br>Fraustadt, Kr. Glogau | † Generalmajor<br>Nordhausen     | D. 1924             | Kaufmann                  |
| 30  | Berger, Carl                | 28. III. 1911<br>Bielefeld             | Landw. Oberinsp.<br>Heringen     | D. 1929             | Medizin                   |
| 31  | Berger, Gerhard             | 5. VIII. 1909<br>Uftrungen             | Reichsb.-Obersekr.<br>Nordhausen | D. 1929             | Medizin                   |
| 32  | Berger, Kurt                | 20. XII. 1909<br>Bielefeld             | Landw. Oberinsp.<br>Heringen     | D. 1931             | Dipl.-Gärtner             |
| 33  | Berger, Walter              | 18. IX. 1908<br>Uftrungen              | Reichsb.-Obersekr.<br>Nordhausen | D. 1929             | Zahnarzt                  |
| 34  | Bergmann, Gerhard           | 5. VIII. 1909<br>St. Arols, Lothringen | D.-Telegr.-Sekr.<br>Nordhausen   | D. 1929             | Arzt, Dr. med.            |
| 35  | Bergmann, Walter            | 21. III. 1909<br>Volpriehausen         | Bahnhofsinsp.<br>Bleicherode     | D. 1928             | Medizin                   |
| 36  | Berthman, Hans              | 12. X. 1905<br>Hohelgeiß i. Harz       | Forster<br>Wieda                 | D. 1925             | Dipl.-Ingenieur<br>†      |
| 37  | Besthorn, Rudolf            | 27. XI. 1909<br>Nordhausen             | Kaufmann<br>Nordhausen           | D. 1928             | Dr. phil.                 |
| 38  | Biedermann,<br>Albert-Heinz | 23. III. 1910<br>Rothla                | Oberpostsekr.<br>Rothla          | D. 1929             | Dipl.-Ingenieur           |

| Nr. | Name, Vorname        | Geburtstag u. Ort              | Stand u. Wohnung<br>des Vaters  | Reifeprfg.  | Gewählter Beruf   |
|-----|----------------------|--------------------------------|---------------------------------|-------------|---|
| 39  | Bierbaum, Heinz      | 8. III. 1913<br>Nordhausen     | Kaufmann<br>Crimmerode          | D. 1933     | Bankbeamter   |
| 40  | Bochow, Martin       | 26. I. 1898<br>Magdeburg       | Realgymn.-Dir.<br>Nordhausen    | Juni 1915   | Schriftsteller<br>Dr. phil.   |
| 41  | Bodemeyer, Friedrich | 6. VI. 1912<br>Nordhausen      | † Lehrer                        | D. 1932     | Meteorologie  |
| 42  | Böhm, Rudi           | 22. XII. 1910<br>Königsberg    | Kaufmann<br>Königsberg          | D. 1930     | Dipl.-Kaufmann  |
| 43  | Börsberg, Erich      | 26. II. 96 i. Nordh.           | Fabr.Bef. i. Nordh.             | 12. XII. 19 | Dr. med. dent.<br>Zahnarzt i. Nordh.                                  |
| 44  | Böttcher, Fritz      | 26. VIII. 1875<br>Nordhausen   | Prakt. Arzt<br>Nordhausen       | D. 1894     | Major a. D.<br>Weidenau (Sieg)  |
| 45  | Böttner, Martin      | 21. V. 1873 i. Nordh.          | Polsterw.-Fab., N.              | D. 1892     | Postfach  |
| 46  | Bon, Harry           | 3. VII. 1871 i. Nordh.         | Kaufm. i. Mühlh.                | D. 1891     | Kaufmann  |
| 47  | Born, Alfred         | 25. I. 1891<br>Nordhausen      | Bürovorsteher<br>Nordhausen     | D. 1890     | Regierungsrat am<br>Finanzamt Nordh.                                  |
| 48  | Born, Bruno          | 7. VII. 1892<br>Nordhausen     | Bürovorsteher<br>Nordhausen     | D. 1912     | Dr. med. dent.<br>Stadt-Schulzahn-<br>arzt i. Schöneiche<br>b. Berlin |
| 49  | Boje, Emil           | 20. X. 1874<br>Bremen          | Oberpostsekretär<br>Nordhausen  | D. 1895     | Chemie<br>† Amerika   |
| 50  | Brachmann, Kurt      | 14. X. 1878<br>Nordhausen      | Kaufmann<br>Nordhausen          | D. 1896     | Bankdirektor<br>in Guben  |
| 51  | Brade, Albert        | 13. III. 1870<br>Frankenhausen | Geschirrhälter<br>Frankenhausen | D. 1888     | Postfach  |
| 52  | Brambach, Hans       | 18. V. 12 Nordh.               | Ingenieur Nordh.                | D. 1931     | Verkehrsflieger   |
| 53  | Brand, Paul          | 23. XII. 1888<br>Glaubau       | † Landwirt<br>Glaubau           | D. 1909     | Neue Sprachen   |

# Die Abiturienten des Realgymnasiums (Fortsetzung)

| Nr. | Name, Vorname       | Geburtstag u. Ort                         | Stand u. Wohnung des Vaters     | Reifeprfg.          | Gewählter Beruf                           |
|-----|---------------------|---|---------------------------------|---------------------|---|
| 54  | Brand, Werner       | 31. VI. 1913<br>Ellrich                   | Kaufmann<br>Ellrich             | M. 1933             | Schutzpolizei                             |
| 55  | Brauer, Hans        | 17. XI. 1879<br>Wernigerode               | Kaufmann<br>Nordhausen          | D. 1918             | Jura                                      |
| 56  | Braun, Otto         | 3. X. 1884                                | Kaufmann<br>Nordhausen          | D. 1904             | Tiefbaufach                               |
| 57  | Brehme, Horst       | 24. XII. 1912<br>Nordhausen               | Mittelschullehrer<br>Nordhausen | D. 1932             | Medizin                                   |
| 58  | Breitenstein, Erwin | 27. XI. 1893<br>Abtsbessingen (Sondersh.) | + Gutsbesitzer<br>Abtsbessingen | D. 1913             | stud. jur., als St.<br>gef. 19. VII. 1917 |
| 59  | Breitenstein, Karl  | 25. IX. 1888<br>Abtsbessingen             | + Gutsbesitzer<br>Abtsbessingen | M. 1908             | Gutsbesitzer<br>in Abtsbessingen          |
| 60  | Bretthauer, Erwin   | 15. XII. 1884<br>Frankfurt a. M.          | Bankier<br>Berlin a. Spree      | D. 1903             | Chemie                                    |
| 61  | Brodmann, Thilo     | 9. VI. 1866<br>Gallersleben               | Fabrikbesitzer<br>Ellrich       | D. 1885             | Dipl.-Ingenieur<br>Charlottenburg         |
| 62  | Bruder, Friedrich   | 1. III. 1912<br>Berga a. Kyffhäuser       | Reichsbahnsekr.<br>Nordhausen   | D. 1932             | Turn- und<br>Sportlehrer                  |
| 63  | Brune, Hugo         | 4. IV. 1892<br>Grünplan, Harz             | Görster<br>Jorge                | D. 1911             | stud. phil.<br>gef. 2. IX. 1915           |
| 64  | Brunemann, Georg    | 27. I. 1864<br>Nienburg a. Weser          | + Fleischermeister<br>Nienburg  | D. 1886             | Baufach                                   |
| 65  | Bühling, Erich      | 22. VI. 1898<br>Urbach                    | Ortsvorsteher<br>Urbach         | R.o.P. 1919         | Bauer i. Urbach                           |
| 66  | Bühling, Karl       | 5. XII. 1899<br>Barbis, Kr. Osterode      | Rentier<br>Nordhausen           | Juni 1917<br>Arpfg. | ins Heer                                  |

| Nr. | Name, Vorname         | Geburtstag u. Ort                  | Stand u. Wohnung des Vaters       | Reifeprfg.          | Gewählter Beruf                       |
|-----|-----------------------|------------------------------------|-----------------------------------|---------------------|---------------------------------------|
| 67  | Bühling, Richard      | 30. VI. 1904<br>Windehausen        | Landwirt<br>Windehausen           | D. 1924             | Dipl.-Handelsl.<br>(St.Off.) i. Riesa |
| 68  | v. Bülow, Otto        | 16. X. 1911<br>Wilhelmshafen       | Kapitän z. S. a. D.<br>Nordhausen | D. 1930             | St. zur See                           |
| 69  | Bundesmann, Karl      | 25. III. 1893<br>Sonnenwalde       | Görster<br>Sonnenwalde            | D. 1919             | stud. theol.<br>2. VII. 1915          |
| 70  | Burghardt, Karl       | 18. XII. 1895<br>Nordhausen        | Kaufmann<br>Nordhausen            | Arpfg.<br>Aug. 1914 | ins Heer                              |
| 71  | Busch, Ewald          | 9. VIII. 1916<br>Berlin-Pankow     | Stadtinspektor<br>Nordhausen      | D. 1915             | Bankbeamter                           |
| 72  | Buse, Selmar          | 26. V. 1909<br>Bleicherode         | + Oberpostsekretär<br>Bleicherode | D. 1928             | Studienreferendar                     |
| 73  | Busse, Alexander      | 21. XI. 1904<br>Königstal          | St. Hegemeister<br>Königstal      | D. 1924             | Oberleutnant<br>Dresden               |
| 74  | Caemmerer, Ludwig     | 21. II. 1889<br>Nordhausen         | Litförfabrikant<br>Nordhausen     | D. 1908             | Baufach                               |
| 75  | Clüsener, Karl        | 22. XI. 1887<br>Nordhausen         | + Ziegeleibesitzer<br>Nordhausen  | D. 1907             | Dipl.-Ingenieur                       |
| 76  | Coester, Erich        | 12. IX. 1906<br>Warburg a. W.      | Amtmann<br>Nordhausen             | M. 1926             | Dr. med.<br>Assistenz-Arzt            |
| 77  | Cohn, Hans-Werner     | 9. VIII. 1816<br>Nordhausen        | Fabrikbesitzer<br>Nordhausen      | D. 1934             | Kaufmann                              |
| 78  | Conrad, Konstantin    | 27. I. 1901<br>Berlin a. Spree     | Kaufmann<br>Berlin                | D. 1920             | Maschinenbau                          |
| 79  | Contag, Werner        | 12. VIII. 1892<br>Elbing i. Ostpr. | Oberbürgermeister<br>Nordhausen   | D. 1912             | Stadt-Baurat<br>i. Eberswalde         |
| 80  | Cotte, Friedrich Hans | 19. XI. 1912<br>Ellrich            | + Lehrer<br>Ellrich               | D. 1931             | Zahnarzt, Dr. med.<br>dent. i. Teltow |

# Die Abiturienten des Realgymnasiums (Fortsetzung)

| Nr. | Name, Vorname    | Geburtstag u. Ort                        | Stand u. Wohnung des Vaters               | Reifeprfg.              | Gewählter Beruf                           |
|-----|------------------|--|---|-------------------------|---|
| 81  | Dankwerth, Kurt  | 25. VII. 1901<br>Bleicherode             | Kaufmann<br>Bleicherode                   | D. 1920                 | Zahnarzt                                  |
| 82  | Dengler, Hans    | 19. VI. 1902<br>Erfurt                   | Direktor<br>Erfurt                        | D. 1922                 | Elektro-Ing.                              |
| 83  | Detering, Alfred | 7. X. 1909<br>Nordhausen                 | Kaufmann<br>Nordhausen                    | D. 1929                 | Ass. a. Seminar f<br>Volkeitsk., Halle    |
| 84  | Detering, Hans   | 1. VII. 1913<br>Nordhausen               | Kaufmann<br>Nordhausen                    | D. 1933                 | Verkehrsfliieger<br>Stettin               |
| 85  | Diede, Herbert   | 21. XII. 1908<br>Magdeburg               | Bergobersekretär<br>Bleicherode           | D. 1928                 | Forstsch                                  |
| 86  | Dienemann, Erich | 23. XI. 1897<br>Nordhausen               | Kaufmann<br>Nordhausen                    | Reifeprfg.<br>Juni 1916 | Dr. med., Arzt                            |
| 87  | Dienemann, Otto  | 12. XII. 1891<br>Nordhausen              | Kaufmann<br>Nordhausen                    | D. 1912                 | Dr. med., Arzt                            |
| 88  | Dietrich, Karl   | 15. II. 1912<br>Nordhausen               | Schneidermeister<br>Nordhausen            | D. 1930                 | Gewerbelehrer<br>i. Bielefeld             |
| 89  | Dietrich, Walter | 26. VI. 1912<br>Bleicherode              | Kaufmann<br>Bleicherode                   | D. 1931                 | Apotheker                                 |
| 90  | Dittes, Walter   | 4. I. 1887<br>Langensfeld i. Vogtl.      | Kaufmann<br>Gera (Neuß)                   | M. 1906                 | Mathematik                                |
| 91  | Dittmar, Richard | 25. XII. 1912<br>Erfurt                  | Hotelbesitzer<br>Frankenhausen            | M. 1922                 | Kaufmann<br>Berlin                        |
| 92  | Döring, Werner   | 2. II. 1897<br>Blankenhain b. Weimar     | Operpostsekretär<br>Nordhausen            | D. 1916                 | Dr. jur.<br>Rechtsanw., Halle             |
| 93  | Dreske, Otto     | 4. VIII. 1875<br>Korbenbed Kr. Salzwehel | Lehrer<br>Kleineribitz<br>(Kr. Salzwehel) | M. 1907                 | Philosophie<br>Germanistik,<br>Geschichte |

| Nr. | Name, Vorname      | Geburtstag u. Ort                   | Stand u. Wohnung des Vaters       | Reifeprfg.              | Gewählter Beruf                          |
|-----|--------------------|-------------------------------------|-----------------------------------|-------------------------|--|
| 94  | Dressel, Oskar     | 5. II. 1868<br>Nordhausen           | Fabrikant<br>Nordhausen           | D. 1887                 | Geschichte                               |
| 95  | Dübner, Wilhelm    | 25. IV. 1910<br>Dietersdorf         | † Gastwirt<br>Sülzhayn            | D. 1930                 | Ger.-Referendar                          |
| 96  | Dunkel, Paul       | 7. XII. 1878<br>Erfurt              | Oberlegr.-Ass.<br>Nordhausen      | D. 1899                 | Bankbeamter i. R.                        |
| 97  | Echtermeyer, Hans  | 27. V. 1912<br>Erfurt               | † Telegraphensekr.<br>Erfurt      | D. 1931                 | Dipl.-Ing.                               |
| 98  | Ehle, Kurt         | 16. I. 1895<br>Nordhausen           | Lehrer<br>Nordhausen              | Reifeprfg.<br>Aug. 1914 | Dr. med., Kinder-<br>Arzt i. Bernigerod. |
| 99  | Ehrenberg, Paul    | 24. VII. 1862<br>Stolberg i. Harz   | Kaufmann<br>Stolberg              | D. 1885                 | Chemie                                   |
| 100 | Ehrenpfordt, Thilo | 21. I. 1892<br>Hannrode, Kr. Worbis | Kaufmann<br>Hannrode              | D. 1914                 | Kaufmann<br>10. V. 1915 gef.             |
| 101 | Ehrhardt, Robert   | 17. XI. 1862<br>Immenrode           | Defonom<br>Immenrode              | D. 1885                 | Postdienst                               |
| 102 | Elsholz, Wilhelm   | 7. III. 1875<br>Heringen            | Kaufmann<br>Nordhausen            | D. 1893                 | Kaufmann<br>23. XI. 1915 gef.            |
| 103 | Emberger, Heinz    | 3. V. 1916<br>Nordhausen            | † Postsekretär<br>Nordhausen      | D. 1935                 | Philologie                               |
| 104 | Engelmann, Heinz   | 26. IX. 1916<br>Nordhausen          | Stadtsekretär a. D.<br>Nordhausen | D. 1935                 | Verwaltungs-<br>beamter<br>als St.       |
| 105 | Erbsmehl, Hermann  | 27. II. 1894<br>Nordhausen          | Privatier<br>Nordhausen           | Reifeprfg.<br>Aug. 1914 | 24. III. 1918 gef.<br>Kaufmann i. Rbh.   |
| 106 | Euling, Friedrich  | 6. X. 1899<br>Ellrich               | Fabrikdirektor<br>Nordhausen      | D. 1918                 |  |
| 107 | Euling, Karl       | 28. I. 1878<br>Ellrich              | † Fabrikbesitzer<br>Ellrich       | D. 1896                 | Dr. h.c., Gen.-Dir.<br>i. Milfschütz     |

# Die Abiturienten des Realgymnasiums (Fortsetzung)

| Nr. | Name, Vorname     | Geburtstag u. Ort                      | Stand u. Wohnung des Vaters   | Reifeprfg.           | Gewählter Beruf                       |
|-----|-------------------|--|-------------------------------|----------------------|---------------------------------------|
| 108 | Ewald, Walther    | 18. XI. 1898<br>München                | Kaufmann<br>Nordhausen        | R.o.P.<br>1919       | ins Heer                              |
| 109 | Gabricius, Alfred | 14. VI. 1864<br>Hannrode, Kr. Worbis   | Pfarrer<br>Hannrode           | M. 1885              | Chemie                                |
| 110 | Gachinger, Edgar  | 25. VII. 1911<br>Hain                  | Maschinenmeister<br>Pustleben | D. 1931              | Apotheker                             |
| 111 | Geist, Theodor    | 17. X. 1872<br>Nordhausen              | Kaufmann<br>Nordhausen        | D. 1892              | Postfach                              |
| 112 | Gidert, Willy     | 31. I. 1910<br>Seesen                  | Lokomotivführer<br>Nordhausen | D. 1929              | Auslandskorresp.<br>G.-Brtb. i. Th.   |
| 113 | Gischer, Gerhard  | 7. X. 1915<br>Waltenried               | Postsekretär<br>Nordhausen    | D. 1935              | Jura                                  |
| 114 | Görstemann, Paul  | 11. XII. 1899<br>Nordhausen            | Sanitätsrat<br>Nordhausen     | Ntrpfg.<br>Jan. 1918 | ins Heer<br>11. VIII. 1918 gef.       |
| 115 | Gränken, Wilhelm  | 28. XI. 1907<br>Heberdingen i. Rheinf. | Oberingenieur<br>Hörsfeld     | D. 1929              | Chemie                                |
| 116 | Grant, Erich      | 5. III. 1904<br>Grantenhausen          | Studienrat<br>Grantenhausen   | D. 1922              | Chemie<br>Dr. phil. i. Berlin         |
| 117 | Grante, Alwin     | 4. V. 1867<br>Nordhausen               | Musikus<br>Nordhausen         | D. 1885              | Bankfach                              |
| 118 | Grenbe, Otto      | 25. IX. 1865<br>Nordhausen             | Papierhändler<br>Nordhausen   | M. 1885              | Naturwissensch.                       |
| 119 | Gride, Rolf       | 26. VII. 1896<br>Rößla                 | Kaufmann<br>Rößla             | Ntrpfg.<br>Okt. 1915 | Prof., Dr. phil.<br>Privatdoz. Mathg. |
| 120 | Grings, Bruno     | 13. XII. 1912<br>Nordhausen            | Ingenieur<br>Nordhausen       | D. 1932              | Jura                                  |

| Nr. | Name, Vorname      | Geburtstag u. Ort                          | Stand u. Wohnung des Vaters        | Reifeprfg. | Gewählter Beruf                     |
|-----|--------------------|--|------------------------------------|------------|-------------------------------------|
| 121 | Griße, Dietrich    | 10. XII. 1915<br>Hörsfeld                  | Hauptlehrer<br>Sundhausen          | D. 1935    | Reichswehr                          |
| 122 | Griße, Otto        | 5. V. 1882<br>Düben                        | Kaufmann<br>Düben                  | D. 1903    | Chemie                              |
| 123 | Grohn, Hubert      | 26. VII. 1902<br>Altenbeken                | Eisenbahn-Ing.<br>Bleicherode      | D. 1923    | Ger.-Assessor<br>Erfurt             |
| 124 | Gullmann, Heinz    | 11. IX. 1914<br>Nordhausen                 | Lokomotivführer<br>Nordhausen      | M. 1934    | Reichsbahn                          |
| 125 | Gunke, Franz       | 1. XII. 1893<br>Bleicherode                | † Kaufmann<br>Bleicherode          | D. 1913    | Medizin<br>28. I. 1916 gef.         |
| 126 | Gasterstedt, Erich | 23. X. 1905<br>Naumburg                    | Kaufmann<br>Hörsfeld               | D. 1925    | Reichswehr                          |
| 127 | Gebhardt, Bruno    | 17. VII. 1891<br>Bendin le Vieil (Frankr.) | Fabrikdirektor<br>Nordhausen       | D. 1912    | Berg-Ingenieur<br>i. Nordhausen     |
| 128 | Gerhardt, Otto     | 10. IV. 1888<br>Göttingen                  | Eis.-Betr.-Ing.<br>Nordhausen      | D. 1909    | Ger.-Referendar<br>gef. 2. XI. 1915 |
| 129 | Gerhardt, Wolfgang | 18. III. 1913<br>Rassel                    | Eis.-Labormeister<br>Nordhausen    | D. 1932    | Apotheker                           |
| 130 | Geride, Rolf       | 24. VI. 1915<br>Halle                      | Ingenieur<br>Nordhausen            | D. 1933    | Sportlehrer                         |
| 131 | Gerlach, Friedrich | 30. I. 1909<br>Bleicherode                 | Oberpostsekr. i. R.<br>Bleicherode | D. 1928    | Medizin                             |
| 132 | Gerth, Kurt        | 28. X. 1913<br>Groß-Schönwalde             | Lehrer †                           | D. 1934    | Tierarzt                            |
| 133 | Gille, Otto        | 12. I. 1874<br>Grantenhausen               | Brennereibesitzer<br>Grantenhausen | D. 1893    | Oberingenieur<br>i. Kottbus         |
| 134 | Gittner, Bruno     | 16. II. 1865<br>Nordhausen                 | Schneidemeister<br>Nordhausen      | D. 1886    | Steuerfach                          |

# Die Abiturienten des Realgymnasiums (Fortsetzung)

| Nr. | Name, Vorname                                | Geburtstag u. Ort                       | Stand u. Wohnung des Vaters         | Reisepfsg.                | Gewählter Beruf   |
|-----|--|---|-------------------------------------|---------------------------|---|
| 135 | Gloob, Hans                                  | 3. II. 1906<br>Bleicherode              | Architekt<br>Bleicherode            | D. 1925                   | Bau-Ingenieur   |
| 136 | Goebbe, Arno                                 | 14. II. 1895 i. Kassel                  | Lehrer i. Kassel                    | Ntrpfg. 14                | ins Heer  |
| 137 | Goedicke, Franz                              | 3. X. 1899<br>Nordhausen                | Tierarzt<br>Ellrich                 | erl. Krpfg.<br>Sept. 1921 | Tierarzt, Dr. med.<br>vet. i. Ellrich                               |
| 138 | Göpel, Erich                                 | 30. XII. 1900                           | Kaufmann<br>Nordhausen              | Juni 1919                 | Dr. med. dent.<br>Zahnarzt in Cor-<br>bach (Waldeck)<br>Meteorologe |
| 139 | Graf, Friedrich                              | 5. III. 1913<br>Halle                   | Reg.-Landmesser<br>Halle            | D. 1931                   |   |
| 140 | Grenz, Erich                                 | 19. IV. 1896 i. Nordh.                  | Zollsekr. i. Nordh.                 | Ntrpfg 14                 | 13. X. 16 gef. a. Lt.   |
| 141 | Grenz, Rudolf                                | 2. X. 1898 i. Nordh.                    | Zollsekr. i. Nordh.                 | Kr.N.Prfg.<br>1919        | Redakteur i. Nordh.   |
| 142 | Grieß, Oskar                                 | 24. VI. 1910<br>Kassel                  | Katasterinspektor<br>Nordhausen     | D. 1930                   | Reichswehr  |
| 143 | Grimmig, Johannes                            | 20. VIII. 1887<br>Forsthaus Woltersdorf | Forster, Wolters-<br>dorf b. Goldin | D. 1908                   | Dr. med. vet., Tier-<br>arzt i. Goldin<br>Neumark                   |
| 144 | Groeben, Max                                 | 21. XI. 1891<br>Ilfenburg               | Forster<br>Ilfenburg                | M. 1912                   | Medizin, als Lt.<br>22. VIII. 1914 gef.                             |
| 145 | Günther, Ernst                               | 23. VI. 1908<br>Ostrowo                 | Postsekretär<br>Nordhausen          | D. 1928                   | Pastor in Salza   |
| 146 | Günther, Gustav                              | 28. V. 1888<br>Koselwitz b. Bernburg    | Ziegeleibesitzer<br>Bleicherode     | D. 1908                   | Medizin   |
| 147 | Gutjahr, Paul                                | 1. VIII. 1886<br>Stolberg               | Kaufmann<br>Stolberg                | D. 1906                   | Bankfach  |
| 148 | Halpern, Jerzy, genannt:<br>Margulies, Georg | 30. III. 1906<br>Röthen                 | Polyschnifer<br>Eberswalde          | D. 1924                   | Ingenieur   |

| Nr. | Name, Vorname                  | Geburtstag u. Ort                         | Stand u. Wohnung des Vaters  | Reisepfsg. | Gewählter Beruf   |
|-----|--------------------------------|---|------------------------------|------------|---|
| 149 | Hans, Karl                     | 1. VIII. 1891<br>Ilfeld                   | Stellmachermeister<br>Ilfeld | D. 1912    | Steuerfach  |
| 150 | Happe, Ludwig                  | 3. VII. 1913<br>Altfeld                   | Fabrikant<br>Altfeld         | D. 1933    | Jura  |
| 151 | Happe, Ulrich                  | 17. I. 1912<br>Altfeld                    | Fabrikant<br>Altfeld         | D. 1930    | Ingenieur   |
| 152 | Happe, Werner                  | 23. IX. 1915<br>Altfeld                   | Fabrikant<br>Altfeld         | D. 1934    | Dipl.-Kaufmann  |
| 153 | von der Hardt,<br>Hans-Joachim | 16. X. 1911<br>Posen                      | Oberst a. D.<br>Nordhausen   | D. 1930    | Dr. rer. pol.   |
| 154 | Hartlep, Werner                | 3. VI. 1914<br>Krölpa, Kr. Ziegenrüd      | † Lehrer<br>Krölpa           | D. 1935    | Lehrer  |
| 155 | Hartmann, Albert               | 8. IX. 1886<br>Kirchhofen b. Hameln       | Gütervorsteher<br>Ellrich    | M. 1906    | Kand. d. höheren<br>Lehramts, gefallen<br>27. II. 15 i. Rußl.<br>Reichsbankdirektor<br>i. Osnabrück |
| 156 | Hartmann, Franz                | 17. XI. 1879<br>Nordhausen                | Rentier<br>Nordhausen        | D. 1898    | Dr. phil.<br>Stud.-Assessor   |
| 157 | Hartung, Erich                 | 14. XII. 1903<br>Rastenbergl. Thür.       | Landwirt<br>Rastenbergl.     | D. 1925    | Dr. med. dent.<br>Zahnarzt i. Nordh.  |
| 158 | Hartung, Hugo                  | 16. IV. 1892<br>Appenrode                 | Landwirt<br>Appenrode        | M. 1912    | Lehrer i. Worbis  |
| 159 | Hartung, Waldemar              | 4. XI. 1912<br>Nordhausen                 | Kaufmann<br>Nordhausen       | D. 1931    |   |
| 160 | Harg, Richard                  | 16. II. 1893<br>Nordhausen                | Kaufmann<br>Nordhausen       | D. 1912    | als Lt.<br>8. I. 1915 gef.  |
| 161 | Haserodt, Hans                 | 13. III. 1896<br>Thamsbrück               | Lehrer<br>Nordhausen         | D. 1914    | als stud. med. dent.<br>12. IV. 1918 gef.   |
| 162 | Haupt, Joachim                 | 31. VIII. 1913<br>Karibib (Südwestafrika) | Medizinalrat<br>Nordhausen   | D. 1933    | Schriftleiter   |

# Die Abiturienten des Realgymnasiums (Fortsetzung)

| Nr. | Name, Vorname       | Geburtstag u. Ort                       | Stand u. Wohnung des Vaters     | Reifeprfg. | Gewählter Beruf                            |
|-----|---------------------|---|---------------------------------|------------|--|
| 163 | Hause, Albin        | 17. IX. 1893<br>Nordhausen              | Lehrer<br>Nordhausen            | D. 1912    | Dr. med. dent.<br>Zahnarzt i. Nordh.       |
| 164 | Hause, Arno         | 26. IX. 09 i. Bleicherode               | Oberpostfch. Bl.                | D. 1931    | Lehrer                                     |
| 165 | Hause, Hans         | 22. IX. 97 i. Nordh.                    | Gewerbel. i. Ndh.               | D. 1912    | Kaufmann<br>gef. 22. IV. 1917              |
| 166 | Havemeister, Hans   | 31. VIII. 1891<br>Mühlhausen            | Zeichenlehrer<br>Nordhausen     | D. 1906    | Architektur<br>8. X. 1918 gef.             |
| 167 | Havemeister, Rudolf | 16. I. 1885<br>Mühlhausen               | Zeichenlehrer<br>Nordhausen     | D. 1903    | Architektur<br>5. V. 1917 gef.             |
| 168 | Havemeister, Ulrich | 23. XI. 1890<br>Mühlhausen              | Zeichenlehrer<br>Nordhausen     | D. 1909    | Architektur, als St.<br>12. X. 16 gefallen |
| 169 | Heilbrun, Herbert   | 17. I. 1911<br>Nordhausen               | Kaufmann<br>Nordhausen          | D. 1932    | Kaufmann                                   |
| 170 | Helbig, Hans        | 10. III. 1890<br>Nordhausen             | Oberbahnassistent<br>Nordhausen | D. 1908    | Neuere Sprachen                            |
| 171 | Helb, Kurt          | 22. VIII. 1887<br>Graubenz              | Stationsassistent<br>Nordhausen | D. 1907    | Handelwissenschaft                         |
| 172 | Helst, Heinz        | 2. XI. 1903<br>Bleicherode              | Fabrikbesitzer<br>Bleicherode   | D. 1922    | Medizin                                    |
| 173 | Hempel, Herbert     | 30. VII. 1901<br>Lergeweskoje (Rußland) | Apotheker<br>Liebau (Kurland)   | D. 1920    | Chemie                                     |
| 174 | Henniger, Kurt      | 3. I. 1911<br>Wittsch                   | Förster<br>Dietersdorf          | D. 1931    | Wohlfahrtspflege<br>Leipzig                |
| 175 | Henze, Guido        | 21. IX. 1893<br>Liebenrode              | Gutsbesitzer<br>Liebenrode      | D. 1914    | Theologie<br>6. VIII. 1915 gef.            |
| 176 | Henze, Helmut       | 10. VIII. 1915<br>Herzberg a. d. Elster | Justizinspektor<br>Nordhausen   | D. 1934    | Jura                                       |

| Nr. | Name, Vorname         | Geburtstag u. Ort              | Stand u. Wohnung des Vaters    | Reifeprfg.          | Gewählter Beruf                                  |
|-----|-----------------------|--------------------------------|--------------------------------|---------------------|--|
| 177 | Henze, Karl           | 20. I. 1916<br>Holzminden      | Lokomotivführer<br>Nordhausen  | D. 1935             | Marineoffizier                                   |
| 178 | Henze, Wilmar         | 25. XI. 1895<br>Liebenrode     | Gutsbesitzer<br>Liebenrode     | Nrpfg.<br>Okt. 1915 | Dr. med. dent.,<br>Zahnarzt in Bad<br>Lauchstädt |
| 179 | Herboth, Wilfried     | 16. X. 1911<br>Berlin-Neukölln | Kaufmann<br>Nordhausen         | D. 1931             | Jura   |
| 180 | Hermann, Georg        | 30. IV. 1865<br>Erfurt         | Leberfabrikant<br>Erfurt       | D. 1886             | Forstfach  |
| 181 | Hermann, Klaus        | 3. VII. 1912<br>Berlin-Pankow  | Ingenieur<br>Frankfurt         | D. 1932             | Schiffsbau-<br>Ingenieur                         |
| 182 | Hertel, Hermann       | 27. II. 1882<br>Nordhausen     | Schuhfabrikant<br>Nordhausen   | D. 1901             | Reichsbankfaff., gef.<br>a. St. 12. III. 15      |
| 183 | Heß, Erich            | 5. I. 1905<br>Nordhausen       | Geschäftsführer<br>Nordhausen  | M. 1923             | Gerichts-Messefor<br>Nordhausen                  |
| 184 | Hesse, Richard        | 29. III. 1896<br>Bleicherode   | Kaufmann<br>Bleicherode        | Nrpfg.<br>Aug. 1914 | Rechtsanwalt                                     |
| 185 | Hesse, Richard        | 17. IV. 1910<br>Bleicherode    | Sparr.-Direktor<br>Bleicherode | D. 1931             | Bibliothekar<br>i. Breslau                       |
| 186 | Hesse Viktor          | 29. III. 1894<br>Bielen        | Hauptlehrer<br>Bielen          | D. 1914             | Bankfach<br>i. Berlin                            |
| 187 | Hesse, Walter         | 11. VIII. 1888<br>Bleicherode  | Gabritant<br>Bleicherode       | D. 1908             | Ger.-Referendar<br>gef. 7. IX. 1914              |
| 188 | Heverhagen, Friedrich | 14. X. 1911<br>Berga-Kelbra    | Gastwirt<br>Kelbra             | D. 1931             | Bankfach   |
| 189 | Heprodt, Albert       | 7. I. 1894<br>Hettstedt        | Kaufmann<br>Hettstedt          | D. 1913             | als stud. rer. techn.<br>29. IX. 1915 gef.       |
| 190 | Hilbrandt, Wolfgang   | 28. XII. 1897<br>Stolberg      | Revierförster<br>Eichenforst   | D. 1927             | Ger.-Refer.                                      |

# Die Abiturienten des Realgymnasiums (Fortsetzung)

| Nr. | Name, Vorname        | Geburtstag u. Ort               | Stand u. Wohnung des Vaters        | Reifeprfg.          | Gewählter Beruf                        |
|-----|----------------------|---------------------------------|------------------------------------|---------------------|--|
| 191 | Hirsch, Georg        | 22. VII. 1875<br>Mühlhausen     | † Kaufmann<br>Mühlhausen           | M. 1895             | Maschinenbaufach                       |
| 192 | Hoehst, Bruno        | 31. VIII. 1914<br>Bleicherode   | Mittelschulrektor<br>Bleicherode   | D. 1934             | Medizin                                |
| 193 | Hoehst, Otto         | 23. I. 1913<br>Bleicherode      | Mittelschulrektor<br>Bleicherode   | D. 1932             | Jura                                   |
| 194 | Hoehst, Reinhold     | 26. XII. 1901<br>Torgau         | Mittelschulrektor<br>Bleicherode   | D. 1920             | Dipl.-Berging.<br>Röthen               |
| 195 | Hoehst, Werner       | 16. V. 1906<br>Torgau           | Mittelschulrektor<br>Bleicherode   | D. 1925             | Stud.-Assessor<br>Nordhausen           |
| 196 | Hoelzer, Karl        | 18. IV. 1908<br>Triest          | Kaufmann<br>Trieste-Barcola        | D. 1928             | Kaufmann<br>i. Triest                  |
| 197 | Hoffmann, Heinz      | 4. VII. 1915<br>Nordhausen      | † Geschäftsführer                  | D. 1934             | Volkheitkunde                          |
| 198 | Hoffmann, Herbert    | 20. VIII. 1912<br>Zorge         | Gastwirt<br>Zorge                  | D. 1932             | Apotheker                              |
| 199 | Hollweg, Günther     | 24. V. 1902<br>Hütte bei Lonzen | Kaufmann<br>Nordhausen             | D. 1920             | Dr. Ing., Direkt.<br>i. Klettwitz N.L. |
| 200 | Holzhausen, Johannes | 17. III. 1892<br>Nordhausen     | † Fabrikant<br>Nordhausen          | D. 1912             | als Lt.<br>5. X. 1914 gef.             |
| 201 | Holzhausen, Rudolf   | 13. IV. 1889<br>Nordhausen      | † Brenneireibesitzer<br>Nordhausen | D. 1908             | Legationsrat<br>i. Prag                |
| 202 | Hönlein, Elwir       | 23. XI. 1902<br>Tettenborn      | † Lehrer<br>Nordhausen             | D. 1922             | Stud.-Assessor<br>Wschersleben         |
| 203 | Hönlein, Helmut      | 7. II. 1896<br>Friedrichslohra  | Lehrer<br>Nordhausen               | Nrpfg.<br>Jan. 1914 | Kaufmann, Nordh.                       |

| Nr. | Name, Vorname       | Geburtstag u. Ort                      | Stand u. Wohnung des Vaters     | Reifeprfg.           | Gewählter Beruf                       |
|-----|---------------------|--|---------------------------------|----------------------|---------------------------------------|
| 204 | Hoppe, Arthur       | 30. XI. 1869<br>Nordhausen             | Geometer<br>Nordhausen          | D. 1890              | Bankfach                              |
| 205 | Hoppe, Otto         | 18. III. 1897<br>Sophienhof bei Ilfeld | Hegemeister<br>Sophienhof       | Nrpfg.<br>Okt. 1915  | Dr. med. dent.,<br>Zahnarzt, Northeim |
| 206 | Hornidel, Albert    | 29. VII. 1863<br>Nordhausen            | Buchbindermeister<br>Nordhausen | D. 1883              | Prof. i. Stendal<br>† 1914            |
| 207 | Hornidel, Friedrich | 19. IV. 1866<br>Nordhausen             | Buchbindermeister<br>Nordhausen | D. 1886              | Bankbeamter<br>† 1914 i. Nordh.       |
| 208 | Hornidel, Rudolf    | 22. II. 1869<br>Nordhausen             | Buchbindermeister<br>Nordhausen | D. 1887              | Postamtman<br>Grünberg/Schlef.        |
| 209 | Hude, Wilhelm       | 6. VII. 1900<br>Meh                    | Oberpostassistent<br>Ellrich    | Nrpfg.<br>Sept. 1918 | ins Meer                              |
| 210 | Hühne, Emil         | 11. IV. 1883<br>Friedrichsrode         | Gutsbesitzer<br>Friedrichsrode  | D. 1905              | Steuerfach                            |
| 211 | Hünede, Kurt        | 4. I. 1911<br>Ellrich                  | Apotheker<br>Ellrich            | D. 1931              | Apotheker                             |
| 212 | Hermann, Kurt       | 24. IV. 1898<br>Bleicherode            | Gutsbesitzer<br>Bleicherode     | Nrpfg.<br>Nov. 1916  | gef. 5. IV. 1918                      |
| 213 | Hermann, Rudolf     | 4. III. 1901<br>Bleicherode            | Gutsbesitzer<br>Bleicherode     | D. 1920              | Technik                               |
| 214 | Hermann, Walter     | 22. XII. 1883<br>Nordhausen            | Hotelbesitzer<br>Nordhausen     | D. 1902              | Dr. rer. pol.<br>gef. 22. V. 1916     |
| 215 | Janzen, Gerhard     | 11. VI. 1908<br>Sollstedt              | Bergwerksdirektor<br>Sollstedt  | D. 1927              | Jura                                  |
| 216 | Jericho, Richard    | 22. I. 1885<br>Crimderode              | Mühlenbesitzer<br>Crimderode    | D. 1904              | Kaufmann                              |
| 217 | Joachimi, Heinz     | 16. IV. 1910<br>Oberdorf               | Mühlenbesitzer<br>Oberdorf      | D. 1930              | Medizin                               |

# Die Abiturienten des Realgymnasiums (Fortsetzung)

| Nr. | Name, Vorname       | Geburtstag u. Ort           | Stand u. Wohnung des Vaters              | Reifeprfg.           | Gewählter Beruf                           |
|-----|---------------------|-----------------------------|--|----------------------|---|
| 218 | Johns, Hermann      | 25. IV. 1865<br>Batenstedt  | Oekonom<br>Batenstedt                    | D. 1885              | Steuerfach                                |
| 219 | Judenack, Hubert    | 27. III. 1887<br>Nordhausen | Färbereibesitzer<br>Nordhausen           | D. 1907              | Bankbeamter<br>Berlin                     |
| 220 | Rästner, Adolf      | 15. XI. 1873<br>Nordhausen  | Kaufmann<br>Nordhausen                   | D. 1892              | Postfach                                  |
| 221 | Rästner, Walter     | 30. V. 1904<br>Bitterfeld   | † Fabrikbesitzer<br>Nordhausen           | D. 1923              | Dipl.-Kaufmann<br>i. Curitiba i. Bras.    |
| 222 | Ragelmann, Hans     | 8. II. 1892<br>Magdeburg    | Fabrikbesitzer<br>Leopoldshall-Stadl.    | D. 1911              | Dr. med.,<br>Arzt i. Magdeburg            |
| 223 | Rahlenberg, Albert  | 5. XII. 1887<br>Nordhausen  | † Ziegeleibesitzer<br>Nordhausen         | M. 1907              | Dipl.-Ingenieur<br>i. Wien                |
| 224 | Ralow, Paul         | 30. IX. 1887<br>Solbin      | Mittelschullehrer<br>Nordhausen          | D. 1907              | Bankfach<br>19. IV. 1917 gef.<br>ins Heer |
| 225 | Raltwasser, Clemens | 5. III. 1900<br>Nordhausen  | Bädermeister<br>Nordhausen               | Arpfg.<br>Sept. 1918 |   |
| 226 | Rammeyer, Karl      | 25. I. 1909<br>Bleicherode  | Stadt-Obersekr.<br>Bleicherode           | D. 1928              | Dipl.-Ingenieur                           |
| 227 | Raufmann, Hermann   | 23. I. 1901<br>Mfersleben   | Gerichtsschr. a. D.<br>Niedersachsverfen | D. 1919              | unbestimmt                                |
| 228 | Reilholz, Hans      | 2. V. 1909<br>Nordhausen    | Naturheilkundiger<br>Nordhausen          | D. 1927              | Off.-Arzt<br>Dr. med.                     |
| 229 | Reinede, Hermann    | 5. X. 1867<br>Nordhausen    | Eisenhändler<br>Nordhausen               | D. 1887              | Kaufmann                                  |
| 230 | Rirchheim, Paul     | 23. IX. 1874<br>Nordhausen  | Eisenb.-Zugrevisor<br>Nordhausen         | D. 1884              | Vermessungsrat i.<br>Simmern (Hunsr.)     |

| Nr. | Name, Vorname       | Geburtstag u. Ort            | Stand u. Wohnung des Vaters     | Reifeprfg.          | Gewählter Beruf                        |
|-----|---------------------|------------------------------|---------------------------------|---------------------|--|
| 231 | Rirchner, Franz     | 19. VIII. 1897<br>Nordhausen | Spark.-Kendant<br>Nordhausen    | Arpfg.<br>Juni 1915 | ins Heer                               |
| 232 | Rling, Georg        | 4. I. 1911<br>Berlin         | Fabrikdirektor<br>Gollstedt     | D. 1930             | Dipl.-Ingenieur<br>München             |
| 233 | Rneiff, Gerhard     | 4. II. 1898<br>Nordhausen    | Fabrikbesitzer<br>Nordhausen    | Arpfg.<br>Okt. 1916 | Offizier<br>Fabrik-Bef.                |
| 234 | Rnorr, Alfred       | 16. IV. 1882<br>Mühlhausen   | † Kaufmann<br>Mühlhausen        | D. 1900             | Bankfach, als Lt.<br>gef. 15. VI. 1915 |
| 235 | Roch, Heinz         | 25. II. 1909<br>Herzberg     | Kaufmann<br>Herzberg            | D. 1928             | Kaufmann<br>i. Herzberg                |
| 236 | Roch, Karl          | 21. XII. 1861<br>Nordhausen  | Schneidermeister<br>Nordhausen  | M. 1885             | Kaufmann<br>Lübben                     |
| 237 | Röhler, Claus-Heinz | 17. II. 1912<br>Cottbus      | Kaufmann<br>Nordhausen          | D. 1930             | Schiffsbau-Ing.                        |
| 238 | Röhler, Hans        | 9. X. 1890<br>Magdeburg      | Staatsanw.-Sefr.<br>Nordhausen  | D. 1909             | Dr. Dr., Zahnarzt<br>Rauscha D.L.      |
| 239 | Röhler, Heinz       | 25. IV. 1909<br>Erfurt       | Telegr.-Direktor<br>Nordhausen  | D. 1927             | Stud.-Assessor<br>i. Erfurt            |
| 240 | Röhler, Hermann     | 18. VI. 1912<br>Erfurt       | Telegr.-Direktor<br>Nordhausen  | D. 1930             | Elektro-Ingenieur                      |
| 241 | Röhler, Otto        | 28. VII. 1865<br>Bennungen   | Oekonom<br>Bennungen            | D. 1886             | Steuerfach                             |
| 242 | Röhne, Wilhelm      | 4. XI. 1910<br>Polzig        | † Landw.-Direktor<br>Nordhausen | 26. Juni<br>1933    | Reichswehr                             |
| 243 | Rönig, Günther      | 5. II. 1911<br>Karlsruhe     | Ober-Steuersekr.<br>Nordhausen  | D. 1929             | Ger.-Referendar<br>Nordhausen          |
| 244 | Rohlmann, Artur     | 28. V. 1893<br>Bleicherode   | Fabrikant<br>Bleicherode        | D. 1912             | als Lt.<br>gef. 12. VII. 18            |



# Die Abiturienten des Realgymnasiums (Fortsetzung)

| Nr. | Name, Vorname    | Geburtstag u. Ort                                     | Stand u. Wohnung des Vaters       | Reifeprfg.           | Gewählter Beruf                                 |
|-----|------------------|---|-----------------------------------|----------------------|---|
| 245 | Konrad, Walter   | 24. VI. 1906<br>Ludwigsburg                           | Telegraphen-Gesfr.<br>Nordhausen  | D. 1924              | Post-Assessor<br>Erfurt                         |
| 246 | Koppe, Heinrich  | 26. III. 1891<br>Nordhausen                           | Buchhändler<br>Nordhausen         | D. 1910              | o. Prof., Dr. phil.<br>Dr. Ing., Brnschw.       |
| 247 | Korb, Oskar      | 3. I. 1893<br>Buttstädt                               | Kaufmann<br>Buttstädt             | D. 1911              | Mathem. u.<br>Naturwissenschaft                 |
| 248 | Kraeber, Ewald   | 24. X. 1894<br>Grube „v. d. Heydt“<br>bei Saarbrücken | Marktscheider<br>Nordhausen       | R. o. P.<br>1919     | Hauptmann                                       |
| 249 | Krafft, Wilhelm  | 20. II. 1885<br>Osterburg                             | Kaufmann<br>Osterburg             | D. 1910              | Dr. phil., Stud.Dir.<br>St. G. i. Steglitz      |
| 250 | Kramer, Erich    | 19. IX. 1885<br>Bleicherode                           | Stellmachermeister<br>Bleicherode | D. 1906              | Bankfach  |
| 251 | Kranz, Richard   | 18. V. 1899<br>Nordhausen                             | Fabrikdirektor<br>Nordhausen      | Krpfgr.<br>Juni 1917 | Dipl.-Ing., Reg.-<br>Baumeister a. D.<br>Dessau |
| 252 | Krause, Hugo     | 9. IX. 1877<br>Seehausen                              | Posthalter<br>Frankenhausen       | D. 1896              | Postfach  |
| 253 | Krause, Willy    | 26. III. 1894<br>Ellrich                              | Buchdruckereibes.<br>Ellrich      | D. 1913              | stud. jur.<br>gef. 1. V. 1917                   |
| 254 | Krebs, Hermann   | 8. III. 1895<br>Mildensfurth                          | Brauereipächter<br>Mildensfurth   | D. 1914              | Neue Sprachen<br>gefallen                       |
| 255 | Krey, Fritz      | 12. VI. 1866<br>Laucha                                | Kaufmann<br>Neuba                 | D. 1887              | Postfach  |
| 256 | Kriebitz, Fritz  | 6. IX. 1896<br>Kreisleb                               | Steiger<br>Bleicherode            | Krpfgr.<br>Aug. 1914 | gef. 14. VI. 1915                               |
| 257 | Krieghoff, Heinz | 20. V. 1911<br>Wallenried                             | Kreismaurermsfr.<br>Wallenried    | D. 1930              | Bau-Ingenieur                                   |

| Nr. | Name, Vorname     | Geburtstag u. Ort                   | Stand u. Wohnung des Vaters       | Reifeprfg. | Gewählter Beruf                          |
|-----|-------------------|-------------------------------------|-----------------------------------|------------|--|
| 258 | Krüer, Reinhold   | 8. IV. 1911<br>Nordhausen           | + Postdirektor<br>Nordhausen      | D. 1931    | Landwirtschaft                           |
| 259 | Krüger, Arthur    | 14. II. 1902<br>Nordhausen          | Locomotivführer<br>Nordhausen     | D. 1920    | Kaufmann                                 |
| 260 | Krug, Hans        | 1. I. 1904<br>Nordhausen            | Maurermeister<br>Nordhausen       | D. 1922    | Dr. jur., Rechts-<br>anwalt, Nordh.      |
| 261 | Krug, Walter      | 2. IV. 1884<br>Nordhausen           | Brennereibesitzer<br>Nordhausen   | D. 1905    | Rgl. Reg.-Baum.<br>a. St. gef. 10. X. 16 |
| 262 | Kühn, Arthur      | 12. I. 1873<br>Sondershausen        | Gasthofsbesitzer<br>Sondershausen | D. 1893    | Regierungsrat<br>in Koblenz              |
| 263 | Kühne, Fritz      | 20. IV. 1892<br>Hörningen           | + Landwirt<br>Hörningen           | D. 1911    | Dr. med., Arzt in<br>Geiselröhlitz/Halle |
| 264 | Kühner, Karl      | 20. XII. 1874<br>Halberstadt        | Betriebssekretär<br>Halle         | M. 1895    | Militär                                  |
| 265 | Kunze, Otto       | 27. II. 1867<br>Nordhausen          | Kentier<br>Nordhausen             | D. 1886    | Mathematik und<br>Naturwissenschaft      |
| 266 | Kuthe, Ricardo    | 18. XII. 1916<br>Valparaiso (Chile) | Kaufmann<br>Valparaiso            | D. 1935    | Kaufmann                                 |
| 267 | Lange, Richard    | 14. VII. 1879<br>Nordhausen         | Kaufmann<br>Nordhausen            | D. 1898    | Stud.Nat Eisenbahn<br>+ 1934             |
| 268 | Laubinger, Hugo   | 6. VI. 1879<br>Mühlhausen           | Kaufmann<br>Mühlhausen            | D. 1898    | Schiffsbaufach                           |
| 269 | Lauterjung, Kurt  | 14. III. 1912<br>Solingen           | Kaufmann<br>Schwenha              | D. 1932    | Volkswirtschaft                          |
| 270 | Leberke, Walther  | 20. VII. 1897 i. Nordh.             | Kaufm. i. Nordh.                  | Juni 1919  | Kaufm. i. Steglitz                       |
| 271 | Leberbogen, Fritz | 16. IX. 1889<br>Bleicherode         | Bürgermeister<br>Belgern a. d. E. | D. 1908    | Dr. phil., Stud.Dir.<br>Hann.-Münden     |
| 272 | Lehmann, Hans     | 23. VII. 1904<br>Roßla              | Kaufmann<br>Roßla                 | D. 1923    | Kaufmann                                 |

# Die Abiturienten des Realgymnasiums (Fortsetzung)

| Nr. | Name, Vorname        | Geburtstag u. Ort              | Stand u. Wohnung des Vaters      | Reifeprfg.          | Gewählter Beruf                      |
|-----|----------------------|--------------------------------|----------------------------------|---------------------|--------------------------------------|
| 273 | Lehmann, Heinz       | 14. XII. 1902 i. Kelbra        | Kaufm. i. Kelbra                 | M. 1926             | Dr. jur. i. Leipzig                  |
| 274 | Lehmann, Richard     | 16. III. 1887<br>Nordhausen    | Kaufmann<br>Nordhausen           | D. 1907             | Dr. med., Arzt i.<br>Wolframshausen  |
| 275 | Leisering, Wilhelm   | 26. VI. 1898<br>Nordhausen     | Locomotivführer<br>Nordhausen    | J. 1919             | Dipl.-Kaufmann<br>i. Sommerda        |
| 276 | Leistico, Günther    | 10. I. 1911<br>Lissa (Pommern) | Justizobersekretär<br>Nordhausen | D. 1929             | Gerichtsbeamter                      |
| 277 | Lepser, Felix        | 11. V. 1893<br>Mühlhausen      | Amtsgerichtsrat<br>Mühlhausen    | D. 1911             | als Feldunterarzt<br>gef. 3. V. 1916 |
| 278 | Liebau, Kurt         | 9. III. 1909<br>Walfenried     | Reichsb.-Obstfr.<br>Nordhausen   | D. 1930             | Philologie                           |
| 279 | Liebeskind, Walter   | 22. V. 1906<br>Nordhausen      | Apotheker<br>Nordhausen          | D. 1911             | Studienrat<br>Delitzsch              |
| 280 | Liebeskind, Werner   | 2. VIII. 1892<br>Blankenburg   | Apotheker<br>Auleben             | D. 1925             | Dipl.-Landwirt                       |
| 281 | Liesegang, Richard   | 5. XI. 1905<br>Walfenried      | Schlossermeister<br>Walfenried   | D. 1926             | Stud.-Assessor<br>i. Seesen          |
| 282 | Liebau, Hartwig      | 27. III. 1905<br>Ernstrode     | Bahnhofswirt<br>Bleicherode      | D. 1924             | Dipl.-Ingenieur<br>Reichsbahnbaurat  |
| 283 | Lindstedt, Friedrich | 26. XI. 1905<br>Pösen          | Landjägermeister<br>Sangerhausen | D. 1924             | Offizier                             |
| 284 | Linsel, Eduard       | 23. XII. 1874<br>Berlin        | Tapezierer<br>Berlin             | D. 1893             | Postfach                             |
| 285 | Liphardt, Heinrich   | 22. VIII. 1896<br>Allstedt     | Tierarzt<br>Allstedt             | Nrpfg.<br>Aug. 1914 | gef. 14. III. 1915                   |
| 286 | Lips, Herbert        | 29. X. 1909<br>Bleicherode     | Schlossermeister<br>Bleicherode  | D. 1929             | Apotheker                            |

| Nr. | Name, Vorname          | Geburtstag u. Ort             | Stand u. Wohnung des Vaters     | Reifeprfg.          | Gewählter Beruf                         |
|-----|------------------------|-------------------------------|---------------------------------|---------------------|---|
| 287 | Löwe, Theodor          | 28. XII. 1894<br>Bamberg      | D.-Post.-Off.<br>Nordhausen     | Nrpfg.<br>Aug. 1914 | gef. 3. X. 1915                         |
| 288 | Loose, Willi           | 17. I. 1907<br>Walfenried     | Bahnhofsvorsteher<br>Walfenried | M. 1926             | Zolldienst                              |
| 289 | Lorenz, Hans           | 17. III. 1890<br>Mühlhausen   | Mittelschullehrer<br>Nordhausen | D. 1909             | Dr. med. vet.<br>Tierarzt<br>i. Hlmenau |
| 290 | Lüde, Heinrich         | 14. II. 1911<br>Großwechungen | Gutsbesitzer<br>Großwechungen   | D. 1930             | Jungbauer                               |
| 291 | Lübede, Fritz          | 17. V. 1870<br>Nordhausen     | Kaufmann<br>Nordhausen          | D. 1888             | Baufach                                 |
| 292 | Lüttich, Walter        | 16. V. 1884<br>Stettin        | Verkehrsinспекtor<br>Nordhausen | D. 1903             | Maschinenbaufach                        |
| 293 | Lucas, Hermann         | 22. III. 1891<br>Delitzsch    | Kgl. Baurat a. D.<br>Nordhausen | D. 1912             | Baufach                                 |
| 294 | Lungershausen, Richard | 30. V. 1870<br>Nordhausen     | Rentier<br>Sülzhayn             | D. 1890             | Bankfach                                |
| 295 | Malß, Wolbemar         | 11. V. 1903<br>Dresden        | Kaufmann<br>Nordhausen          | D. 1921             | Bankfach †                              |
| 296 | Manns, Benno           | 1. VI. 1883<br>Zella-Mehlis   | Kaufmann<br>Nordhausen          | M. 1904             | Dr. phil., H.R.-<br>Synb. i. Osnabr.    |
| 297 | Mannsfeld, Wilhelm     | 16. VIII. 1900<br>Berga       | Leischermeister<br>Berga        | Nrpfg.<br>D. 1919   | ins Meer                                |
| 298 | Marcuse, Erich         | 15. VII. 1896<br>Nordhausen   | Kaufmann<br>Nordhausen          | Nrpfg.<br>Juni 1915 | Dr. med.<br>prakt. Arzt                 |
| 299 | Marmuth, Alwin         | 23. X. 1861<br>Groß-Bernbten  | Mühlenbesitzer<br>Nordhausen    | M. 1885             | Bankbeamter<br>in Nordhausen            |
| 300 | Maul, Hans             | 4. VII. 1892<br>Niederorßfel  | Oberbahnassistent<br>Nordhausen | D. 1912             | Zahnarzt<br>Dr. med. dent.              |

# Die Abiturienten des Realgymnasiums (Fortsetzung)

| Nr. | Name, Vorname       | Geburtstag u. Ort            | Stand u. Wohnung des Vaters   | Reisepf.    | Gewählter Beruf                     |
|-----|---------------------|------------------------------|-------------------------------|-------------|-------------------------------------|
| 301 | Mauß, Ernst         | 31. I. 1908<br>Pöfen         | Pastor<br>Wernigerode         | D. 1929     | Bitar<br>in Eisleben                |
| 302 | Meined, Karl        | 6. III. 1885<br>Harburg      | Lokomotivführer<br>Nordhausen | D. 1904     | Studienrat,<br>Dr. phil., Elberfeld |
| 303 | Merbach, Walter     | 26. VIII. 1908<br>Bad-Sachsa | Lehrer<br>Bad Sachsa          | D. 1927     | Stud.-Assessor<br>Bischoffstein     |
| 304 | Mettke, Felix       | 30. IV. 1891<br>Nordhausen   | Bauassistent<br>Nordhausen    | D. 1911     | Diplom-Ingenieur<br>in Steglitz     |
| 305 | Meyer, Friedrich    | 7. IX. 1895<br>Berga         | Fabrikant<br>Berga            | D. 1914     | stud. phil.<br>gef. 3. IX. 1916     |
| 306 | Meyer, Heinrich     | 13. XII. 1911<br>Hildesheim  | Ingenieur<br>Hildesheim       | D. 1932     | Bau-Ingenieur +                     |
| 307 | Meyerstein, Hans    | 10. I. 1899 i. Roßla         | Kaufm. i. Roßla               | D. 1917     | Jura                                |
| 308 | Meyerstein, Ludwig  | 10. III. 1893 i. Roßla       | Kaufm. i. Roßla               | D. 1912     | Medizin                             |
| 309 | Michael, Kurt       | 11. II 1876<br>Lößnitz       | Gutsinspektor<br>Lattorf      | D. 1895     | Baufach                             |
| 310 | Michaelis, Lothar   | 30. XII. 1900<br>Bleicherode | Kaufmann<br>Bleicherode       | 12. XII. 19 | Elektro-Ingenieur                   |
| 311 | Michaelis, Walter   | 14. II. 1902<br>Bleicherode  | Kaufmann<br>Bleicherode       | D. 1920     | Chemie                              |
| 312 | Mitsching, Wilhelm  | 13. VIII. 1910<br>Tettenborn | + Lehrer<br>Tettenborn        | D. 1932     | Verwaltungs-<br>Beamter             |
| 313 | Mittendorf, Hermann | 5. I. 1905<br>Braunschweig   | Justizsekretär<br>Walfenried  | D. 1924     | Ger.-Assessor                       |
| 314 | Moebes, Rudolph     | 4. V. 1903<br>Torgau         | + Hauptmann<br>im Kriege      | M. 1922     | Spilleiter i. Bonn                  |

| Nr. | Name, Vorname      | Geburtstag u. Ort            | Stand u. Wohnung des Vaters       | Reisepf.            | Gewählter Beruf               |
|-----|--------------------|------------------------------|-----------------------------------|---------------------|-------------------------------|
| 315 | Mosel, Edwin       | 23. XII. 1898<br>Magdeburg   | Straßenmeister<br>Schiedungen     | erl. Krpfg.<br>1921 | unbestimmt                    |
| 316 | Mühlberg, Otto     | 27. IV. 1878<br>Nordhausen   | Kaufmann<br>Nordhausen            | D. 1897             | Kaufmann<br>i. Minden         |
| 317 | Müller, Bruno      | 29. XI. 1895<br>Nordhausen   | Fabrikant<br>Nordhausen           | D. 1914             | Baufach<br>gef. 30. III. 1916 |
| 318 | Müller, Friedrich  | 3. III. 1868<br>Oblisleben   | Maurermeister<br>Oblisleben       | D. 1890             | Ingenieurfach                 |
| 319 | Müller, Hans       | 10. X. 1913<br>Nordhausen    | + Polizeiergeant<br>Nordhausen    | D. 1933             | Flugzeugführer                |
| 320 | Müller, Heinz      | 1. VII. 1913<br>Nordhausen   | Kaufmann<br>Nordhausen            | D. 1932             | Jura u. Volks-<br>wirtschaft  |
| 321 | Müller, Karl-Heinz | 5. IV. 1910<br>Weimar        | + Zahnarzt<br>Weimar              | D. 1929             | Gerichts-Ref.                 |
| 322 | Müller, Karl       | 17. XI. 1909<br>Uthleben     | Bahnhofsvorsteher<br>Rottleberode | D. 1929             | Lehrer                        |
| 323 | Müller, Kurt       | 11. XI. 1902<br>Nordhausen   | Seifenfabrikant<br>Nordhausen     | D. 1921             | Nationalökonomie              |
| 324 | Musiolik, Herbert  | 29. V. 1912<br>Hindenburg    | Grubensteiger<br>Bleicherode      | D. 1931             | Dipl.-Ingenieur               |
| 325 | Nachtwein, Karl    | 24. VIII. 1905<br>Nordhausen | Architekt<br>Nordhausen           | D. 1930             | Zahn-Medizin                  |
| 326 | Naud, Wilhelm      | 12. XII. 1878<br>St. Wendel  | + Baurat<br>Nordhausen            | D. 1900             | Offizier                      |
| 327 | Nauhaus, Max       | 27. IX. 1874<br>Eisleben     | + Photograph<br>Nordhausen        | D. 1892             | Vermessungsrat<br>i. Düren    |
| 328 | Nauhaus, Walter    | 27. IV. 1872<br>Eisleben     | + Photograph<br>Nordhausen        | D. 1891             | Medizin                       |

# Die Abiturienten des Realgymnasiums (Fortsetzung)

| Nr. | Name, Vorname     | Geburtstag u. Ort              | Stand u. Wohnung des Vaters                     | Reifeprfg.          | Gewählter Beruf                        |
|-----|-------------------|--------------------------------|---|---------------------|--|
| 329 | Neblung, Arno     | 13. VI. 1895<br>Windehausen    | Landwirt<br>Windehausen                         | R.o.P.<br>1919      | ins Heer                               |
| 330 | Neef, Manfred     | 30. VIII. 1906<br>Rattowitz    | Chemiker<br>Nordhausen                          | D. 1925             | Dr. jur., Ger.-Ass.<br>in Grimderode   |
| 331 | Neff, Adolf       | 20. V. 1894<br>Charlottenburg  | Kgl. Baugewerks-<br>schuldirektor<br>Höxter     | Nrpfg.<br>1914      | gef. 13. VI. 1915                      |
| 332 | Neißch, Werner    | 14. III. 1892<br>Weißenfels    | Lehrer an Königin<br>Luise-Schule<br>Nordhausen | D. 1911             | Studienrat<br>in Hannover              |
| 333 | Neugebohrn, Karl  | 20. IX. 1875<br>Zorge          | Bädermeister<br>Zorge                           | D. 1896             | Maschinenbaufach                       |
| 334 | Neuhaus, Otto     | 28. IV. 1900<br>Nordhausen     | Eisenb.-Betr.-Ing.<br>Nordhausen                | Nrpfg.<br>Juni 1918 | Dipl.-Ingenieur<br>Lichterfelde-Ost    |
| 335 | Neumann, Erwin    | 26. I. 1897<br>Neurupin        | Ob.-Eisenb.-Ladem.                              | Nrpfg.<br>Juni 1916 | gef. 1. V. 1918                        |
| 336 | Neumeyer, Hermann | 5. VII. 1897<br>Nordhausen     | Lehrer<br>Nordhausen                            | Nrpfg.<br>Juni 1915 | Dr. rer. pol.<br>in Halle a. S.        |
| 337 | Neurath, Karl     | 20. IV. 1866<br>Bormühle       | Oberförster<br>Braunschweig                     | D. 1888             | Elektrotechnik                         |
| 338 | Neurath, Rudolf   | 1. VI. 1862<br>Bormühle        | Oberförster<br>Braunschweig                     | M. 1885             | Forstfach                              |
| 339 | Nuthmann, Gustav  | 21. V. 1890<br>Ellrich         | Mühlenbesitzer<br>Ellrich                       | D. 1908             | Rechtsanwalt<br>Dr. jur. i. Eisenleben |
| 340 | Oberländer, Rolf  | 22. V. 1912<br>Berlin-Neufölln | Stadt-Oberinsp.<br>Nordhausen                   | D. 1930             | Ger.-Ref., Dr. jur.                    |

| Nr. | Name, Vorname     | Geburtstag u. Ort             | Stand u. Wohnung des Vaters    | Reifeprfg.          | Gewählter Beruf                                    |
|-----|-------------------|-------------------------------|--------------------------------|---------------------|--|
| 341 | Delze, Hans       | 5. XI. 1904<br>Nordhausen     | Handelslehrer<br>Nordhausen    | M. 1923             | Dr. phil., Dipl.-<br>Handelsl. Nordh.              |
| 342 | Olbricht, Paul    | 22. IX. 1895<br>Salberstadt   | Professor<br>Nordhausen        | Nrpfg.<br>Aug. 1914 | als Lt.<br>gef. 27. VI. 1916                       |
| 343 | Opiß, Armin       | 2. II. 1899<br>Rassel         | Bankier<br>Bennedenstein       | Nrpfg.<br>Mai 1917  | ins Heer   |
| 344 | Opiß, Fritz       | 15. V. 1888<br>Ellrich        | Rentier<br>Ellrich             | D. 1909             | Dr. med., Arzt in<br>Göttingen                     |
| 345 | Opiß, Gerhard     | 1. X. 1911<br>Nordhausen      | Kaufmann<br>Nordhausen         | D. 1932             | Medizin  |
| 346 | Otto, Walter      | 7. III. 1890<br>Bleicherode   | Kaufmann<br>Bleicherode        | D. 1909             | cand. phil.<br>gef. 25. IV. 15                     |
| 347 | Pabst, Hermann    | 19. IX. 1890<br>Nordhausen    | Kaufmann<br>Nordhausen         | D. 1909             | Reichsb.-Oberrat<br>in Minden (W.)                 |
| 348 | Paeß, Hermann     | 27. IV. 1864<br>Ortshausen    | Zimmermeister<br>Seesen        | M. 1885             | Forstfach  |
| 349 | Paeß, Wilhelm     | 24. XI. 1879<br>Magdeburg     | Chausseeaufseher<br>Nordhausen | D. 1899             | Oberstudiendir.<br>i. Dortmund, † 1928             |
| 350 | Pape, Martin      | 6. VII. 1888<br>Nordhausen    | † Brennereibes.<br>Nordhausen  | D. 1909             | Dr. med. bent.<br>Zahnarzt, Nordh.                 |
| 351 | Papendorf, Helmut | 27. III. 1903<br>Braunschweig | Richtmeister<br>Nordhausen     | D. 1922             | Ingenieur  |
| 352 | Pein, Herbert     | 25. XI. 1888<br>Obergebra     | Amtsvorsteher<br>Pustleben     | D. 1910             | Dr. rer. pol., Leit.<br>d. stat. Amts<br>in Erfurt |
| 353 | Peipers, Herbert  | 25. VII. 14 Düsseldorf        | Landger.-Präl. Ndh.            | D. 1932             | Philosophie  |
| 354 | Peix, Adolf       | 3. III. 94 Simlingerode       | Gutsbes. i. L.                 | D. 1912             | stud. phil.<br>gef. 25. VIII. 16                   |
| 355 | Peter, Helmut     | 11. VII. 1908 Oliva           | Oberamtm. Berga                | D. 1928             | Landwirt   |

# Die Abiturienten des Realgymnasiums (Fortsetzung)

| Nr. | Name, Vorname      | Geburtstag u. Ort                     | Stand u. Wohnung des Vaters       | Reifeprfg.           | Gewählter Beruf                           |
|-----|--------------------|---------------------------------------|-----------------------------------|----------------------|---|
| 356 | Peter, Kurt        | 7. IV. 1897<br>Nordhausen             | Kaufmann<br>Nordhausen            | Nrpfsg.<br>Juni 1915 | Dr. med.<br>prakt. Arzt                   |
| 357 | Pfeffer, Walter    | 1. III. 1897<br>Nordhausen            | Lehrer<br>Nordhausen              | D. 1917              | Stud.-Ass.                                |
| 358 | Pinthus, Alexander | 30. VII. 1893<br>Nordhausen           | Kaufmann<br>Nordhausen            | D. 1912              | Architekt                                 |
| 359 | Pilz, Walter       | 10. VIII. 1903<br>Halle               | Tele.-Ob.-Bauf.<br>Hofla          | M. 1923              | Architekt                                 |
| 360 | Plaehn, Waldemar   | 4. XII. 1893<br>Hannover              | Kangleiseifr. a. D.<br>Nordhausen | D. 1912              | stud. rer. ing.<br>gef. 13. VI. 15        |
| 361 | Potinus, Leopold   | 14. V. 1907<br>Sülzhayn               | Schmiedemeister<br>Sülzhayn       | D. 1927              | Tierarzt<br>Dr. med. vet.                 |
| 362 | Potta, Charles     | 2. II. 1910<br>Paris                  | Kaufmann<br>Sollstedt             | D. 1930              | Bergfach                                  |
| 363 | Raabe, Franz       | 28. I. 1869<br>Nordhausen             | Postschaffner<br>Nordhausen       | D. 1887              | Pfarrer i. Erfurts-<br>hausen, Kr. Marbg. |
| 364 | Raad, Otto         | 26. IV. 1868<br>Wallenried            | Bahn.-Kest.<br>Ellrich            | D. 1887              | Philologie<br>und Geschichte              |
| 365 | Raad, Richard      | 7. IX. 1866<br>Perzberg               | Bahn.-Kest.<br>Ellrich            | D. 1886              | Pfarrer i. A.<br>Berlin                   |
| 366 | Rabe, Wilhelm      | 5. XII. 1897<br>Rotenburg a. d. Fulda | Stiftskämmerer<br>Rotenburg       | Nrpfsg.<br>Nov. 1916 | Reichsb.-Inspektor<br>Webra               |
| 367 | Rabes, Hans        | 15. III. 1912<br>Halle                | Ob.-Studiendir.<br>Nordhausen     | D. 1930              | † 1930<br>als stud. rer. nat.             |
| 368 | Rasch, Albert      | 2. IX. 1881<br>Nordhausen             | Stationsassistent<br>Nordhausen   | D. 1901              | Handelsfach                               |

| Nr. | Name, Vorname      | Geburtstag u. Ort            | Stand u. Wohnung des Vaters               | Reifeprfg.           | Gewählter Beruf                  |
|-----|--------------------|------------------------------|---|----------------------|----------------------------------|
| 369 | Rathsfeld, Günther | 28. VI. 1913<br>Nordhausen   | Fabrikbesitzer<br>Nordhausen              | D. 1931              | Kaufmann                         |
| 370 | Rausch, Ottomar    | 27. VII. 1876<br>Nordhausen  | † Rentier<br>Nordhausen                   | D. 1895              | Major a. D.<br>Nordhausen        |
| 371 | Rechenbach, Otto   | 19. XI. 1862<br>Hohenbergen  | Oekonom<br>Hohenbergen                    | D. 1885              | Offizier                         |
| 372 | Rehm, Carl         | 28. VI. 1886<br>Gandersheim  | Postmeister<br>Hfeld                      | D. 1906              | Stud.-Rat<br>i. Sonneberg        |
| 373 | Reichardt, Karl    | 12. III. 1887<br>Nordhausen  | Lokomotivführer<br>Nordhausen             | D. 1908              | Dr. phil.<br>gef. 16. VI. 18     |
| 374 | Reiche, Kurt       | 18. VI. 1894<br>Halberstadt  | Rentier<br>Halberstadt                    | Nrpfsg.<br>Aug. 1914 | Eintritt ins Heer                |
| 375 | Reichel, Horst     | 23. VII. 1912<br>Mitteldorf  | Lehrer<br>Mitteldorf                      | D. 1932              | Tierarzt                         |
| 376 | Reimann, Hans      | 19. VI. 1913<br>Wolfsberg    | Revierförster<br>Questenberg              | D. 1935              | Philologie<br>(Verleger)         |
| 377 | Reimann, Helmut    | 9. VI. 1901<br>Bochum        | Berggrat<br>Nordhausen                    | D. 1921              | Bergfach                         |
| 378 | Reimann, Werner    | 25. VIII. 1915<br>Nordhausen | Lokomotivführer<br>Nordhausen             | D. 1935              | Lehrer                           |
| 379 | Reinbrecht, Otto   | 21. V. 1865<br>Borleben      | Rittergutsbesitzer<br>Borleben            | D. 1886              | Chemie                           |
| 380 | Reinhardt, Karl    | 23. XII. 1914<br>Masmünster  | Gerichtsvollzieher<br>Niedersachsenwerfen | D. 1933              | Jura                             |
| 381 | Reinhardt, Walter  | 14. VII. 1887<br>Tilleda     | Gutsbesitzer<br>Tilleda                   | D. 1907              | Kaufmann<br>gef. a. Lt. 7. V. 17 |
| 382 | Reinhold, Robert   | 21. V. 1908<br>Bleicherode   | Landwirt<br>Bleicherode                   | D. 1927              | Kaufmann                         |

# Die Abiturienten des Realgymnasiums (Fortsetzung)

| Nr. | Name, Vorname       | Geburtstag u. Ort                | Stand u. Wohnung des Vaters                       | Reifeprfg.         | Gewählter Beruf                             |
|-----|---------------------|----------------------------------|---|--------------------|---|
| 383 | Reinsch, Wilhelm    | 19. I. 1876<br>Nordhausen        | Wagenbauer<br>Nordhausen                          | D. 1894            | Bankvorsteher, gef.<br>als Oblt. 22. IX. 14 |
| 384 | Richter, Karl       | 28. XI. 1878<br>Minden           | Zugführer<br>Nordhausen                           | D. 1897            | Postfach                                    |
| 385 | Richter, Walter     | 31. VII. 1872<br>Eisleben        | Real-Propgym-<br>nasial-Rektor<br>Prof., Eisleben | D. 1892            | Studium<br>der neueren<br>Sprachen          |
| 386 | Riden, Gerhard      | 24. VI. 1915<br>Nordhausen       | Architekt<br>Nordhausen                           | Herbst 1934        | Architekt                                   |
| 387 | Riechling, Artur    | 18. VIII. 1898<br>Herford        | Mittelschulrektor<br>Bleicherode                  | Nrpf.<br>Juni 1916 | Kaufmann<br>Halle (S.)                      |
| 388 | Riechling, Wilhelm  | 23. VI. 1900<br>Bleicherode      | Mittelschulrektor<br>Bleicherode                  | Nrpf.<br>Juni 1918 | Verwaltung<br>Bleicherode                   |
| 389 | Riemann, Fritz      | 9. X. 1890<br>Nordhausen         | † Agent<br>Nordhausen                             | D. 1911            | stud. ing., als Lt.<br>gefallen 9. 1. 1917  |
| 390 | Riemann, Wilhelm    | 18. VI. 1880<br>Nordhausen       | Kentier<br>Nordhausen                             | D. 1898            | Chemie                                      |
| 391 | Rienäcker, Walbemar | 24. III. 1895<br>Stiege          | Kentier<br>Stiege                                 | D. 1914            | Dipl.-Ingenieur<br>Breslau                  |
| 392 | Riso, Karl-Ernst    | 22. X. 1906<br>Altwater i. Schl. | Direktor<br>Halle                                 | M. 1926            | Dipl.-Ingenieur                             |
| 393 | Roch, Otto          | 13. V. 1888<br>Mörsleben         | † Kaufmann<br>Mörsleben                           | D. 1911            | Chemie                                      |
| 394 | Rode, Herbert       | 2. XII. 1907<br>Waltenried       | Fabrikant<br>Waltenried                           | D. 1928            | Profurst<br>i. Waltenried                   |
| 395 | Rodewald, Hermann   | 4. XI. 1894<br>Olbenburg         | † Generalsekretär<br>Königsberg/Pr.               | Nrpf.<br>Aug. 1914 | Gewerbeoberlehrer<br>i. Nordhausen          |

| Nr.  | Name, Vorname     | Geburtstag u. Ort                     | Stand u. Wohnung des Vaters                          | Reifeprfg.         | Gewählter Beruf                          |
|------|-------------------|---------------------------------------|--|--------------------|--|
| 396  | Roer, Hans        | 14. IX. 1907<br>Nordhausen            | Kaufmann<br>Nordhausen                               | D. 1926            | Dr. med.<br>Arzt in Rostock              |
| 397  | Rohrlohl, Gerhard | 10. V. 1912<br>Seringen               | Konrektor<br>Seringen                                | D. 1932            | Student                                  |
| 398  | Rohr, Ulrich      | 23. III. 1912<br>Nordhausen           | Brennereibesitzer<br>Nordhausen                      | D. 1931            | Dipl.-Ingenieur                          |
| 399  | Rollfinke, Kurt   | 20. VII. 1896<br>Clettenberg          | Mühlenbesitzer<br>Clettenberg                        | Nrpf.<br>Juni 1915 | Amtsgerichtsrat<br>i. Bitterfeld         |
| 400  | Rollfinke, Wilmar | 29. VIII. 1901<br>Clettenberg         | Mühlenbesitzer<br>Clettenberg                        | D. 1920            | Kaufmann                                 |
| 401  | Roloff, Martin    | 8. V. 1898<br>Wettin                  | Lehrer<br>Langensalza                                | D. 1918            | ins Meer                                 |
| 402  | Rosenburg, Arthur | 15. VII. 1878<br>Linda                | † Bürovorsteher<br>Eisleben                          | D. 1899            | Baufach                                  |
| 403  | Rothé, Helmut     | 21. VII. 1891<br>Röfen                | Prof., Oberlehrer<br>am Rgl. Real.-G.,<br>Nordhausen | D. 1910            | Hauptmann a. D.<br>i. Nordhausen         |
| 404  | Rudloff, Heinrich | 10. V. 1868<br>Sollstedt              | Bahnh.-Restaur.<br>Sollstedt                         | D. 1889            | Postfach                                 |
| 405  | Rudloff, Hilmar   | 14. VI. 1899<br>Niedergebra           | Lehrer<br>Nordhausen                                 | D. 1917            | Dr. jur., Rechts-<br>anwalt, Notar i. N. |
| 406  | Rudloff, Rolf     | 5. X. 1912<br>Ellrich                 | Ober-Telegraphen-<br>Sekretär i. Nordh.              | D. 1933            | Stud. d. Volks-<br>wirtschaftskunde      |
| 407  | Rudloff, Sigurd   | 14. X. 1891<br>Niedergebra            | Lehrer<br>Nordhausen                                 | D. 1910            | Studienrat<br>in Halberstadt             |
| 407a | Rudolphi, Hans    | 9. VII. 1891<br>Damenndorf (Saalefr.) | Rittmeister a. D.                                    | D. 1912            | Regierungsrat<br>in Quedlinburg          |
| 408  | Rulf, Walter      | 20. I. 1875<br>Nordhausen             | Eisenb.-Betriebs-<br>Kontr., Nordhausen              | D. 1894            | Oberpostinspektor<br>i. Nordhausen       |

# Die Abiturienten des Realgymnasiums (Fortsetzung)

| Nr. | Name, Vorname         | Geburtstag u. Ort                                | Stand u. Wohnung des Vaters     | Reifeprfg.          | Gewählter Beruf   |
|-----|-----------------------|--|---------------------------------|---------------------|---|
| 409 | Ruprecht, Karl        | 1. IV. 1895<br>Nordhausen                        | Kaufmann<br>Nordhausen          | Nrpfg.<br>Aug. 1914 | Dr. jur., Bürgerm.<br>i. Zinten (O.Pr.)                                 |
| 410 | Sachse, Fritz         | 12. V. 1911<br>Ballhausen                        | Bücherrevisor<br>Nordhausen     | D. 1932             | Kaufmann  |
| 411 | Sander, Friedrich     | 9. IV. 1873<br>Nordhausen                        | Bädermeister<br>Frankenhausen   | D. 1891             | Baufach   |
| 412 | Sander, Hermann       | 9. IV. 1908<br>Nordhausen                        | Tischlermeister<br>Nordhausen   | D. 1927             | Kaufmann  |
| 413 | Sander, Jobst         | 7. I. 1909<br>Kelbra                             | Lehrer<br>Kelbra                | D. 1927             | Rechtswissenschaft.   |
| 414 | Sander, Kurt          | 29. VII. 1896<br>Diefersdorf                     | Lehrer<br>in Aftungen           | Juni 1919           | Dr. rer. pol.<br>Referent im statist.<br>Reichsamt Berlin<br>Reichswehr |
| 415 | Sasse, Heinz          | 6. VI. 1915<br>Mthleben                          | Bauer<br>Mthleben               | D. 1935             |   |
| 416 | Sauerbrei, Friedrich  | 23. VI. 1888<br>Rottleberode                     | Grubeninspektor<br>Rottleberode | D. 1910             | Bergfach, gef. i. d.<br>Spartakisten-<br>kämpfen i. Halle               |
| 417 | Schäfer, Erich        | 2. VII. 1905<br>Löderburg                        | Betriebsführer<br>Neußollstedt  | D. 1924             | Elektro-Ingenieur   |
| 418 | Schaffhirt, Rolf      | 5. XI. 1911<br>Nordhausen                        | Klempnermeister<br>Nordhausen   | D. 1930             | Mathematik und<br>Naturwissenschaften                                   |
| 419 | Scharpwinkel, Wilhelm | 30. VII. 1897<br>Barsinghausen<br>Kreis Hannover | Oberpostsekretär<br>Nordhausen  | Nrpfg.<br>Juni 1915 | Dr. med. vet.<br>Tierarzt in Buch-<br>holz bei Altona                   |
| 420 | Scheiber, Johannes    | 24. XII. 1879<br>Nordhausen                      | Fabrikant<br>Nordhausen         | D. 1898             | Dr. phil., Univ.-<br>Professor, Leipzig                                 |

| Nr.  | Name, Vorname        | Geburtstag u. Ort             | Stand u. Wohnung des Vaters       | Reifeprfg.          | Gewählter Beruf                        |
|------|----------------------|-------------------------------|-----------------------------------|---------------------|--|
| 421  | Scheidig, Alfred     | 19. XII. 1880<br>Schellitz    | Kentier<br>Naumburg               | D. 1901             | Offizier                               |
| 422  | Schelhoff, Robert    | 17. III. 1900<br>Nordhausen   | Kaufmann<br>Nordhausen            | Nrpfg.<br>Juni 1918 | Stud.-Assessor<br>i. Lichtenau (Hess.) |
| 423  | Schelm, Heinrich     | 2. XI. 1902<br>Mergentheim    | Kanzlei-Assistent<br>Nordhausen   | D. 1922             | Dipl.-Ingenieur<br>i. Erfurt           |
| 424  | Schende, Otto        | 21. IX. 1894<br>Einbeck       | Apotheker<br>Nordhausen           | Nrpfg.<br>Juni 1916 | Apotheker<br>i. Nordhausen             |
| 425  | Schendel, Rudolf     | 10. I. 1914<br>Spandau        | † Ingenieur<br>Nordhausen         | D. 1932             | Fähnrich z. See                        |
| 425a | Schilling, Paul      | 12. XI. 1883<br>Rothenditmold | Zugführer<br>Nordhausen           | D. 1903             | Ingenieur                              |
| 425b | Schilling, Werner    | 25. III. 1879<br>Oberhausen   | Betriebsdirektor<br>Oberhausen    | D. 1899             | Bergrat i. R.<br>i. Mühlhausen         |
| 426  | Schinke, Gustav      | 23. V. 1893<br>Ellrich        | Landwirt<br>Ellrich               | D. 1913             | Landwirt<br>i. Ellrich                 |
| 427  | Schleiffer, Adalbert | 1. IV. 1914<br>Hainrode       | Lehrer<br>Hainrode                | D. 1934             | Theologie                              |
| 428  | Schlette, Gerhard    | 19. III. 1907<br>Nordhausen   | Verkehrs-<br>kontrolleur          | D. 1927             | Dipl.-Ingenieur<br>i. Nordhausen       |
| 429  | Schlesinger, Paul    | 1. XII. 1890<br>Bleicherode   | Fabrikant<br>Bleicherode          | D. 1910             | Rechtsanwalt und<br>Notar i. Stettin   |
| 430  | Schlorf, Georg       | 30. IX. 1910<br>Nordhausen    | Kaufmann<br>Nordhausen            | D. 1929             | Ger.-Referendar<br>i. Nordhausen       |
| 431  | Schlüter, Kurt       | 22. IV. 1897<br>Nordhausen    | Rechnungsamts-<br>vorsteher i. R. | 1919                | Dr. med.<br>Arzt i. Ellrich            |
| 432  | Schmidt, Adolf       | 6. I. 1898<br>Heldbrungen     | Hotelbesitzer<br>Heldbrungen      | 12. XII. 19         |  |

# Die Abiturienten des Realgymnasiums (Fortsetzung)

| Nr. | Name, Vorname        | Geburtstag u. Ort           | Stand u. Wohnung des Vaters        | Reifeprfg.           | Gewählter Beruf                        |
|-----|----------------------|-----------------------------|------------------------------------|----------------------|--|
| 433 | Schmidt, Fritz       | 12. IV. 1889<br>Bleicherode | Postsekretär<br>Bleicherode        | D. 1908              | Amtsgerichtsrat<br>i. Halle            |
| 434 | Schmidt, Hans        | 15. IX. 1899<br>Heldringen  | Hotelbesitzer<br>Heldringen        | A.o.P.<br>1919       | ins Heer                               |
| 435 | Schmidt, Herbert     | 4. III. 1905<br>Bleicherode | Kaufmann<br>Bleicherode            | D. 1925              | Kaufmann                               |
| 436 | Schmidt, Karl        | 19. IV. 1890<br>Nienstedt   | Landwirt<br>Nienstedt              | D. 1912              | als Feldhilfsarzt<br>gef. 22. VIII. 18 |
| 437 | Schmidt, Paul        | 5. VIII. 1907<br>Stöden     | Lehrer<br>Stöden                   | D. 1927              | Pfarrer                                |
| 438 | Schmidt, Viktor      | 11. XI. 1869<br>Wiblungen   | † Brunneninsp.<br>Wiblungen        | D. 1890              | Postfach                               |
| 439 | Schneider, Paul      | 4. III. 1909<br>Winterberg  | Bauinspektor<br>Nordhausen         | D. 1928              | Dr. med. Arzt                          |
| 440 | Schönberger, David   | 26. III. 1897<br>Nordhausen | Rabbiner<br>Nordhausen             | Krpfsg.<br>Nov. 1916 | Rabbiner i. Aachen                     |
| 441 | Schönheim, Carl      | 8. V. 1901<br>Bleicherode   | Kaufmann<br>Bleicherode            | M. 1920              | Bankier                                |
| 442 | Schotte, Hans        | 16. IV. 1915<br>Wippra      | Amtsgerichts-<br>rat a. D., Wippra | D. 1934              | Reichswehr                             |
| 443 | Schotte, Helmut      | 21. XI. 1912<br>Wippra      | Amtsgerichts-<br>rat a. D., Wippra | D. 1931              | cand. phil.                            |
| 444 | Schredt, Ottomar     | 5. V. 1878<br>Kohleben      | † Gutsbesitzer<br>Kohleben         | D. 1898              | Landwirt<br>i. Kohleben                |
| 445 | Schreiber, Friedrich | 26. VIII. 1915<br>Halle     | Pfarrer<br>Woffleben               | D. 1934              | Lehrer                                 |

| Nr. | Name, Vorname      | Geburtstag u. Ort                           | Stand u. Wohnung des Vaters    | Reifeprfg.           | Gewählter Beruf                            |
|-----|--------------------|---|--------------------------------|----------------------|--|
| 446 | Schreiter, Wilhelm | 24. III. 1877<br>Halle                      | Kaufmann<br>Nordhausen         | D. 1895              | Maschinenbaufach                           |
| 447 | Schröder, Ernst    | 29. VII. 1891<br>Soltau                     | † Kaufmann<br>Soltau           | D. 1911              | Medizin                                    |
| 448 | Schuchardt, Gustav | 22. V. 1871<br>Nordhausen                   | Kaufmann<br>Nordhausen         | D. 1889              | Kaufmann                                   |
| 449 | Schuchart, Gerhard | 29. III. 1911<br>Lipprechtrode              | Lehrer<br>Nordhausen           | D. 1929              | Medizinalpraktik.<br>i. Göttingen          |
| 450 | Schuchart, Herbert | 18. IV. 1913<br>Rüdigershagen               | Lehrer<br>Nordhausen           | D. 1934              | Lehrer                                     |
| 451 | Schultes, Karl     | 6. VII. 1909<br>Nordhausen                  | † Arzt<br>Nordhausen           | D. 1928              | Jura                                       |
| 452 | Schulze, Gustav    | 15. XII. 1893<br>Kleinwerther               | Kaufmann<br>Nordhausen         | Krpfsg.<br>Aug. 1914 | gef. als Leutnant<br>18. II. 1916          |
| 453 | Schulze, Karl      | 13. XII. 1877<br>Mörbach                    | Gutsbesitzer<br>Mörbach        | D. 1898              | Reichsbankdirektor<br>i. Greiz             |
| 454 | Schulze, Richard   | 27. V. 1886<br>Bernigerode                  | Kaufmann<br>Nordhausen         | D. 1905              | Stud.-Rat<br>i. Glogau                     |
| 455 | Schulze, Richard   | 27. V. 1876<br>Nordhausen                   | Postsekretär<br>Nordhausen     | D. 1896              | Postdirektor a. D.<br>i. Berlin            |
| 456 | Schulze, Willy     | 5. III. 1890<br>Großwerther                 | Landwirt<br>Großwerther        | D. 1909              | Dr. phil.<br>gef. 27. IX. 15               |
| 457 | Schuppe, Karl      | 6. VII. 1892<br>Burghausen<br>Kreis Sünfeld | Oberbahn-Assist.<br>Nordhausen | D. 1912              | Dr. med. Arzt<br>Abelshen<br>b. Göttingen  |
| 458 | Schurian, Martin   | 3. XI. 1895<br>Rotenburg a. d. Fulda        | Forstmeister<br>Rotenburg      | Krpfsg.<br>Juni 1915 | Dr. phil., Wirtsch.-<br>Ber., Frankfurt/M. |
| 459 | Schuster, Ulrich   | 26. XI. 1912<br>Mühlhausen i. Elß.          | Prokurist i. A.<br>Heidelberg  | D. 1932              | Rechtswissen-<br>schaften                  |



# Die Abiturienten des Realgymnasiums (Fortsetzung)

| Nr. | Name, Vorname        | Geburtstag u. Ort            | Stand u. Wohnung des Vaters              | Reifeprfg.           | Gewählter Beruf                         |
|-----|----------------------|------------------------------|--|----------------------|---|
| 460 | Schwabe, Fritz       | 19. I. 1889<br>Nordheim      | Eisenb.-Zugführer<br>Nordhausen          | Nrpfsg.<br>Aug. 1917 | ins Heer                                |
| 461 | Schwabe, Kurt        | 19. V. 1894<br>Eisleben      | Zugführer<br>Nordhausen                  | Nrpfsg.<br>Aug. 1914 | Reichsbahnbeamter                       |
| 462 | Schwanstecher, Otto  | 14. V. 1907<br>Niederorßchel | Gastwirt<br>Niederorßchel                | D. 1928              | Dr. med. dent.<br>Zahnarzt i. Worbis    |
| 463 | Schwarzberg, Gerhard | 9. XI. 1911<br>Nordhausen    | Lokomotivführer<br>Nordhausen            | D. 1932              | stud. med. dent.                        |
| 464 | Schwebler, Franz     | 24. XII. 1863<br>Mabitzschen | Rittergutspächter<br>Mabitzschen         | D. 1886              | Steuerfach                              |
| 465 | Seehaus, Paul        | 16. X. 1895<br>Nordhausen    | Lehrer am Gymn.<br>Nordhausen            | Nrpfsg.<br>Aug. 1914 | als Lt. gef.<br>16. VII. 1916           |
| 466 | Seehaus, Wilhelm     | 22. III. 1897<br>Nordhausen  | Lehrer am Gymn.<br>Nordhausen            | Nrpfsg.<br>Aug. 1914 | Regierungsbaumeister, † 1930            |
| 467 | Senf, Theodor        | 11. V. 1892<br>Bleicherode   | Lehrer<br>Bleicherode                    | D. 1911              | cand. phil., als Lt.<br>gef. 2. X. 1916 |
| 468 | Sieden, Gerhard      | 5. VIII. 1911<br>Appenrode   | Lehrer<br>Sülzhayn                       | Dezember<br>1933     | Verwaltungsbeamter                      |
| 469 | Siegling, Max        | 7. V. 1878<br>Nordhausen     | Kaufmann<br>Nordhausen                   | D. 1897              | Postfach                                |
| 470 | Sievers, Werner      | 5. XII. 1904<br>Halle        | † Rittergutspächter<br>Tilleba           | M. 1923              | Dr. phil., Dipl.-Landwirt i. Halle      |
| 471 | Sindram, Walter      | 23. I. 1881<br>Wernigsen     | Stationsvorsteher<br>Niedersachsenverfen | D. 1899              | Dipl.-Ingenieur i. Berlin               |
| 472 | Sped, Hermann        | 6. XI. 1914<br>Löderburg     | Kaufmann<br>Bischofferode                | D. 1934              | Volontär i. Bischofferode               |

| Nr. | Name, Vorname      | Geburtstag u. Ort                     | Stand u. Wohnung des Vaters       | Reifeprfg.           | Gewählter Beruf                      |
|-----|--------------------|---------------------------------------|-----------------------------------|----------------------|--------------------------------------|
| 473 | Spiewed, Bruno     | 8. XI. 1893<br>Beinrode b. Leinefelde | Kgl. Förster<br>Friedrichslohra   | D. 1912              | Mathematiker<br>Dr. phil.            |
| 474 | Söhle, Rudolf      | 13. III. 1871<br>Grantenhausen        | Bädermeister<br>Grantenhausen     | D. 1891              | Steuerfach                           |
| 475 | Städtler, Hans     | 5. VIII. 1896<br>Nordhausen           | † Lehrer<br>Nordhausen            | Nrpfsg.<br>Aug. 1914 | ins Heer                             |
| 476 | Stapf, Hans        | 6. III. 1902<br>Nordhausen            | Postsekretär<br>Nordhausen        | D. 1921              | Hauptschriftleiter i. Breslau        |
| 477 | Starke, Helmut     | 23. VII. 1911<br>Wilhelmshaven        | Zeichenlehrer i. R.<br>Nordhausen | D. 1929              | Dr. jur., Gerichts-Referend. i. Rbh. |
| 478 | Starke, Max        | 4. VII. 1908<br>Bremen                | Zeichenlehrer i. R.<br>Nordhausen | D. 1927              | Dipl.-Ingenieur i. Berlin            |
| 479 | Steffen, Heinz     | 13. VIII. 1902<br>Thorn               | Mittelschulrektor<br>Nordhausen   | D. 1921              | Dr. ing., Gew.-Obl. Berlin-Frohnau   |
| 480 | Steffen, Werner    | 29. VI. 1913<br>Pöfen                 | Mittelschulrektor<br>Nordhausen   | D. 1931              | Ger.-Referendar                      |
| 481 | Steinmüller, Oskar | 20. XII. 1865<br>Nordhausen           | Weinhändler<br>Nordhausen         | D. 1886              | Bankbeamter i. R. Grimmerode         |
| 482 | Stöckle, Robert    | 23. VIII. 1900<br>Ulm                 | Ingenieur<br>Nierenhof i. Westf.  | D. 1920              | Maschinenbaufach                     |
| 483 | Stoffregen, Werner | 24. II. 1914<br>Hildesheim            | Mittelschullehrer<br>Nordhausen   | D. 1932              | Mathematiker                         |
| 484 | Stolze, Otto       | 5. I. 1900<br>Kelbra                  | Kaufmann<br>Kelbra                | Nrpfsg.<br>D. 1919   | Dipl.-Ing., Euhl                     |
| 485 | Strecker, Albert   | 15. VI. 1875<br>Nordhausen            | † Deonom<br>Nordhausen            | D. 1894              | Oberpostlat i. Leipzig               |
| 486 | Strecker, Udo      | 28. XII. 1913<br>Nordhausen           | Hauptlehrer<br>Nordhausen         | D. 1932              | Rechtswissenschaften                 |

# Die Abiturienten des Realgymnasiums (Fortsetzung)

| Nr. | Name, Vorname          | Geburtstag u. Ort                 | Stand u. Wohnung des Vaters                 | Reifeprfg. | Gewählter Beruf   |
|-----|------------------------|-----------------------------------|---|------------|---|
| 487 | Tappe, Detlef          | 26. VI. 1907<br>Neheim a. d. Ruhr | Oberingenieur<br>Nordhausen                 | D. 1927    | Geschäftsführer<br>der MEB. in<br>Königsberg (OPr.).<br>Forstfach |
| 488 | Taube, Kurt            | 15. IX. 1911<br>Hannover          | Revierförster i. R.<br>Nordhausen           | D. 1932    |   |
| 489 | Tauer, Wilhelm         | 11. XII. 1887<br>Großhörner       | Fahrsteiger<br>Großhörner<br>Kreis Mansfeld | D. 1908    | Bergfach  |
| 490 | Teichmann, Kurt        | 16. X. 1911<br>Immenrode          | Rentier<br>Kelbra                           | D. 1932    | Zahnarzt  |
| 491 | Teichmüller, Ernst     | 28. III. 1900<br>Ellrich          | Fabrikbesitzer<br>Ellrich                   | D. 1918    | Kaufmann<br>Dr. rer. pol.<br>Kaufmann                             |
| 492 | Teichmüller, Ferdinand | 16. X. 1892<br>Ellrich            | Fabrikbesitzer<br>Ellrich                   | D. 1912    |   |
| 493 | Teichmüller, Oswald    | 18. VI. 1913<br>Nordhausen        | † Kaufmann<br>St. Andreasberg               | D. 1931    | Mathematiker  |
| 494 | Teuber, Kurt           | 22. IX. 1912<br>Nordhausen        | Elektrotechniker<br>Nordhausen              | D. 1932    | stud. rer. techn.   |
| 495 | Theuerkauf, Artur      | 25. V. 1910<br>Obersachsenhausen  | † Landwirt<br>Obersachsenhausen             | D. 1931    | Theologie   |
| 496 | Theuerkauf, Bruno      | 12. XI. 1905<br>Herrmannsdorf     | † Architekt<br>Nordhausen                   | D. 1925    | Dipl.-Ingenieur<br>i. Kiel  |
| 497 | Thiele, Gustav         | 27. V. 1868<br>Eisleben           | Lehrer<br>Eisleben                          | D. 1889    | Postfach  |
| 498 | Tiebel, Waldemar       | 15. VIII. 1913<br>Bromberg        | Drogist<br>Berga                            | D. 1932    | Bankfach  |

| Nr.  | Name, Vorname     | Geburtstag u. Ort                     | Stand u. Wohnung des Vaters      | Reifeprfg. | Gewählter Beruf                     |
|------|-------------------|---------------------------------------|----------------------------------|------------|-------------------------------------|
| 499  | Todenhöfer, Heinz | 13. II. 1914<br>Steinbrücken          | Rektor<br>Köthen                 | M. 1934    | Sportlehrer                         |
| 500  | Tolle, Hermann    | 9. X. 1891<br>Nordhausen              | Brennereibesitzer<br>Nordhausen  | D. 1910    | Stud. Nat. Dr. phil.<br>i. Kassel   |
| 501  | Tölle, Oskar      | 26. VI. 1915<br>Möhlen                | Ladeschaffner<br>Möhlen          | D. 1935    | Lehrer                              |
| 502  | Töpfer, Richard   | 15. V. 1870<br>Ellrich                | Ziegeleibesitzer<br>Ellrich      | D. 1891    | Studium der<br>neueren Sprachen     |
| 503  | Töpfer, Rudolf    | 4. X. 1868<br>Kelbra                  | Gerbermeister<br>Kelbra          | D. 1888    | Zollamtmann i. R.<br>Magdeburg      |
| 504  | Törpe, Johann     | 1. IV. 1882<br>Nordhausen             | Kaufmann<br>Nordhausen           | D. 1901    | Maschinenbau                        |
| 505  | Törschner, Hans   | 13. III. 1894<br>Kelbra               | Kaufmann<br>Kelbra               | D. 1914    | Dr. med. vet.<br>Tierarzt i. Kelbra |
| 506  | Tolle, Hermann    | 1. VIII. 1889<br>Großbodungen         | Ziegeleibesitzer<br>Großbodungen | D. 1909    | Dr. phil.<br>gef. 10. XI. 14        |
| 507  | Tolle, Rudolf     | 2. VII. 1916<br>Nordhausen            | Kaufmann<br>Nordhausen           | D. 1935    | Bauingenieur                        |
| 508  | Trescher, Wilhelm | 5. XI. 1899<br>Nordhausen             | Kaufmann<br>Nordhausen           | D. 1918    | Reichsb.-Beamter                    |
| 509  | Tuve, Walter      | 3. VII. 1907<br>Nordhausen            | Drogist<br>Nordhausen            | D. 1928    | Dr. med. dent.<br>Zahnarzt u. Arzt  |
| 509a | Uhrhahn, Walther  | 24. V. 1890<br>Rothenburg a. d. Fulda | Apotheker<br>Rothenburg          | D. 1909    | Jurisprudenz                        |
| 510  | Utermann, Walter  | 18. III. 1892<br>Elsfeld              | Rechnungsrat<br>Kassel           | D. 1913    | als Lt. gef.<br>16. IV. 17          |
| 511  | Utisch, Ludwig    | 17. XI. 1912<br>Kiel                  | Dr. Gewerberat<br>Nordhausen     | D. 1930    | Ger.-Referendar                     |

# Die Abiturienten des Realgymnasiums (Fortsetzung)

| Nr.  | Name, Vorname     | Geburtstag u. Ort                        | Stand u. Wohnung des Vaters     | Reifeprfg.          | Gewählter Beruf                      |
|------|-------------------|--|---------------------------------|---------------------|--------------------------------------|
| 512  | Berges, Gotthold  | 25. X. 1909 i. Wippra                    | Justizinspektor i. N.           | D. 1929             | Ger.-Referendar                      |
| 513  | Böllmer, Ernst    | 2. X. 1886 i. Guben                      | † Zahnarzt, Guben               | D. 1906             | neuere Sprachen                      |
| 514  | Bogeler, Artur    | 15. I. 1878                              | Stationsbeamter                 | D. 1910             | Stud.-Nat., Dr. phil.                |
| 515  | Boigt, Helmut     | Riestedt, Ars. Sangerh.<br>29. XII. 1900 | Riestedt<br>Postsekretär        | 12. 12. 19          | Raumburg a. S.<br>Apotheker          |
| 516  | Boigt, Karl       | Bleicherode<br>23. XII. 1893             | Bleicherode<br>Kaufmann         | M. 1913             | Kaufmann                             |
| 517  | Boltmann, Erich   | Hohegeiß<br>9. II. 1896                  | Hohegeiß<br>Zimmermeister       | D. 1915             | Steuerinspektor<br>i. Erfurt         |
| 518  | Boltmann, Kurt    | Stolberg i. S.<br>18. IV. 1908           | Nordhausen<br>Kaufmann          | D. 1927             | Bankbeamter<br>i. Nordhausen         |
| 519  | Boltmann, Wilhelm | Landsberg a. Warthe<br>6. VI. 1894       | Nordhausen<br>Zimmermeister     | D. 1914             | Kaufmann i. Nbh.                     |
| 520  | Wachtel, Hermann  | Stolberg<br>22. IX. 93 i. Nordh.         | Stolberg<br>Stat.-Assist. i. N. | D. 1912             | gef. 2. V. 15                        |
| 521  | Wachtel, Ingo     | 7. VIII. 1912                            | Lehrer<br>Nordhausen            | D. 1931             | Redakteur                            |
| 521a | Wagner, Johannes  | Plözig / Westpr.<br>4. I. 1895           | Fahrsteiger<br>Leimbach         | Nrpfg.<br>Aug. 1914 | gef. als Lt.<br>3. X. 1916           |
| 522  | Wallach, Alfred   | Hettstedt<br>9. XII. 1897                | Kaufmann<br>Bleicherode         | Nrpfg.<br>Juni 1916 | ins Meer                             |
| 522a | Waltther, Curt    | Bleicherode<br>5. IV. 1884               | Kaufmann<br>Nordhausen          | D. 1903             | Oberl. i. Erfurt<br>gef. 30. VII. 16 |
| 523  | Waltther, Rolf    | Nordhausen<br>31. III. 1899              | Oberlehrer<br>Erfurt            | D. 1928             | Dr. phil.<br>Archivar i. Danzig      |
| 524  | Wand, Hermann     | 27. V. 1910<br>Erfurt<br>Nordhausen      | Klempnermeister<br>Nordhausen   | D. 1917             | Arzt, Dr. med.<br>Göttingen          |

| Nr.  | Name, Vorname      | Geburtstag u. Ort               | Stand u. Wohnung des Vaters       | Reifeprfg.          | Gewählter Beruf                         |
|------|--------------------|---------------------------------|-----------------------------------|---------------------|---|
| 525  | Wand, Johannes     | 4. IV. 1902<br>Nordhausen       | Klempnermeister<br>Nordhausen     | D. 1920             | Kaufmann<br>Dortmund                    |
| 525a | Wand, Paul         | 28. XI. 1879<br>Nordhausen      | Klempnermeister<br>Nordhausen     | D. 1898             | Dr. phil., als Lt.<br>gef. 25. IX. 1916 |
| 526  | Weber, Heinrich    | 6. IV. 1866<br>Nordhausen       | Hotelbesitzer<br>Nordhausen       | D. 1887             | Oberst a. D. †                          |
| 527  | Webeking, Walter   | 9. II. 1898<br>Nordhausen       | Großkaufmann<br>Nordhausen        | 12. 12. 19          | Dr. jur., Kaufm.<br>Nordhausen          |
| 528  | Weißborn, Kurt     | 8. II. 1906<br>Hann.-Münden     | Kaufmann<br>Nordhausen            | D. 1924             | Bergfach                                |
| 529  | Weist, Ulrich      | 10. XII. 1898<br>Sommerfeld     | Apothekenbesitzer<br>Sommerfeld   | Nrpfg.<br>Okt. 1915 | Offizier                                |
| 530  | Weitenhagen, Hasso | 4. IX. 1910<br>Posen            | Kaufmann<br>Berlin                | D. 1929             | Ger.-Referendar                         |
| 531  | Weitenhagen, Horst | 31. VIII. 1908<br>Posen         | Kaufmann<br>Berlin                | D. 1927             | Maschinenbau                            |
| 531a | Wendt, Wilhelm     | 15. XII. 1899<br>Derenthal      | Förster<br>Wallenried             | 12. 12. 19          |   |
| 532  | Wenzel, Karl       | 2. XII. 1915<br>Bartoltsfelde   | Reichsb.-Assistent<br>Nordhausen  | D. 1935             | Bankbeamter                             |
| 533  | Werkmeister, Hugo  | 4. XII. 1882<br>Sangerhausen    | Eisenb.-Stat.-Ass.<br>Nordhausen  | D. 1901             | Bankfach                                |
| 534  | Wernicke, Hermann  | 8. XI. 1883<br>Nordhausen       | Schneidermeister<br>Nordhausen    | D. 1903             | Oberlehrer<br>gef. 12. IX. 14           |
| 535  | Werner, Franz      | 16. IV. 1877<br>Wolftramshausen | Fabrikdirektor<br>Wolftramshausen | D. 1895             | Schiffbau                               |
| 536  | Wicht, Joachim     | 3. XI. 1914<br>Nordhausen       | Oberpostsekretär<br>Nordhausen    | M. 1933             | Flugzeugführer                          |

# Die Abiturienten des Realgymnasiums (Fortsetzung)

| Nr. | Name, Vorname     | Geburtstag u. Ort             | Stand u. Wohnung des Vaters     | Reifeprfg.       | Gewählter Beruf                        |
|-----|-------------------|-------------------------------|---------------------------------|------------------|--|
| 537 | Wied, Wilhelm     | 27. I. 1898<br>Hettstedt      | Kaufmann<br>Hettstedt           | A. o. P.<br>1919 | Offizier                               |
| 538 | Wiederhold, Karl  | 25. IX. 1863<br>Keffershausen | Werksführer<br>Gieboldshausen   | D. 1885          | kath. Theologie                        |
| 539 | Wiegand, Gustav   | 14. IV. 1878<br>Nordhausen    | Brennereibesitzer<br>Nordhausen | D. 1899          | Intendantur                            |
| 540 | Wiegand, Ortwin   | 25. VIII. 1912<br>Niestedt    | Lehrer<br>Sundhausen            | D. 1931          | Ger.-Referendar                        |
| 541 | Wielert, Wilhelm  | 11. III. 1865<br>Benzen       | Oekonom<br>Benzen               | D. 1885          | Forstfach                              |
| 542 | Wiemann, Axel     | 20. IX. 1898<br>Reiboldsgrün  | Dr. Sanitätsrat<br>Sülzhayn     | A. o. P.<br>1919 | Offizier                               |
| 543 | Wiese, Paul       | 1. X. 1874<br>Nordhausen      | Kaufmann<br>Nordhausen          | D. 1893          | leit. Dipl.-Ing.<br>i. Offenbach a. M. |
| 544 | Wiesing, Paul     | 9. VII. 1870<br>Seehausen     | Realg.-Direktor<br>Nordhausen   | D. 1889          | Postfach                               |
| 545 | Wiegke, Fritz     | 11. III. 1910 i. Ellrich      | Fabrikant, Nordh.               | D. 1928          | Kaufmann                               |
| 546 | Wigand, Albert    | 8. VI. 1878<br>Nordhausen     | Photograph<br>Nordhausen        | D. 1898          | Schiffsbaufach                         |
| 547 | Wilhelm, Heinrich | 14. II. 1909<br>Nordhausen    | Kaufmann<br>Nordhausen          | D. 1929          | Dr. med. dent.<br>Zahnarzt i. Bleich.  |
| 548 | Winkelmann, Max   | 27. II. 1875<br>Stolberg      | Lehrer<br>Nordhausen            | M. 1895          | Oberstleutn. a. D.<br>Magdeburg        |
| 549 | Wolff, Heinrich   | 23. II. 1871<br>Nordhausen    | Fabrikant<br>Nordhausen         | D. 1889          | Studiendirektor<br>Otterndorf a. d. E. |
| 550 | Wolff, Kurt       | 23. V. 1910 i. Kelbra         | Rektor i. Kelbra                | D. 1929          | Dipl.-Ingenieur                        |

| Nr. | Name, Vorname       | Geburtstag u. Ort               | Stand u. Wohnung des Vaters      | Reifeprfg.         | Gewählter Beruf                                |
|-----|---------------------|---------------------------------|----------------------------------|--------------------|--|
| 551 | Wollheim, Hans      | 14. IV. 1893<br>Libau (Rußland) | Kaufmann<br>Berlin               | D. 1912            | Jura   |
| 552 | Wollmer, Alfred     | 24. V. 1913<br>Kray             | Grubeninspektor<br>Sollstedt     | D. 1933            | Chemie   |
| 553 | Wolter, Kurt        | 29. VI. 1912<br>Blankenburg     | Oberzollsekretär<br>Nordhausen   | D. 1932            | Zollbeamter                                    |
| 554 | Zedel, Arthur       | 13. 3. 1871<br>Göttingen        | Eisenbahnzugf.<br>Nordhausen     | D. 1891            | Bankfach                                       |
| 555 | Zscheile, Werner    | 24. XII. 1896<br>Hildburghausen | Fabrikdirektor<br>Kottleberode   | Krpf.<br>Juni 1916 | Dipl.-Ingenieur<br>i. Burghausen<br>b. Leipzig |
| 556 | Zschintsch, Wilhelm | 22. V. 1894<br>Nordhausen       | Kreisausschußsekr.<br>Nordhausen | D. 1912            | Dipl.-Ingenieur<br>i. Berlin                   |
| 557 | Zunkel, Berthold    | 17. XI. 1898<br>Nordhausen      | Kaufmann<br>Nordhausen           | Krpf.<br>Mai 1917  | Dipl.-Ingenieur<br>Düren (Rh.)                 |

### III.

## Die Schüler des Jahres 1934—35.

#### O I

Busch, Ewald  
Emberger, Heinrich  
Engelmann, Heinz  
Fischer, Gerhard  
Friße, Dietrich  
Gullmann, Heinz  
Hartlep, Werner  
Henze, Karl  
Reimann, Hans  
Reimann, Werner  
Riden, Gerhard  
Sasse, Heinz  
Todenhöfer, Heinz  
Tölle, Oskar  
Tolle, Rudolf  
Wenzel, Karl  
Ruthe, Ricardo

#### U I

Becker, Karl-Heinz  
Brauer, Friedrich  
Döbler, Helmut  
Dörries, Hermann  
Eisfeld, Ewald  
Grübel, Werner  
Hartmann, Karl  
Haupt, Gerd  
Hilpert, Heinz  
Karnstedt, Karl  
Krieghoff, Helmut  
Lehmann, Rudolf  
Fischer, Friedrich  
Miche, Richard  
Naue, Helmut  
Reich, Herbert

Riemann, Fritz  
Rübsame, Martin  
Schatte, Arnulf  
Schmidt, Helmut  
Strohmeier, Heinz  
Tiegel, Hans  
Wember, Alfred  
Wolter, Otto  
Wulf, Detlev

#### O II

Ugrod, Hans  
Busch, Werner  
Dessler, Heinz  
Duckstein, Helmut  
Gatzmann, Heinz  
Grünwald, Horst  
Kauitzsch, Adolf  
Kirchhoff, Werner  
Klinger, Siegfried  
Laube, Heinz  
Nicolai, Hans  
Matzke, Herbert  
Sauerbrey, Gerhard  
Weinmann, Klaus  
Wolf, Georg

#### U II a

Badhaus, Fritz  
Behrens, Fritz  
Bergmann, Paul  
Brambach, Reinhold  
Evers, Werner  
Fleisch, Willy  
Günther, Karl

Seyer, Kurt  
Hoffmann Bernhard  
Kähler, Hans  
Kneffel, Heinz  
Kröner, Hans-Georg  
Kurbad, Hans  
Mehne, Richard  
Neidel, Hans-Joach.  
Pauli, Helmut  
Raczynsky, Horst  
Rumpf, Heinz  
Schmidt, Hans  
Seyer, Walter  
Stade, Heinz  
Bernede, Heinz

#### U II b

Becker, Gerhard  
Burandt, Werner  
Claus, Werner  
Engel, Arno  
Flobr, Karl  
Gebenroth, Kurt  
Gierke, Erich  
Helbig, Frithjoff  
Hiller, Heinz  
Hochst, Rudolf  
Hoff, Harry  
Holefleisch, Gerhard  
Koch, Walter  
Krieghoff, Gerhard  
Krug, Emil  
Nebe, Robert  
Parther, Heinz  
Rust, Erich  
Schroder, Fritz  
Schwing, Heinrich

Sonnenschmidt, Helmut  
 Stadelmann, Gerhard  
 Wobes, Helmut  
 Zrige, Hans

### O III a

Beerbaum, Karl-Heinz  
 Eisner, Hans-Wolfgang  
 Feudel, Günther  
 Flagemeyer, Otto  
 Gerlich, Hans  
 Heil, Georg  
 John, Albrecht  
 Kessler, Herbert  
 Klettke, Horst  
 Lehmann, Ulrich  
 Minne, Gerhard  
 Mohr, Heinz  
 Oppenheimer, Werner  
 Pilgram, Hans  
 Pipke, Horst  
 Schimmeyer, Ernst  
 Schomburg, Woldemar  
 Siedel, Horst  
 Speck, Gerhard  
 Thelemann, Hugo  
 Treffer, Friedrich  
 Witthoeft, Hans-Joach.

### O III b

Behrens, Siegfried  
 Böttcher, Karl-August  
 Franke, Fritz  
 Göbde, Klaus  
 Graul, Hans-Joachim  
 Hesse, Wolfgang  
 Hude, Günther  
 Kliebisch, Karl  
 Lampert, Hermann  
 Lohöfer, Karl  
 Meyer, Martin  
 Müller, Siegfried  
 Nattrodt, Rudolf  
 Renner, Horst  
 Riefe, Arnold  
 Roeder, Horst  
 Schemm, Günther  
 Schulze, Reinhard  
 Schuster, Hermann  
 Stange, Hans-Joachim  
 Teubner, Karl

Klinger, Horst-Herbert  
 Große, Reinhard  
 Horn, Dietrich  
 Hüllenhagen, Werner  
 Müller-Gottschedt,  
 Eckard  
 Butré, Werner

### U III a

Beck, Horst  
 Blankenburg, Helmut  
 Bönike, Osmar  
 Busch, Willi  
 Erhardt, Günther  
 Einide, Gerhard  
 Gareiß, Hermann  
 Gutmann, Karl  
 Häusler, Hans-Ulrich  
 Heidenblut, Heinrich  
 Helbing, Otto  
 Hesse, Heinz  
 Hoppe, Heinz  
 Hund, Horst  
 Kirchhoff, Hans  
 Kirchner, Heinz  
 Lemke, Lothar  
 Madenrodt, Friedrich  
 Moritz, Rudolf  
 Rahm, Helmut  
 Rausch, Hartmut  
 Reichard, Günter  
 Roesch, Erich  
 Schlawed, Hans  
 Schmalz, Gerhard  
 Schmalz, Christian  
 Schmidt, Werner  
 Schuchart, Horst  
 Schulze, Rolf  
 Spangenberg, Werner  
 Teichler, Kurt  
 Tolle, Gerhard  
 Urfin, Werner  
 Volke, Günther  
 Weiß, Heinz  
 Wilhelm, Otto  
 Witte, August  
 Vogel, Hellmut

### U III b

Busse, Hans  
 Dittmann, Fritz

Ehrhardt, Karl  
 Ehrlich, Konrad  
 Euling, Helmut  
 Gerlach, Hans  
 Graß, Kurt  
 Henze, Hans-Karl  
 Herrmann, Helmut  
 Heuzeroth, Erich  
 Hogrefe, Hansjürgen  
 Hüllenhagen, Werner  
 Koch, Heinrich  
 Koch, Martin  
 Kramer, Robert  
 Kolb, Dietrich  
 Krug, Gerhard  
 Laube, Gerhard  
 Mai, Alfred  
 Moß, Karl-Ernst  
 Naumann, Wolfgang  
 Ostmann, Friedrich  
 Posse, Horst  
 Rothe, Helmut  
 Ruprecht, Günter  
 Schäfer, Heinz  
 Schmidt, Joachim  
 Schmeitler, Helmut  
 Spangenberg, Joachim  
 Schulz, Günther  
 Schulze, Hans  
 Steinacker, Rolf  
 Thelemann, Hans-Friedr.  
 Ubbelohde, Reinhardt  
 Voigt, Hermann  
 Westerhausen, Hubert  
 Wohlberedt, Heinz

### IV a

Bathe, Heribert  
 Berneburg, Horst  
 Bideau, Georg  
 Birschhoff, Horst  
 Brunk, Heinrich  
 Döring, Ernst  
 Eisner, Peter  
 Gerlach, Wolfgang  
 Grohmann, Gerhard  
 Hoff, Walter  
 Hoffmann, Joachim  
 Höfer, Martin  
 Hüffner, Wolfgang  
 Joachimi, Herbert  
 Lah, Harry  
 Ludewig, Karl-Heinz

Meyer, Joachim  
 Parther, Werner  
 Piehler, Gerhard  
 Prausnitz, Max-Wolfgang  
 Reisch, Kurt  
 Rothmeyer, Gerhard  
 Rüdert, Otto  
 Rühling, Walter  
 Schellhaas, Rolf  
 Schumann, Karl  
 Spillner, Horst  
 Stiede, Werner  
 Stredler, Rolf  
 Thomasius, Walter  
 Wades, Bruno  
 Werther, Helmut  
 Wüsthoff, Roland  
 Weizner, Harro

#### IV b

Berndt, Siegfried  
 Bösel, Richard  
 Brendede, Karl-Heinz  
 Döhler, Walter  
 Emmelmann, Werner  
 Engel, Gerhard  
 Festner, Rudi  
 Frihe, Rudolf  
 Gerlich, Heinz  
 Günther, Heinz  
 Haase, Hans-Joachim  
 Hartung, Helmut  
 Heibede, Otto  
 Hanke, Günther  
 Heßland, Heinz  
 Hoinke, Bruno  
 Jmsande, Reinhard  
 Jser, Wolfgang  
 Jöbide, Gerhard  
 Kibr, Rolf  
 Kruse, Hans-Georg  
 Kunze, Hans  
 Lehnert, Rolf  
 Lindemann, Hans-Friedr.  
 Meißner, Heinz  
 Meyer, Karl-Heinz  
 Mögener, Herbert  
 Schulze, Karl  
 Schulze, Rudolf  
 Seidel, Gerhard  
 Lömmer, Reinhold  
 Starosta, Günther  
 Zätsch, Otto

#### V a

Arndts, Wilfried  
 Aurin, Kurt  
 Bergmann, Fritz  
 Bolze, Hans  
 Bühling, Walter  
 Diener, Karl-Heinz  
 Ehrhardt, Friedrich  
 Eitz, Werner  
 Gräßer, Georg  
 Grimm, Rudolf  
 Hagelstange, Ferdinand  
 Hamel, Wilhelm  
 Henkel, Otto  
 Hillenhagen, Harry  
 Höche, Willy  
 Höfer, Gerhard  
 Hoffmann, Karl  
 Kadelfa, Karl-Ernst  
 Koblmann, Wolfgang  
 Nebelung, Karl  
 Pilz, Karl-Wilhelm  
 Probst, Friedrich  
 Scheiber, Ernst-Gustav  
 Schreiber, Günther  
 Schulze, Fritz  
 Siebert, Wolfgang  
 Spitz, Wolfgang  
 Ströbele, Rupert  
 Volke, Erich  
 Weber, Hans-Günther  
 Werner, Gerhard

#### V b

Bischoff, Hans  
 Bohlmann, Karl-Heinz  
 Dießel, Siegfried  
 Engelhardt, Günther  
 Flagemeyer, Rolf  
 George, Hans  
 Gerlach, Heinz  
 Gothe, Walter  
 Hermeling, Günther  
 Hoff, Joachim  
 Jericho, Fritz  
 Kann, Günther  
 Kurzjusz, Heinz  
 Luhe, Gerhard  
 Menke, Kurt  
 Menzel, Friedrich  
 Mohr, Wolfgang  
 Müller, Gerhard

Müller, Hermann  
 Sänger, Helmut  
 Schäß, Helmut  
 Thias, Horst  
 Thumann, Hans  
 Törpe, Rudolf  
 Utisch, Joachim  
 Wagner, Friedrich  
 Weiß, Helmut  
 Wiegand, Kurt  
 Franke, Werner  
 Müller-Gottschied, Gernot

#### VI a

Bachmann, Gerhard  
 Beyer, Günther  
 Diedhues, Bernhard  
 Döring, Hermann  
 Döring, Martin  
 Engenberg, Walter  
 Först, Hans-Georg  
 Gahmann, Wolfgang  
 Grüneberg, Hans  
 Hans, Günther  
 Hilpert, Horst  
 Hüffner, Klaus  
 Kiefer, Fritz  
 Kiefer, Hans-Georg  
 Kunze, Gerhard  
 Lehndorf, Hans  
 Lerche, Hanno  
 Müller, Wolfgang  
 Neppe, Kurt  
 Nieschmidt, Siegfried  
 Presse, Heinrich  
 Ratemann, Friedrich  
 Riden, Herbert  
 Rosendorf, Horst  
 Salzmann, Hans  
 Schmidt, Hans-Horst  
 Schmidt, Walter  
 Schmidkunz, Florian  
 Schulz, Joachim  
 Volkmann, Gerhard  
 Walzog, Horst  
 Wendehorst, Karl-Heinz  
 Gareis, Wolfgang

#### VI b

Alig, Helmut  
 Abicht, Gerhard

Borchers, Gerhard  
Busch, Horst  
Bühling, Ernst  
Friedrich, Wolfgang  
Glaß, Max  
Herrmann, Günther  
Jahns, Kurt  
Kühnstedt, Horst  
Künzel, Helmut

Loß, Hartwig  
Madeheim, Gerhard  
Malmus, Konrad  
Meier, Karl-Heinz  
Menzel, Erich  
Müller, Lothar  
Pugke, Horst  
Riemann, Fritz  
Rabe, Otto

Rosenbusch, Theodor  
Rossi, Gerhard  
Schmalz, Martin  
Schild, Gerhard  
Schild, Werner  
Sietel, Karl-Ludwig  
Wangemann, Heinz  
Weißgerber, Heinz  
Weltin, Günther



# IV.

## Nachtrag

### Neu aufgenommene Schüler Ostern 1935.

#### VI a

Bittorf, Fritz  
 Hage, Hans Erich  
 Hahnemann, Heinz  
 Handwerk, Heinrich  
 Hartleb, Albert  
 Hoff, Ulrich Günter  
 Hohmann, Hans  
 Hoppe, Jürgen  
 Hüffner, Claus  
 Junge, Wolfgang  
 Kindermann, Wolfgang  
 Klapprott, Helmut  
 Leinberger, Günter  
 Leman, Alfred  
 Manns, Horst  
 Marholdt, Günter  
 Neugeböhren, Karl-Heinz  
 Nieschmidt, Karl-Heinz  
 Presse, Heinrich  
 Reinboth, Volter  
 Reinhard, Kurt  
 Schäfer, Günter  
 Schattenberg, Rolf  
 Schulze, Martin  
 Sliwka, Wolfgang  
 Spangenberg, Gerhard  
 Törpe, Hans  
 Törpe, Herbert  
 Wehle, Albert  
 Wiegel, Günther

#### VI b

August, Effehard  
 Barche, Martin

Bruch, Klaus  
 Einide, Robert  
 Franze, Karl-Heinz  
 Eggerding, Helmut  
 Genenz, Rudolf  
 Gothe, Werner  
 Hoffmann, Lothar  
 Keilholz, Horst  
 Kaufmann, Wolfgang  
 Köhler, Horst  
 Maißold, Fritz  
 Mosbach, Herbert  
 Dehler, Joachim  
 Demisch, Albert-Paul  
 Kössler, Heinz  
 Kembe, Heinz-Joachim  
 Nieschel, Hartmut  
 Sad, Joachim  
 Schuster, Fritz  
 Schmidt, Gerhard  
 Schmalz, Martin  
 Stange, Klaus  
 Telemann, Heini  
 Volke, Heini  
 Wagner, Hans Joachim  
 Warburg, Herbert  
 Weißgerber, Heinz

#### U II b

Neumann, Oskar

#### U II b

Wildenhain, Heinz

#### O III b

Plagsted, Hans

#### U III a

Brückner, Martin

#### U III a

Hartung, Oskar

#### U III a

Junter, Karl

#### U III a

Schmidt, Helmut

#### U III a

Schwing, Helmut

#### U III b

Riemann, Hans-Heinz

#### IV a

Einenkel, Joachim

#### IV a

Hahnemann, Eduard

#### IV a

Klausling, Heinz

#### IV a

v. Kugelgen, Gerhard

#### IV b

v. Bila-Mahmer, Wolf

#### IV b

Oppermann, August

#### V a

Krüger, Karl

#### V b

Schende, Richard